


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Ch. Kuffner's

erzählende Schriften,

dramatische und lyrische Dichtungen.

Ausgabe letzter Hand.

Fünfter Band.

Wien, 1843.
Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Lebensglück und Selbstbeherrschung.

Abends im Garten des alten Harold standen mehrere Personen am Fischteiche, mit Angelruthen und Netzen. Alle zusammen fischten aber nichts: Die Weiber und Mädchen aus Ungeschicklichkeit und Lachlust, die Männer, weil sie mehr auf die Fischerinnen als auf die Fische Acht hatten.

Der alte Harold saß auf einer grünen Bank am Ufer und hatte über den komischen Unwillen der nichts fischenden Fischer und Fischerinnen seine herzliche Freude, während sein Sohn Wilhelm sich vergeblich bemühte, die Damen das Fischen zu lehren. Das führte endlich zu einem Gespräche auf die Damen überhaupt, als geborne Meisterinnen im Fisch- und Fliegenfang (wohl zu merken: die Fische und Fliegen sind dann wir Herren der Schöpfung); dann auf die verschiedenen Arten von Menschen, die im Lebens-Ocean so mancherlei fischen möchten und doch wenig oder nichts fischen, wo dann z. B. der Eine eine Erbschaft fischen möchte, der Andere ein einträgliches Amt, der Dritte einen glänzenden Titel. So angelt denn auch der Dichter nach Gedanken und Bildern, die Kokette nach Anbetern, der Arzt und der Tod nach Kranken, der Advokat nach Prozessen, der Journalist nach Pränumeranten und Mitarbeitern, der Schauspieler nach *Beifallklatschern* u. s. w.

Wir lassen nun alle die Leute fischen, wie sie wollen oder können, und schauen dafür die Personen an, die jetzt, statt zu fischen, über das Fischen zusammen reden: zuerst den alten Harold, der seelenvergnügt auf der grünen Bank sitzt. Ihm ist sein Vergnügen und sein behagliches Sitzen allerdings zu gönnen, denn er hat in seinem langen Leben schon genug gearbeitet und gelitten, um die Plagen und Leiden Anderer zu mildern. Er ist Arzt, hat aber die Praxis größtentheils schon aufgegeben. Er erwarb sich viel Geld und Gut, aber noch mehr Dankbarkeit, denn in jedem Kranken, der sich ihm vertraute, sah er stets einen hilflosen Freund, und je gefährlicher die Krankheit war, desto theilnehmender wurde seine Freundschaft. Jetzt hat er sich den Rest seines unruhigen Lebens bequemer gemacht, und er leistet seinen ärztlichen Beistand nur unentgeldlich und nur solchen Menschen, die wegen ihrer Tugenden und Talente, oder wegen ihrer Armuth, ein vergeltungsweise besonders gesundes, heiteres oder langes Leben verdienen.

Wilhelm, sein Sohn, hatte von Jugend auf eine ungemeine Vorliebe für das Auge, welches er die Perle des menschlichen Muschelthieres nannte. Im Auge fand er die sichtbare Gestalt des unsichtbaren Geistes, und den Spiegel des Gemüths. Blindheit nannte er einen lebenden Tod, schöne weibliche Augen den irdischen Himmel. Nachdem er über die Schönheit des Auges, und über die Herrlichkeit der Sehkraft in Prosa und in Versen geschrieben hatte, faßte er den Entschluß, dem Menschen seinen edelsten Sinn zu erhalten, und ward Augenarzt. Aus Eifer und Anstrengung

wäre er in der ersten Zeit beinahe selbst blind geworden, hätte nicht seine gute Natur zum Besten Anderer ihr Bestes für ihn gethan.

So wurde denn Harolds Haus bald ein vielbesuchter Tempel der Genesung, welchen nebst Vater und Sohn auch Gattin und Schwester bewohnten, Beide so trefflich und liebenswürdig, daß der Tempel der Genesung, zugleich ein Tempel häuslicher Eintracht wurde, und Gesundheit der Seele aus jener des Körpers hervorging, wie der Ton aus einer Cremoneser Geige.

Solche Tempel der häuslichen Eintracht haben auf die Ausbildung der Seelenschönheit und Gemüthsreinheit der Kinder des Hauses immer und überall den vortheilhaftesten Einfluß. Da, wo der Vater der Phöbus und die Mutter die Luna des Familienkreises ist, glänzen auch die Kinder in lieblichem Sternenlicht, und Harmonie umfließt die Glücklichen, wie der allumfassende Himmel die Erde. Jede älterliche Tugend senkt sich dann in die Seele der nachahmenden Kinder, wie der Banianbaum seine Zweige herabbeugend in den Boden pflanzt, aus dem sie sich als neue Bäume wieder erheben.

Leider aber sind die Familien-Kreise größtentheils nicht harmonische Aeolsharfen, sondern dissonirende Aeolshöhlen, oder wohl gar donnernde Vulkane mit häufigen Eruptionen! Ist's dann ein Wunder, daß die Kinder, unter Gewittern aufgewachsen, die angeerbte Disharmonie böser Eigenschaften durch ihr ganzes Leben fortklingen lassen?

Wilhelm hätte den schönen Beinahmen des Glückli-

trachtet, und es dann am rechten Fleck angreift; wer sich nicht angewöhnt, zu unterscheiden zwischen Willen und Grillen, Muth und Trotz, — dem fehlt schon die Anlage zum Glücklichsein, ein Mangel, den kein Schatz der Erde ihm zu ersetzen vermag! Aber so geht's! Wenige erreichen die gewünschten Glücksgüter, und sind diese auch erreicht, so fängt dann gewöhnlich mit dem Glücke ihr Unglück an, durch eigene und durch fremde Schuld. Der Glückliche kommt mir vor, wie ein Obstbaum. So lang die Frucht noch fehlt oder ungenießbar ist, läßt Jeder ihn unbetastet; sobald aber aus der grünen Blätterfülle der köstlichen Früchte Gold und Purpur schimmert, wird der Baum von allen Seiten angefochten. Die Einen klettern hinauf und stehlen das Obst leise weg, indeß Andere auf die vollen Zweige mit Stangen losschlagen oder gar mit Steinen darnach werfen, bis endlich die, aus der zerzausten Krone herabfallenden Früchte den Boden ringsumher bedecken. Durch den Glücklichen will Jeder glücklich werden!" —

Diesen Monolog des Vaters hatte Wilhelm größtentheils noch gehört. Er trat jetzt vor, küßte den Alten, und sagte mit feuchten Augen: „Ja, Vater, diese Ansicht des Glückes soll auch stets die meinige bleiben, und ich will auch darin dem Obstbaume gleichen, daß ich die Kraft zum Glück in mir trage und — so wie er — das, was mir die Außenwelt raubt, aus meinem Innern, zum Ersatz für das Verlorne, selbst wieder hervorbringe." —

Während dieses Gesprächs kam auch Rosalie mit ihrem schwebenden Gange und dem klaren Gesicht herbei,

brachte dem Vater die Abendmütze, und schmiegte sich nach ihrer Gewohnheit liebkosend an ihn; Wilhelm aber hob plötzlich den rechten Arm mit vorgestrecktem Zeigefinger auf, und rief: „Da kommt Walter! Wie hastig!" — „Du wirst irren," erwiederte der Vater, „der ist schon längst in die Stadt galoppirt, und steht mit bewundernden Entzücken hinter den Kulissen, während die Geliebte auf den Bretern Parterre und Logen bezaubert." —

„Er ist's dennoch," sagte Wilhelm, „und wie ich immer deutlicher bemerke, scheint er heftig und verstört zu sein."

„Hast Du ihn jemals nicht heftig gesehen?" brummte Harold. „Er ist stets im Himmel oder in der Hölle, auf der Erde selten!"

Der Arme! (seufzte Rosalie.) Er liebt ja eine schöne junge Schauspielerin?

Harold. Lieben? — Ja, was er lieben nennt, — das heißt: rasen.

Wilhelm. Vermuthlich hat die Eifersucht im zärtlichen Duodram eine Gastrolle übernommen.

Harold. Geh' ihm entgegen, Wilhelm! Vielleicht kannst Du ihn mit guter Art von uns abhalten.

Walter hatte Wilhelm's Entgegenkommen kaum bemerkt, als er ihm zuflog mit den Worten: „Wilhelm! nun ist's aus mit ihr. Die Sirene soll mich nicht länger mißhandeln!" —

Wilhelm lächelte; da ereiferte sich Walter und sagte: „Du glaubst mir nicht? Da sieh denn und überzeuge Dich mit Deinen Augen! Beides riß ich ihr weg, da

sie eben zum letzten Auftritte hinausgehen und als Kleopatra recht grandiös sterben wollte; ja, die Krone riß ich der Schlange aus den Händen.“ —

Bei diesen Worten zog Walter eine zerrissene Krone von Flittergold und eine papierene Schlange aus der Tasche. Wilhelm gab sich alle Mühe, ernsthaft zu bleiben, aber es gelang ihm kaum zur Hälfte. Das gewaltsam zurückgehaltene und sich doch vordrängende Lachen, im Kontrast mit dem erzwungenen Ernst und dem aufkeimenden Mitleid gab dem guten Wilhelm ein so weinerliches Aussehen, daß Walter wirklich glaubte, die Theilnahme wolle dem Freunde Thränen erpressen, denen er aus falscher Scham den Lauf verwehre. Er warf sich gerührt an Wilhelm's Brust, der dadurch freies Spiel und endlich auch die nöthige Fassung gewann.

Als die stumme Scene zu Ende war, brach Walter in eine heftige Selbstanklage aus. Wie er nun mit Vorwürfen über seine Leidenschaftlichkeit, Unbesonnenheit und Thorheit, über seine unstäte Lebensweise und über die unseligen Liebschaften sich ausgesprochen hatte, ging's erst mit gleicher Heftigkeit über das falsche, treulose, eitle, gefallsüchtige, verschwenderische, in ewigen Zerstreuungen hintaumelnde weibliche Geschlecht los.

„Nun (schloß er seine Rede), nun bin ich überzeugt, daß der Weg, den ich bisher ging, nur zum Verderben führt. Ich habe Zeit und Geld verschwendet. Zahllose Liebeleien waren das Ziel meines Strebens, das Lächeln einer gehaltlosen Puppe, der Wink einer Kokette, schien mir mehr

werth als Pflicht und Ehre. So hab' ich nun Jahre vergeudet, ohne einen festen Entschluß für meine künftige Bestimmung zu fassen. Gestern aber — dem Himmel sei Dank! bin ich aus meinem Taumel erwacht, nachdem Zerline mir so viele Beweise von Falschheit und Eigennutz gegeben hat. Diesen Namen gab ich der Unwürdigen, und riß ihr als Kleopatra gestern die Krone vom Haupt, die Schlange aus den Händen. Morgen soll sie die Trümmer von beiden mit einem sarkastischen Abschiedsbriefe zurück erhalten. — Du schweigst, Wilhelm? Du sagst zu meinem guten Vorsatze nicht einmal ein gutes Wort?" —

Wilhelm erwiederte: „Der Vorsatz ist noch nicht die That. Was ich jetzt an Dir bemerke, mag wohl eine edle Aufwallung sein; bist Du aber auch von Deinen Verirrungen wirklich geheilt? Noch kann ich es kaum glauben."

Da brach Walter's Heftigkeit los, sowohl in der Verabscheuung seiner bisherigen Lebensweise, als auch in dem Entzücken, welches ihn dahinriß, indem er seine künftige Lebensweise entwarf. Während er sprach, erhitzte sich seine Einbildungskraft immer mehr und mehr, und der Strom seiner Beredsamkeit schwoll mit jedem Augenblick. Schon war Wilhelm, der für das Gute und Schöne sich so leicht erwärmte, auf dem Punkte, der Wahrhaftigkeit des Vorsatzes zu glauben, ward aber in seinem Glauben schnell wieder wankend gemacht, da Walter einen ganz unerwarteten Übergang zu der Betheuerung that, daß nur Ein Wesen auf dieser neuen Bahn ihn festhalten könne, und dieses Eine Wesen sei — Rosalie!

Wilhelm erschrak bei dem Namen seiner Schwester heftig, denn er liebte sie auf das innigste und fürchtete, Walter's Leidenschaftlichkeit werde und müsse die sanfte, zarte Blume zerstören. Zugleich erwachte in ihm der Argwohn, Walter handle hier keineswegs rasch und unüberdacht, sondern mit wohlberechneter Planmäßigkeit. Er schwieg betroffen, und begann endlich mit gepreßter Stimme:

„Walter, höre mich! Als ich und meine Schwester Rosalie noch Kinder waren, faßten wir am Vorabende von unsers Vaters Geburtstage, den wir stets sehr feierlich begingen, den Entschluß, den Hochverehrten dieses Mal besonders freudig zu überraschen. Er liebte die Vögel sehr, seine Neigung hatte sich auch uns Kindern mitgetheilt, und unser Haus war daher immerzu durch Singvögel belebt. Wir beschloßen denn, die bunten Lieblinge des Vaters zu seinem Feste auf das schönste zu schmücken. Schon lag Alles im tiefen Schlafe; wir allein wachten und gingen freudig an unsere Arbeit. Wir hatten Bänder von allen Farben gesammelt, und umwanden nun die schlaftrunkenen Sänger mit vielerlei Schleifen, um den Vater durch die geflügelten Gratulanten in ihren Feierkleidern am Morgen zu überraschen. Diese aber, scheu werdend über die Störung zu ungewohnter Stunde, sträubten sich gegen die seltsame Operation und gegen den neuen Schmuck. Wir, mit immer steigendem Toilette-Eifer, trotzten dem Schlafe seine Macht so lange ab, bis die liebe Arbeit glücklich beendigt war, und schloßen dann mit den Vögeln zugleich die Augen, voll der schönsten Hoffnungen, des erwachenden Vaters Freude zu sehen. Aber

wie schmerzlich war die Täuschung, als wir beim ersten Sonnenstrahl zu den Käfigen eilten, kein Vogel seinen Schmuck am Leibe hatte, und die herabgezogenen Schleifen auf dem sandbestreuten Boden der Drahthäuser umherlagen. Dahin war das liebliche Nachtgebilde! Die Wirklichkeit zerstörte den holden, frommen Traum, und statt der erwarteten Freudenthränen des Vaters floßen die bittern Schmerzenszähren der Getäuschten. Ach, und wir hatten's doch so gut gemeint! — So, lieber Walter, geht's mit dem Meisten hienieden, was wir mit übereilender Hast so realisiren wollen, wie die Fantasie es uns in einem schönen Augenblicke vormalt!" —

Kaum hatte Wilhelm mit freundlich-milder Stimme geendet, da loderte Walter grimmig auf und rief mit schallendem Ton durch die nächtliche Stille: „Auch Du! Auch Du! So ist's denn mein Schicksal, daß ich von aller Welt verkannt werden muß? Auch Du glaubst mich keines festen Entschlusses fähig? Auch Du hältst den Aufschwung meiner Seele für die nichtige Aufwallung eines Augenblicks, für ein fantastisches Hirngespinnst?" —

Wilhelm blieb sanft, und bemühte sich, dem Ungestümen zu beweisen, daß er vorher gegen sich zu harte Worte gebraucht habe, jetzt aber sich selbst täusche. Rosalie erscheine ihm nun vielleicht nur deshalb in solcher Glorie, weil Zerlinens gehaltlose Unwürdigkeit ihm zu klar vor Augen stehe, und der Haß gegen diese ihn zur Liebe für Rosalien entflamme. „Ich gebe zu," schloß Wilhelm, „daß Du weder mich noch meine Schwester täuschen willst,

wer aber so heftig ist wie Du, thut nur zu oft auch das, was er nicht will." —

Darüber stieg Walter's Zorn, und seine Geberden wurden im höchsten Grade heftig. Während des Gespräches waren Beide, durch Walter's Andrängen, unvermerkt dicht an den Teich gekommen. Wilhelm stand am Rande desselben, mit dem Rücken gegen das Wasser gewendet. Walter wollte ihn am Kleide fassen; Wilhelm, um dem Ungestümen auszuweichen, trat einen Schritt zurück, — und stürzte in den Teich, der in der Stille der Nacht dumpf tosend über dem Sinkenden zusammenschlug. Walter, statt auf dessen Rettung bedacht zu sein, überließ sich blinder Verzweiflung, und sprang augenblicklich selbst in den Teich; glücklicher Weise entfuhr ihm dabei ein lauter Angstruf, welchen der, in des Teiches Nähe wohnende Gärtner vernahm. Er rief Hausleute. Man eilte herbei, man umkreiste den Teich mit Fackeln. Das Wasser wurde abgelassen. Endlich zog man die Betäubten vom schlammigen Boden herauf, und die Morgenröthe begrüßte die Geretteten. Aber ganz verschieden war die Weise, wie Beide den Gruß des schönen Himmelslichtes erwiederten: Wilhelm mit dankbar freudigem Lächeln, Walter verwildert und trotzig. Wilhelm freute sich über seine und Walter's Rettung; Walter wandte sich von den Umringenden und verbarg sein Antlitz. Wilhelm, an den nun Vater, Mutter, Schwester und das ganze Hausgesinde sich drängte, flog von Arm zu Arm, von Mund zu Mund; Walter, von Fieberfrost schaudernd, ergriff die Gelegenheit des ersten Augenblicks,

dem Jubel der Glücklichen zu entfliehen. Von Keinem bemerkt, schlich er heimlich zur Thüre hinaus; nur ein mitleidig schüchterner Blick von Rosalien folgte ihm nach und schien zu sagen: „Unglücklicher! willst Du denn nie glücklich werden?" — Aber Walter sah den Engelsblick so wenig, als der Bewohner einer unterirdischen Höhle den wehmüthig sanften Silberglanz des Mondes erblickt.

Im väterlichen Hause ward Walter nicht vermißt; seine nächtliche Abwesenheit hatte man, als etwas Gewöhnliches, gar nicht bemerkt. Der Zurückkehrende selbst mußte beim Frühstück, welches erst zwischen neun und zehn Uhr eingenommen wurde, den ganzen Vorfall erzählen, und wurde mit frostiger Verwunderung angehört. Da man in diesem Hause die Schönheit äußerer Form durchaus als Surrogat für das Wesen des innern Gehaltes nahm, so fand man sogar einen stets vorräthigen Trost für unwillkommene Schmerzanregungen in Stellungen und Gruppen. So z. B. sanken, da Walter jetzt erzählte, seine beiden Schwestern sich in die umschlingenden Arme; die Mutter hielt ein weißes Tuch vor das Gesicht, und warf mit Bewußtsein eine Kaffehschale um, während der Vater drei Prisen Tabak heftig hinaufzog, und die mit der vierten Ladung gefüllten Finger unbeweglich an die genußdürstende Nase hielt.

Endlich unterbrach der alte, steife Baurath die allgemeine Stille der wohl gruppirten Familie mit den Worten: „Walter, Du hast einen dummen Streich gemacht, der uns vielleicht einen Prozeß an den Hals wirft und mich bares Geld kostet. Dumm war's, daß ihr Beide in den Teich

fielet, noch dümmer ist's, daß Du an's Heirathen denkst. Solche Bleifesseln taugen für geniale Menschen nicht, ausgenommen, die Hochzeit würde — statt in der ländlichen Hütte eines arkadischen Thales — auf einem hohen Gold- und Silber-Berggipfel gefeiert, was hier der Fall nicht ist, da Harold's nicht mehr als wohlhabend sind, wir selbst aber nichts haben — als Schulden."

Als diese Worte des Bauraths die Luft durchflogen, seufzte die wohlgeschminkte Frau Bauräthin hinterher: „Ach, mein schönes Mitgebrachtes — es ist dahin!" — Die beiden Fräulein senkten die niedlichen Köpfchen tiefer, zogen die umschlingenden Arme aus einander, und sahen sich mit so mißgünstigen Blicken an, als wollte eine der Andern den Vorwurf machen: „Wie viel hat Dein Putz gekostet, ohne Dich unter die Haube zu bringen!" —

Dabei musterte jede von Beiden in Gedanken alle schönen Kleider, Hüte und Shawls, mit welchen sich die Andere in ihrem Leben schon geschmückt hatte, ohne dadurch Gattin oder — wenigstens Stadtschönheit zu werden.

„Suche die Sache abzuthun!" sagte der Baurath zu Walter, „und mache dem alten Herrn Doktor Dein Kompliment!"

„Und sag' ihnen" — setzte die Frau Bauräthin hinzu — „daß wir condoliren und depreciren!" —

„Und viele Küsse an die liebe Rosalie!" fielen die Schwestern ein.

„Weißt Du" — nahm der Baurath nochmal das Wort — „melde uns für diesen Abend zum Besuch! Der gute Ton

will's, und bei einer Partie Whist gleicht sich Manches en passant gar leicht aus."

„In meinem Inneren (erwiederte Walter) klingt ein anderer Ton, der wohl noch besser ist, als der sogenannte gute Ton; der sagt mir, daß ich gefehlt habe, folglich selbst wieder gut machen soll. Darum soll die Konvenienz hier aus dem Spiele bleiben, und das reuige Herz des Schuldigen der einzige Vermittler werden."

Die Familie fand dieses Sentiment etwas überspannt. Walter ging fort, in seinem Innersten tief erschüttert und zerknirscht. — So schwankte der Unglückliche immer zwischen leichtsinnigem Vergehen und schwermüthigem Bereuen, Genuß und Verzweiflung, Idealen und getäuschten Erwartungen, erkannte wohl jeden begangenen Fehler, blieb aber dennoch stets der Sklave seiner Leidenschaft, die Beute der Aufwallung und des Augenblickes.

Kaum war Walter weggegangen, als Lisco, ein junger Pole, und Bolze, ein junger Berliner, eintraten, Walter's Freunde und dermalige Liebhaber seiner Schwestern Mathilde und Hildegarde.

Wir haben in dieser Geschichte bis jetzt zwei kontrastirende Menschen gesehen: den reinen, gleichmüthigen Wilhelm, ausgestattet mit allen zum Glück erforderlichen Eigenschaften, welche auf dem guten Grunde solche Pflege finden, daß er sein Glück größtentheils sich selbst verdankt und dessen würdig ist. Ihm gegenüber steht Walter, der die Keime des bösen Schicksals in sich so wuchernd aufsprossen läßt, daß er nothwendig ein Selbstzerstörer wer-

den muß, das ist: mehr als ein Selbstmörder, weil jener nicht den Leib, sondern seine Seele, den Kern seines Lebens, tödtet.

Wir werden in der Folge sehen, wie Walter sein eigenes Schlachtopfer, wohl manche gute Vorsätze faßte, diese aber in Nichtigkeit zerfloßen, sobald er zur Ausführung schritt. Und so geschah es, daß er das Böse, dem er nicht widerstehen konnte, manchmal sogar mit voller Erkennung und Verabscheuung des Unrechts verübte.

Die zwei Freunde und Anbeter, die so eben eintraten, stehen zwischen beiden Kontrasten in der Mitte. Lisco vegetirt wie ein Pflanzenthier. Das höhere Glück des Menschen von Geist und Gefühl kennt er nicht, und lebt dem Augenblick, ohne Fantasie. Es ist ein trüber Strom von unfreudigem Vergnügen und langer Weile, worauf die matte Seele langsam fortschwimmt, wie ein welkes Baumblatt auf einem kaum bewegten sumpfigen Weiher. In frivolfadem Dasein nippt er überall von der Oberfläche, wie die Fliege vom Tischtuch, hängt an der äußern Form, wie die Raupe am Blumenkelch, und kommt nie an das Innere, den Kern des Lebens.

Bolze dagegen summt ewig herum, wie ein lärmender schimmernder Maikäfer, saust über Alles hinweg, will sich selbst und die ganze Welt in einemfort überreden, er sei glücklich, und prunkt und brüstet sich mit seinem Scheinglück, welches doch nur eine unechte Komposition von Leichtsinn, Taumel und Selbstbetäubung ist.

So sehen wir denn einen oberflächlichen und

einen Schein-Glücklichen, deren uns hienieden — zum Nachtheil für die Menschenliebe — leider nur zu Viele begegnen!

Lisco und Bolze sind die Courmacher der beiden Fräulein Angermann, welche die spaßende Natur aus Zartgefühl und Schwäche, poetischem Strohfeuer und prosaischer Alltäglichkeit, Tanz- und Glanzsucht zusammengesetzt hatte. Jede von Beiden ist die Äffin und zugleich die Rezensentin der andern. Sie zanken oft nur, um einen Gegenstand des Gespräches zu haben, und zerschmelzen manchmal in zärtlicher Versöhnung deshalb, um Nahrung für das vielbesprochene, sogenannte Herz zu finden.

Die beiden Liebhaber haben sich bisher noch für keine einzelne Schwester erklärt, sondern beide huldigen beiden. Die Fräulein — als Amphibien der Liebe — nehmen den Herren das auch nicht übel, sondern benützen die gute Gelegenheit, um ihren Launen den Zügel schießen zu lassen, und mit den Anbetern, welche sie zusammen nur für eine erotische Janusgestalt gelten lassen, nach Belieben in die Wette zu kokettiren. In der Voraussetzung des Ehestandes sehen sich Beide schon als Directricen einer Versorgungsanstalt, nämlich ihrer eigenen. Der süße Pole schwatzt ihnen den lieben langen Tag gar sanft vor, und der Berliner betäubt sie mit seiner lautströmenden Suada so gewaltig, daß sie in einem zuckersüßen Taumel fortleben, ohne vom Heute auf das Morgen zu denken. Warum denn nicht? Weiß doch jede von Beiden die letzte Mode! Das Andere gibt sich. Mit den Blumen kommen ja auch die Promenaden,

und mit dem Schnee fallen auch Bälle und Spektakel vom Himmel. Alles, was die Fräulein sagen, findet der Pole schön und der Berliner ganz köstlich, indem beide Herren die beiden Fräulein für sehr — reich halten.

So eben steht Walter, muthlos zögernd, vor Wilhelms Zimmerthüre. Der Zerknirschte wagt es nicht, sie zu öffnen, denn es drückt ihn das Bewußtsein der Schuld, des Freundes Leben und sein eigenes durch seine Heftigkeit gefährdet zu haben.

Endlich tritt er in das Zimmer. Wilhelm liegt angekleidet auf dem Bette und schläft sanft. Leise nähert sich Walter, und starrt auf das Antlitz des Schläfers, dessen Züge Seelenfrieden und Wohlwollen verkünden; er glaubt sogar den freundlichen Zug der Verzeihung darauf zu lesen.

Der Kontrast dieser schönen Ruhe mit seiner eigenen Zerrüttung erschütterte Walters Innerstes. Es drängte ihn, den sanft Schlummernden zu wecken, und dennoch wagte er es nicht. Indeß zog ein leises Ächzen seine Aufmerksamkeit nach einer andern Seite. Er horcht, schreitet auf den Zehen, kommt an das Nebenzimmer, an dessen Thürschwelle er bewegungslos stehen blieb, da er hier Rosalien erblickt, welche, durch den Schrecken der Nacht, verstört, bei der Wartung des Bruders endlich der Übermacht des Schlafes erlag und, im Traume stöhnend, vom Bilde des Unglücks geängstiget wird.

In diesem Augenblick fühlte Walter tiefer als je, wie viel beseligender das stille Glück der Ruhe und der treuen *Liebe* sei, als jener berauschende Taumel alles fieberhaft

schwelgenden Entzückens. So steht der klare Mond über dem gährenden Dunstkreise der Erde.

Walter ließ sich vor der Schlummernden auf das Knie, und heftete seine Blicke auf das liebliche Antlitz so fest, als wolle er Rosaliens Seelenfrieden in sich herübersaugen. Plötzlich erwachte in ihm der Entschluß, den Augenblick ihres Erwachens zu benützen, ihr Liebe zu gestehen, und nicht abzulassen, bis sie ihm Hoffnung zur Gegenliebe gäbe.

Das träumende Mädchen that einen bangen Schrei, und senkte, als wolle sie den Bruder aus dem Teiche ziehen, die Hand abwärts gegen den vor ihr knienden Walter, welcher jetzt, alle Mäßigung vergessend, ihre Hand ergriff und sie heftig an seine Lippen drückte. Erschreckend schlug Rosalie die veilchenblauen Augen auf, und wollte fliehen; Walter hielt aber ihre Hand fest, und sagte mit flehender Stimme: „O Rosalie! Entziehen Sie mir die im Traum gereichte Hand nicht! Noch bin ich Ihrer nicht würdig, aber nur Sie allein auf Erden können bewirken, daß ich Ihrer würdig werde. Verschmähen Sie es nicht, der Engel meines Lebens zu sein! Dieser Augenblick entscheidet mein Loos für immer.“ —

Rosalie fühlte sich vom ersten Moment der Überraschung widerlich ergriffen. Furcht und Scheu vor dem Kühnen bemächtigten sich ihrer, und die Besorgniß, wie schmerzlich dieser Augenblick auf den etwa erwachenden Bruder wirken müsse, erregte in ihr selbst so viel Zorn, als eine solche morgenröthliche Seele zu empfinden vermag; die zürnende Glut wurde sogleich zur mildleuchtenden Wehmuth,

und die strafenden Worte, welche sie aussprechen wollte, lösten sich in den Himmelsthau erbarmender Worte auf.

War Walter schon anfangs tiefbewegt, so drang nun das Licht solcher Seelenschönheit in sein verdunkeltes Gemüth so siegreich, daß, wie durch einen Zauberschlag, der bessere Mensch in ihm erwachte. Diesen erkannte Rosalie so schnell, und das Nachtstück seines Lebens sank vor den Augen der Huldvollen so plötzlich in Vergessenheit, daß die momentane Wahrheit seiner Selbstanklagen und Betheuerungen ihr eine unwandelbare schien.

Viel vermag allerdings die Macht der Liebe, aber das weibliche Herz schreibt ihr doch zu viel, beinahe das Unmögliche zu, und hält die Stunde des Entzückens für ein Werk der Ewigkeit. Auf solche Art sah Rosalie in dem Verirrten jetzt nur den Reuigen, und hörte in dem leisen Wechselgeflüster nur das himmlische Saitenspiel ihres eigenen Herzens. Sie fühlte sich erhoben durch den Gedanken, den Gefallenen durch Liebe neu zu veredeln, und gestand dem Allesverheißenden, dem freudig und doch zart Flehenden, daß sie seinen Werth erkenne, daß sie mit ihm gelitten und für ihn gebetet, ja, daß ihr Herz, seinetwegen blutend, ihm längst schon gut war. Sie feierte im Stillen den Triumph, ein verstörtes Herz der reinen Liebe, eine verirrte Seele dem Himmel gewonnen zu haben. Die Arglose schloß dem Freudetrunkenen ihr ganzes Inneres auf, welches ihm jetzt wie ein Frühlingsreich nach langen Winterstürmen in glänzender Fülle aufging.

Aus ihren goldenen Hoffnungen und Träumen wurden

die Glücklichen durch Wilhelms Erwachen geweckt. Unerwartet stand dieser vor ihnen, und ward nun plötzlich von vier Armen umschlungen, indem zugleich vier Augen, deren Glut auf Thränen schwamm, wie das Mondlicht auf der Spiegelfläche eines stillen Teiches, ihm in die Seele hineinschauten. Gedrängt von den Bitten des reuigen Freundes, und erweicht von dem stummen Flehen der Schwester, die kein Wort hervorzubringen vermochte, aber wohl wußte, daß der Bruder auch jeden Blick, jede Thräne, jedes Lächeln der Schweigenden verstehe, drückte Wilhelm Beide an sein Herz. Es schien ihm so schön, zwei Liebende zu vereinigen, und dadurch selbst der Vereinigungspunkt ihrer wechselseitigen Liebe zu werden, daß er nicht widerstehen konnte, und seine Freude verdoppelt fühlte durch den Gedanken: jetzt der Gründer und in der Folge der Schutzgeist ihres Glückes zu sein. Ohne breite Ermahnungen und großsprechende Verheißungen ergriff er die Hände der Gerührten, führte sie zu den Ältern, und ließ vor diesen jener Beredsamkeit, deren Strom aus dem vollen Herzen hervorbricht, den vollen Lauf.

Vater Harold, der, wäre die Sache ruhig verhandelt worden, seine Einwilligung wenigstens lange zurückgehalten hätte, ließ sich, bezwungen von der Macht der vereinigten Gefühle, vom Strome hinreißen, und gab, mit der weichen Mutter im Einklange, dem vor ihm knieenden Paare seinen Segen, welcher, — nicht in Erfüllung ging. Vater Harold fehlte hier allerdings, aber nur darin, daß er die Sache allein von der schönen Seite ansah und der Rührung

schmelzender Gefühle nachgab, eben so wie Rosalie selbst es gethan hatte, da Walter ihr Herz überraschte.

Schon waren drei Monate nach der Hochzeit verflossen, und das junge Ehepaar fühlte sich froh im aufnehmenden Mond seines Glückes. Walter hielt Wort; er war ein anderer Mensch geworden — durch Rosalien, und doch mußte alle Welt glauben, Rosalie verdanke ihr ganzes Glück dem Gatten, der nur für sie und in ihr lebte, sich in Allem als Freund der Ordnung und der Ruhe zeigte, und sogar die ihm zu Theil gewordene Stelle im Regierungs-Kollegium ehrenvoll, ja mit Auszeichnung bekleidete.

Nach Verlauf der nächsten drei Monate verlor der eheliche Himmel schon etwas von der Klarheit seiner goldhellen Bläue. Auf die Lieblichkeit des scheidenden Frühlings folgte ein schwüler Sommer, nicht ohne drohende, aber noch in der Entfernung dumpf vorbeirollende Gewitter. Rosaliens Tugenden und Reize blieben sich gleich, aber in Walter's rastlosem Wesen zeigten sich die ersten Spuren von übler Laune und Ungeduld. Das häusliche Leben verlor mit dem Morgenglanze der Neuheit für ihn die anziehende Kraft; er fühlte sich beengt, und das Einerlei wurde ihm drückend. Er fing an, Gesellschaften häufig zu geben und zu besuchen. Die vermehrten Ausgaben forderten ein höheres Einkommen. Er wagte Spekulationen, die fehlschlugen, und ließ sich, wo man ihn lockte, zu neuen Versuchen in Versuchung führen. Alles, was er wünschte, wollte er mit Gewalt durchsetzen, und stieß die Stirn an manche Klippe. Für alles Unangenehme, das er selbst sich zuzog, ja auch für die Schuld des

bösen Zufalls, mußte dann Rosalie leiden, die nun, aus ihren schönen Träumen von der veredelnden Macht der Liebe fürchterlich erwachend, die traurige Überzeugung erhielt: die Gestaltung des Marmors sei nicht das Werk einer weichen Hand, sondern eines harten Meißels, den der eiserne Arm des Schicksals führt.

Rosaliens bittende Lippen hauchten an taube Ohren, ihre Thränen floßen vor staarblinden Augen, und ihre Ermahnungen bebten vor sarkastischen Erwiederungen zurück. Die Arme schwieg, verbarg, theils aus Liebe, theils aus Schamgefühl über die Ohnmacht ihrer Liebe, den Eltern und dem Bruder ihr Unglück und Walter's Unrecht, und zwang sich heiter zu scheinen.

Der Ruchlose begann nun häufige Reisen nach der Hauptstadt zu machen, wozu, wie er vorgab, hoffnungsreiche Spekulationen ihn bewegten. Die eigentliche Ursache dieser Reisen war aber — Zerline-Kleopatra, mit welcher Walter das vorige Verhältniß wieder anknüpfte. Unglücklicher Weise hatte das Pärchen Überfluß an derselben Ware: an sogenannter Liebe, und wieder Mangel an demselben Dinge: am blinkenden Metalle, denn die mimisch-plastisch-deklamatorische Künstlerin hatte das ungeniale Haushalten nie gelernt, und ihr Anbeter gewann durch sie mit jedem Tage mehr Virtuosität in der Kunst des Verschwendens. Um diesem, in jedem zärtlichen Verhältnisse höchst unangenehmen, bei galanten Liebesabenteuern aber ganz unerträglichem Defekte abzuhelfen, sann Walter auf allerlei Mittel und Wege, und *glaubte endlich* das sicherste und am

schnellsten wirkende gefunden zu haben, da er, begeistert von Küssen und Champagner, den Entschluß faßte, eines seiner frühern Liebesabenteuer, welches ihm besonders interessant schien, auf die Bühne zu bringen. Sollte sein erstes Stück auch nicht fehlerfrei sein, so mußte es doch, seiner Meinung nach, großen Beifall schon deshalb erhalten, weil die Hauptrolle für Zerlinen geschrieben und berechnet war.

Die Begünstigte selbst that ihr Möglichstes, aus Liebe zum Dichter und aus Liebe zu ihrem Vortheil, weil ihr das Honorar schon im voraus zugesagt war. Aber leider dachte das Publikum über den Werth des Stückes anders als der Dichter, und die unglückliche Schicksalstragödie erfuhr ein so trauriges Schicksal, daß der Held derselben, ein Kraftgenie voll ungeheuer schöner Verbrechen, nicht einmal im fünften Akt vorgeschriebener Maßen pflichtschuldigst zum Sterben kommen konnte, und die poetische Gerechtigkeit unerfüllt bleiben mußte, weil man das Stück nicht zu Ende spielen ließ. Und dieser unglückliche Tragödienheld, der sich nun gezwungen sah, am Leben bleibend das Stück selbst zu überleben, war ein racheschnaubender, von Zerlinen um Walter zurückgesetzter Liebhaber, der seine Rachlust jetzt so weit trieb, daß er, als endlich die Ruhe im Theater mit vieler Mühe wieder hergestellt war, vor der Ankündigung für den nächsten Tag denjenigen Epilog sprach, welchen Walter geschrieben hatte, in der Voraussetzung, die Tragödie müsse sich des allgemeinen Beifalls erfreuen.

Zerline wüthete über das tragische Schicksal der Schicksalstragödie, über das vom Theater-Direktor verwei-

gerte Honorar und über den unglücklichen Dichter, verbannte diesen auf immer von ihrem Antlitz, und sandte ihm das Manuscript zurück, auf dessen Titelblatt der wieder begünstigte frühere Liebhaber satyrische Sinnbilder gezeichnet hatte. Walter concentrirte allen Grimm, den er gegen Zerlinen, seinen Nebenbuhler und das Publikum fühlte, nun allein gegen das arme Manuscript, welches er in tausend Stücke zerriß und den Winden preisgab.

In dieser Stimmung kehrte Walter zu seiner Gattin zurück, gleich einem Vergifteten, der sein Verderben in sich herumträgt. So zerfallen er nun mit sich selbst war, eben so feindlich stand er auch gegen alle Welt, sprach viel von ihrer Ungerechtigkeit und von der Tücke des Schicksals, und wußte den sich etwa erhebenden Gedanken eigener Schuld mit den blendendsten Farben listiger Sophismen zu übertünchen. So wie er früher allen Grimm gegen das Manuskript gewendet hatte, so machte er nun Rosalien zum Ziel seiner aufgereizten Bösartigkeit, und ließ die Schuldlose entgelten, wo er für seine Schuld büßte. Sprach Rosalie von irgend einem seiner Fehltritte noch so schonend, so nannte er ihre Ermahnungen lieblose Bitterkeit; schwieg sie über etwas, das er sich zu Schulden kommen ließ, und er erfuhr, daß sie das Verschwiegene dennoch wisse, so brach er in Verwünschungen über ihre Heuchelei und gegen den Stolz empörender Großmuth aus.

Vater Harold und Wilhelm, denen die Sache endlich nicht länger verborgen bleiben konnte, wetteiferten an Sanftmuth mit Rosalien; aber auch ihre vereinten Ver=

suche, den Verirrten auf den rechten Weg zu seinem Glücke zurückzuführen, mißlangen; denn Walter, gegen sich selbst so erbost wie gegen Andere, wollte nicht geheilt werden, und fühlte er auch den Silberblick einer bessern Stunde in seinem Innern aufleuchten, so eilte er, sich durch starke Getränke oder auf irgend eine andere Weise zu betäuben, um jede liebevolle Annäherung roh zurückzustoßen.

So blieb denn nichts übrig, als wenigstens Rosalien zu retten und die Ehescheidung einzuleiten, welche auch um so schneller zu Stande kam, als Walter den gewaltsamen Schritt selbst gewünscht hatte und ihn förderte. Abgestumpft an Leib und Seele, trennte er sich von der edelsten Gattin, die, hätte er nur ein reuiges Wort ihr zugerufen, versöhnt und liebevoll an seine Brust gesunken wäre. Aber Walter schied — stumm und kalt.

Ohne den Seinigen ein Lebewohl zu sagen, versah er sich mit Geld und verließ die Stadt. Er hatte aus den schönen Blumen der Liebe und Freundschaft nur Gift gesogen, und trat nun durch das alte, finstere Stadtthor, wie von einem bösen Geiste getrieben, voll thörichter Hoffnungen und voll sinnloser Verzweiflung, um in der weiten Welt sich ein Glück zu erraffen, das wohl Keiner erringt, der es außenher fangen will, ohne den sympathetischen Lockvogel dazu schon im Innern zu haben.

Im Angermann'schen Hause zeigte sich über Walter's Verschwinden ein sehr schöner gemalter Schmerz. Die wortreichen Schwestern wußten ihn mit sehr mannigfaltigen Wendungen und Redensarten darzustellen; der Vater präsentirte

ihn mit theatralischem Anstand, und die Mutter trauerte sogar zwei volle Tage — im Bette. Herr Bolze wollte dem Verschwundenen durch die weite Welt nacheilen, kam aber nicht von der Stelle, und Lisco versicherte schmachtend: sein Schmerz würde sehr groß seyn, wenn nicht die Liebe ihm den Ersatz für die Freundschaft gäbe. Dessen ungeachtet aber hatten sich die beiden Liebhaber noch immer für keine der Schwestern bestimmt erklärt, und so konnte noch immer Jeder Jede haben, indem wohl Jede Jeden genommen hätte. Die schwesterliche Trauer erhielt nun denselben romantischen Firniß, welchen sie ihrer Liebe zu geben pflegten.

An einem schönen Sommerabend saß die zärtliche Quadrille im Garten, und fantasirte viel über Liebe und ihren Apparat, als da sind: Herz, Kuß, Mond, Ewigkeit u. s. w. Plötzlich rief Lisco: Horch — eine Nachtigall!

Bolze. Philomele!

Hildegarde. Süße Sängerin der Liebe!

Lisco. Recht schön!

Mathilde. Wär' ich doch selbst eine Nachtigall!

Bolze. Und ich der glückliche Baum, auf dem Sie zu sitzen beliebten! — Haben Sie schon eine Nachtigall gesehen?

Mathilde. Weder gesehen noch gehört. Nach der starken Stimme zu urtheilen, muß die Nachtigall ein sehr großer Vogel sein?

Bolze. Im Gegentheil, ein sehr winziges Wesenchen! Hören Sie nur! Da will ich Ihnen das kleine Geschöpfchen so lebhaft beschreiben, daß Sie's wie vor den Augen sehen sollen. Nu, das Dingelchen hat denn so seine eigenen Eigen-

schaften, wie jedes Thier in der ganzen Natur, vom größten bis zum kleinsten. Nu, und so hat denn das Nachtigällchen auch seine eigene Stimme, mit der es so eigene Gesangweisen vorträgt, daß man sie schon in Noten gesetzt und mit Silben bezeichnet, im Drucke herausgegeben hat. Es existirt sogar ein Buch, worin 24 Strophen des Nachtigallengesanges angegeben werden. Dieses, von allen Dichtern aller Zeiten und Nationen gefeierte Singvögelchen trägt, ungeachtet seiner ungemeinen Kunst, ein sehr prunkloses, bescheidenes, einfaches, rostfarbiges Kleid. Man findet es in ganz Europa, sogar in dem eiskalten Sibirien, im östlichen Asien und in Ägypten. Ob es auch in Afrika zu finden sei, kann ich nicht versichern, doch ist mir bekannt, daß es in Amerika und Polynesien nicht ansäßig sein soll: folglich zwei unpoetische Welttheile! Das geniale Vögelchen zeigt durch die abgemessenen Schritte seines Einhergehens, wie auch in allen seinen Geberden, einen Künstlerstolz, der dem Dingelchen sehr gut läßt. Schade, daß es so übermäßig neugierig und so unvorsichtig ist, wie die Künstler überhaupt, mit welchen das liebenswürdige Vögelchen auch seine Todeskrankheit, die Auszehrung gemein hat, vermuthlich eine Folge der zu schnellen Lebens-Consumtion des stets exaltirten Innern.

Während die Gesellschaft dem wohleinstudirten Prunk der zur Schau gelegten Gelehrsamkeit des Herrn Bolze in stummer Bewunderung zuhörte, und über der Beschreibung der Nachtigall die Nachtigall selbst vergaß, so wie Viele den nie gesehenen Sonnenaufgang nur in Gedichten und Gemälden bewundern, da begann die Nachtigall im Garten

alle 24 Strophen ihrer Gesangs-Melodien, beinahe in der Ordnung, nach welcher man sie in naturgeschichtlichen Büchern verzeichnet findet, nach einander zu flöten, zu wirbeln, zu seufzen, zu gurgeln, zu jauchzen und zu schmettern.

Die liebenden Paare wollten vor Entzücken vergehen und versicherten sich wechselweise, die überströmende Wonne dieses Göttergenusses sei nicht auszuhalten. Mathilde seufzte, Hildegarde zerfloß in Thränen; Lisco sank in eine Art schmachtender Betäubung, und Herr Bolze konnte nicht aufhören, jeden Ton der Nachtigall enthusiastisch und weitläufig zu beschreiben. Immer exaltirter werdend, verloren sich die Liebenden mit jedem Schlage der Nachtigall tiefer in ihre scharfsinnigen Schwärmereien und in labyrinthische Wiederholungen von wohl überlegten und schön ausgedrückten Schwüren ewiger Liebe.

Bolze, ein Feind alles Schweigens und aller Pausen, betheuerte, die hier anwesende Nachtigall sei die Königin von allen, die er in seinem Leben je gehört habe; da ereignete sich eine höchst wunderbare Begebenheit, in ihrer Art so einzig, daß selbst Herr Bolze verstummte: denn, sieh da! vom Baume herab stieg eine Nachtigall in menschlicher Größe und Gestalt, ging hin zu dem verliebten Quartett, blieb vor demselben stehen, grinste, schlug eine bittere Lache auf, und stürzte fort.

Diese menschliche Nachtigall war — Walter, welcher seit seiner Trennung von Rosalien in einer Art von Wildheit die Umgegend durchschwärmte, wobei er oft in Wirthshäusern an der Landstraße übernachtete, denn er wollte — wie er glaubte — auf der Welt nun ganz unabhängig

sein, und ohne irgend ein Verhältniß, Niemanden als sich selbst angehören — folglich glücklich werden par force.

In einer der Herbergen traf er einen Thierstimmen-Künstler, welcher mit Virtuosität bellte, grunzte, miaute, blöckte, brüllte, wieherte, gackerte u. s. w. Seine höchste Meisterschaft aber setzte dieser Mann in den nachgeahmten Vogelgesang, wobei wieder die Nachtigallen-Repräsentation sein vorzüglichstes Kunststück war.

Walter, empfänglich für alles Bizarre, und in seiner Zerfallenheit mit sich und der Welt reizbarer als je, ließ sich von dem phonomimischen Künstler unterrichten, machte in kurzer Zeit große Fortschritte, und trieb nun die tollsten Streiche, indem er die Leute durch Thierstimmen bald täuschte, bald schreckte. Verwirrt in seinem Innern, gefiel's ihm auch, die Außenwelt in Verwirrung zu bringen.

So war er bei seiner unstäten Lebensweise in die Gegend seiner Heimat zurückgekommen, ohne sie zu erkennen; setzte sich, da er die Verliebten im Garten sah, wie ein feindseliger Gnom mit seinem Stimmenspuck neckend auf einen Baum, stieg endlich, da er sich am zärtlichen Gaukelspiel genug ergetzt hatte, vom Baume herab, grinste die Verblüfften mit boshafter Freude an, erkannte in demselben Augenblicke die vier Menschengesichter und die Heimat, und stürzte mit scheuer Tollheit davon.

Die zwei Paare waren mit einem Schrei des Entsetzens aufgesprungen, als hätte ein Donnerkeil vor ihnen in die Erde eingeschlagen; darauf aber blieben sie stumm und starr in derselben Stellung wie Figuren eines Wachsfigurenkabinets.

Diese Erstarrung gab aber den beiden Liebhabern bald die erwünschte Gelegenheit zur größten Beweglichkeit; denn sie trachteten lange schon ihres stabilen Verhältnisses zu den Fräulein auf eine gute Art quitt zu werden, und ergriffen nun die sich darbietende Gelegenheit gierig, indem sie sich sogleich marschfertig machten, den verschwundenen Bruder Nachtigall durch alle Welt aufzusuchen. Die Erklärung dieses heroischen Entschlusses, in schönen Ausdrücken schriftlich abgefaßt, lag am nächsten Morgen auf dem Toilette-Tischchen der beiden Fräulein, die zwar daraus ersahen, daß nebst dem Bruder auch die Liebhaber verloren seien, sich aber dessen ungeachtet in dem Glauben an die Macht ihrer Reize so wenig erschüttern ließen, daß sie nicht im geringsten zweifelten, sehr bald den gebührenden Ersatz zu finden.

Indeß die romantischen Fräulein sich an den Seifenblasen eitler Fantasie mit selbsttrügerischem Gaukelspiel ergetzten, indeß Bolze und Lisco neuen Abenteuern entgegenzogen, indeß Walter von Tag zu Tag mehr verwilderte, und Rosalie in stillem Gram verbleichte, erwarb sich Wilhelm durch Edelmuth und talentvolle Wirksamkeit als Arzt, vorzüglich als Okulist, die allgemeine Achtung. Die traurigen Erscheinungen, die er in seiner Nähe sah, schwächten weder seine Herzensgüte, noch seine Geisteskraft, noch seinen kerngesunden Lebensmuth, und wirkten auf ihn nur in so fern nachtheilig, daß er sich nun vor jeder engern Verbindung scheute; desto eifriger gab er sich dafür seiner schönen Bestimmung hin. So wuchs denn sein Ruhm mit jedem Tage und verbreitete sich durch das Land.

Unter diesen Umständen wurde er in die nahe liegende Residenzstadt berufen, einem gefährlichen Augenübel des Fürsten Hilfe zu leisten. Die Kur gelang über alle Erwartung glücklich und schnell. Der Fürst, durchdrungen von Bewunderung der Kunst des trefflichen Arztes, und entzückt über dessen schönen Charakter, suchte ihn unter den glänzendsten Bedingungen an seinen Hof zu ziehen, und that ihm so vortheilhafte Anträge, daß Wilhelm dem wohlwollenden Andringen nicht länger widerstehen konnte und die Stelle des ersten Leibarztes übernahm. Angeborne Herzlichkeit, im Verein mit der innigsten Bruderliebe für Rosalien, bewogen ihn, diese sich von den Ältern zu erbitten. Seine Bitte ward um so williger gewährt, als zu hoffen war, das Leben in einer größern Stadt werde auf das gekränkte und noch wunde Gemüth der guten Rosalie einen heilsamen Einfluß gewinnen. Wenigstens wollte man den Versuch machen, und es blieb Rosalien freigestellt, sich beim Bruder aufzuhalten, so lang es ihr gefallen würde.

Diese blühte nun in der freundlichen Lebendigkeit der neuen Umgebung selbst wieder neu auf. Die Schattengestalten des alten Schmerzes verschwanden allmälich, wie die Erdenschatten gegen die Mittagszeit immer kleiner werden. Die Narben des tief verwundeten Herzens fingen an zu verharschen, und die Gegenwart trat wieder in ihre freundlichen Rechte ein. Wilhelm ward in die gebildeten Zirkel der ersten und edelsten Familien des Landes gezogen; man huldigte dem verdienstvollen Manne, man schmeichelte dem Lieblinge des Fürsten. Nicht mindere Aufmerksamkeit erregte

die Schwester, die, so anspruchlos und zurückgezogen sie auch lebte, sich dennoch mancher Huldigung und Bewerbung nicht entziehen konnte.

Endlich ging der lang umwölkte Stern der Liebe aus seiner düstern Umhüllung wieder in lieblichem Schimmer hervor. Albert von Sihlenfeld, vor Kurzem zum Präsidenten des Finanz-Collegiums ernannt, bewarb sich um die holde Rosalie, in welcher sich, so gut sie ihm auch war und so sehr sie auch seine Vorzüge erkannte, dennoch die alte Herzenswunde und das Zartgefühl gegen eine zweite Heirath sträubte. Sie bemühte sich zwar, den Kampf in ihrem Innern vor dem Bruder zu verbergen, aber vergebens! Denn so viel auch die Liebe zu bergen vermag, um so viel mehr noch kann sie verrathen. Von mehreren Seiten wurde in Rosalien gedrungen, dem Manne, der, eben so weich als starkmüthig, eben so gefühlvoll als besonnen, eben so natürlich als gebildet, eben so verständig als herzlich, Selbstgefühl mit Menschenliebe, Jugend mit Männlichkeit verband, ihre Hand zu geben. Sie widerstand, und wünschte des Bruders unaufgefordertes Zurathen zu dem entscheidenden Schritte, während dieser schwieg, aus Furcht, durch sein Beistimmen die Schwester zu etwas zu bewegen, das, seiner Meinung nach, ein Werk der Stimme des Herzens sein müsse.

Endlich, — wie denn im menschlichen Leben die, oft sehr lange zögernde Stunde immer das Beste thut, erkannten die Geschwister, durch einzelne Blicke und Worte ihr Innerstes aufhellend, Alles, was sie sich bisher verschwiegen hatten,

umarmten sich herzlich und Wilhelm sagte: „Darf ich unsere Ältern für Dich um ihren Segen bitten?" — Und Rosalie erwiederte: Gebe der Himmel, daß ich glücklich werde, um sie durch mein Glück zu erfreuen, und ihnen alles Leid zu vergüten, das ich ohne meine Schuld über ihr Haupt brachte!" — Da zog Wilhelm einen Brief aus der Tasche, hielt ihn der Erröthenden vor die Augen, und sagte: „Deine Leiden belohnt zu sehen und Gott für Dein Glück in ihrer letzten Stunde danken zu könnnen, — dies wünschen Deine Ältern, die in der nächsten Woche hier eintreffen werden, Dich zu segnen."

So wurde denn Rosalie dem Leben wieder gewonnen, Sihlenfeld's Gattin, und ihr neuer Lebensgefährte machte sich's zur Pflicht, der Geliebten die Leiden des frühern Bundes reichlich zu vergüten. Schon war ein Jahr verflossen, und noch gewannen die Vermählten mit jedem Tage an wechselseitiger Liebe und Achtung. — Ein Kind verdoppelte ihr Glück und heftete Rosaliens ganze Aufmerksamkeit so ausschließend auf die Gegenwart und Zukunft, daß vom Nachtstück der Vergangenheit jede Spur aus ihrer Seele verschwand. Indeß verbreitete sich Wilhelms Celebrität um so mehr, als er seiner Herzensgüte getreu, selbst dem Ärmsten und Niedrigsten seinen Beistand nicht verweigerte. Er pflegte dann zu sagen: „Daß ich helfen kann, ist ein Befehl, daß ich helfen soll." —

So wurde ihm eines Tages von einem Staarblinden gesagt, welcher, nach einem wüsten Leben, jetzt in körperlicher Zerrüttung dahin liege. Unaufgefordert eilte Wilhelm

zu dem Unglücklichen, der in der dunkeln Öde eines großen leeren Zimmers im tiefen Hintergrunde auf einem alten Lehnstuhl zusammen gekauert saß. Krankheit und Mangel schienen ihm wie zwei böse Geister zur Seite zu stehen. Das bleiche hohle Gesicht mit seinem unruhigen Muskelspiel verrieth den alten Tummelplatz der heftigsten Leidenschaften. Die Augen ohne Sehkraft starrten wild in ihre eigene Nacht und in die Raserei des frühern Lebens hinein. Die Blindheit, man sah es an jedem Gesichtszuge, verdoppelte seine körperlichen Leiden eben so sehr, als das Gefühl der eigenen Schuld mit glühender Geißel seine Seele verwundete.

Wilhelm hatte sich kaum einige Minuten mit dem verstörten Kranken und der Untersuchung seines traurigen Zustandes beschäftigt, und schon erkannte er in dem Unglücklichen — den verlornen Walter. Dieser ahnte jedoch die Nähe des Freundes nicht, gewahrte sogar, in der Stumpfheit seiner gegenwärtigen Lage, kaum die hilfreiche Hand des Arztes. Wilhelm nahm den ungeheuern Schmerz dieses schrecklichen Wiederfindens ganz allein auf seine starke Seele, und verbarg ihn vor der glücklichen Schwester mit solcher Selbstbeherrschung, daß diese gar nicht ahnen konnte, wie sehr das Innere des trefflichen Menschen blutete; denn es war einer von Wilhelms schönen Grundsätzen: „Wer eigenen Schmerz nicht so starkmüthig tragen und verbergen kann, daß die Ruhe Anderer dadurch nicht gestört werde, der ist, als Egoist oder Schwächling, selbst des Glückes nicht werth; er gleicht einem Uhu, der, in mitternächtlicher

Stille vom Kirchthurm in die Häuser hinabheulend, die Sanftschlummernden zum Entsetzen erweckt." —

So brachte Wilhelm nun eine That zu Stande, die um so schöner war, je dichter er sie verschleiern mußte. Niemand durfte wissen, wer der Kranke sei, und der Kranke selbst durfte nicht wissen, wer Wilhelm sei. Vor Allem mußte dieser nun alle Kunst und Hilfe als Arzt und Mensch aufbieten, das körperliche Leiden Desjenigen zu heben, der seiner Schwester Rosalie so viele Leiden verursacht hatte, mußte Alles aufbieten, das Leben Desjenigen zu erhalten, der das Leben der guten Schwester als Gatte so gefährdet hatte. Den unglücklichen Walter aus der Stadt zu entfernen, gestattete sein Zustand nicht; um so schwerer fiel es dem edlen Wilhelm, den Verlassenen so häufig zu besuchen und so sorglich zu behandeln, ohne ein Aufsehen zu erregen, welches Nachforschungen über den Unbekannten veranlassen konnte.

Rosalie lebte nun im Genusse ihres neuen Glückes, ohne zu wissen, was in ihrer Nähe vorging, und liebkoste der Gegenwart, indeß ihr die Vergangenheit drohend, wie aus dem Grabe emporstieg. Wilhelm erkannte bei dieser Gelegenheit, welche moralische Schönheit darin liege, daß die katholische Kirche die Ehe als einen Bund für das ganze Leben erklärt, welchen nur der Tod zu lösen vermag, und fühlte, wie empörend es sei, wenn von zwei getrennten Gatten das Eine neuvermählt im Schooß der Freude lebe, indeß das Andere, von Leiden und Verzweiflung gefoltert, mit Noth und Tod ringt.

Wilhelms unermüdlichem Eifer war es endlich gelungen, den kranken Walter so herzustellen, daß ihm jetzt nur Eines noch zu thun blieb: die Operation des grauen Staars auf beiden Augen.

Er traf daher alle Anstalten, um Demjenigen, dem er das Leben gerettet hatte, auch noch das Licht des Lebens zu verschaffen, dem — wenn auch nicht das Glück des Lebens — doch die Ruhe folgen sollte.

Schon war der Tag zur Operation bestimmt, und der Genesene harrte sehnsuchtsvoll der beglückenden Hand, die ihm eine fremde schien, fest entschlossen, mit der ihm neu aufgehenden Sonne auch ein neues Leben zu beginnen.

Mit welchen Empfindungen trat Wilhelm in das Zimmer! Mit Sicherheit that er jetzt in die Hornhaut des wohlbefestigten Auges den Schnitt, glücklich und in gehöriger Größe; dann gewährte er dem Auge einige Minuten der Ruhe, die er selbst nicht minder benöthigte, da sein Herz noch mehr verwundet war, als das Auge des Kranken. In dieser Zwischenzeit betete Wilhelm zu Gott: „Ist es Dein Wille, o Herr! Daß ich die Nacht des Staares, welcher dem Licht den Eintritt wehrt, von seinem Aug' entferne, so nimm Du, Allgütiger, auch von seiner Seele hinweg jene Blindheit, die ihr das Licht der Wahrheit raubt, und sie in der Nacht des Lasters und des Elends sich selbst verhaßt umherirren läßt! Gib ihm, mit dem Licht der Sonne auch den Frieden der Seele wieder! Allmächtiger, der uns durch das Grauen der Nacht zur Wonne der ewigen Klarheit führt! Dein Wille geschehe, wie jetzt, so auch in Ewigkeit.“ —

Nun ergriff Wilhelm die, an der Spitze zweischneidige Staarnadel und senkte sie durch den Schnitt der durchsichtigen Hornhaut in die Kapsel der verdunkelten Krystall-Linse, welche nach einem gelinden Drucke durch die Pupille und den Schnitt der Hornhaut hervortrat. Auf gleiche Weise ging in kurzer Zeit die Operation des zweiten Auges vor sich. So groß nun Wilhelms Entzücken über das schöne Gelingen war, mußte er sich doch Gewalt anthun, sich nicht zu verrathen, da er die selbstzerstörende Heftigkeit des Kranken nur zu gut kannte und wußte, daß jede Gemüthsbewegung eine Entzündung des wunden Auges bewirken konnte, die für den jetzigen Zustand als besonders gefährlich zu vermeiden war.

Nur im ersten Ausruf der Freude vergaß Wilhelm auf einen Augenblick die bisher beobachtete Veränderung der Stimme. Walter schien von dem bekannten Tone plötzlich ergriffen, war aber zum Glück mit seinem körperlichen Zustande zu sehr beschäftigt, um jenen Eindruck festzuhalten. Wilhelm faßte sich sogleich und drückte das Gefühl der Dankbarkeit und der Freude, dem er nun Ton und Worte versagen mußte, blos in seinen verklärten Mienen aus.

Nachdem Walter mehrere Tage die nöthige Ruhe genossen und den Reiz des Lichtes vermieden hatte, erschien endlich der Tag zum Abnehmen des Verbandes. Das Bild des Retters mußte nun der erste Gegenstand sein, welcher sich in den, zu neuer Sehkraft hergestellten Augen abspiegelte. Wilhelm fürchtete diesen Moment des Erkennens mehr als die Operation selbst. Jetzt galt es. Sein Bestreben ging nun dahin, alles Plötzliche zu vermeiden, und eine

stufenweise Erkennung einzuleiten. Zuerst ließ er seiner bisher verstellten Stimme mehr und mehr den natürlichen Ton. Walter wurde mit jeder Minute aufmerksamer und gespannter. „Der Ton Ihrer Stimme," sagte er, Wilhelm's Hand erfassend, „dringt mir in die Seele und weckt Erinnerungen, die mich erschüttern. O mein Retter! Lassen Sie mich endlich Ihren Nahmen wissen!"

Wilhelm. Den sollen Sie sogleich erfahren. Ich verschwieg ihn, weil ich gegründete Ursache dazu hatte. Aber Sie sprachen so eben von Erinnerungen. Hatten Sie vielleicht einen Freund, in dessen Stimme Sie Ähnlichkeit mit der meinigen finden?

Walter. Ich hatte einen Freund — edel wie Sie, aber ich verdiente nicht, ihn zu haben.

Wilhelm. Glauben Sie, ihn verloren zu haben?

Walter. Er muß mich hassen!

Wilhelm. Aber der verkannte oder beleidigte Freund muß Freund bleiben; sonst wäre er es nie gewesen. Unglück macht Vieles wieder gut, was vom Glück verdorben wurde.

Walter. O könnt' ich gut machen, was ich verdarb! O könnt' ich versöhnen, was ich beleidigte!

Wilhelm. Wahre Freundschaft erlischt in dem Herzen, worin sie einmal wohnte, nie; ihr Licht bleibt dann nur verhüllt, wie das Licht Ihrer Augen hinter diesem Verbande.

Walter. O wann nehmen Sie mir diesen Verband ab, der mir jetzt drückender wird als je, da ich mich sehne, das Angesicht meines Retters zu schauen?

Wilhelm. Sehr bald, lieber Walter!

Walter. Wie? Sie wissen meinen Nahmen? Wär's möglich? Wilhelm — Du — Sie — —

Wilhelm. So heiße ich. Sonderbares Zusammentreffen!

Walter. Um Gotteswillen! Nehmen Sie mir den Verband, — sonst — ich kann nicht länger dulden — ich reiße —

Wilhelm. Und wollten so das Gelungene selbst zerstören? — Mäßigen Sie sich! — Sobald Sie ruhig sind, nehme ich Ihnen den Verband weg.

Walter versprach Alles. Wilhelm gab vor, eine im Hause nebenan vergessene Salbe zu holen, und benützte die Zeit, sein Gesicht etwas unkenntlich zu machen, damit das sichere Erkennen beim ersten Anblick im Verein mit dem neuen Lichtandrang, auf Walters Aug' und Seele nicht zu heftig wirke. Jetzt nahm der Zurückkehrende mit freudezitternder Hand den Verband herab, und Walters große Augen öffneten sich, so gierig auf ihn geheftet, als wollten sie das ersehnte Bild in sich saugen; dann sagte er gerührt und wehmüthig: „Nicht der verlorne Freund, aber ein gefundener! Nicht Wilhelm — aber Wilhelms Stimme und sein Herz!" —

Wilhelm küßte ihn, verrichtete das Nöthigste, so viel möglich, schweigend und abgewendet, und verließ dann, um sich zu sammeln, und das Gesicht des verstellenden Falschen zu entkleiden, das Zimmer, mit den Worten: „Nach wenig Augenblicken sehen Sie mich wieder!" —

Kaum waren diese verflossen, da trat ein Bedienter mit

einem Bückling vor Walter, hielt ein Blatt Papier und las: „Der Arzt hat das Seinige gethan; was noch zu thun bleibt, hofft der Freund — ja Dein Freund Wilhelm zu vollenden." —

Walter schloß die thränennassen Augen und faltete schweigend die Hände. Es schien in seiner Seele licht zu werden; aber dem guten Wilhelm blieb nun das Schwerste noch übrig.

Endlich trat Wilhelm ein, in seinem Äußern, so weich sein Inneres war, vorsätzlich ernst und feierlich, um das Gefühl der Rührung jetzt weder in sich selbst noch in Walter aufkommen zu lassen. Deshalb nahm er auch sogleich das Wort:

„Walter! Daß ich Dein Freund geblieben bin, habe ich bewiesen; beweise Du nun Deine Freundschaft zu mir dadurch, daß Du Dein eigener Freund werdest! Nichts vom Vergangenen! Es ist nicht ungeschehen zu machen. Laß uns jetzt nur auf das denken, was noch zu ändern, noch zu bessern ist! Ferne sei es von mir, Dir Vorwürfe zu machen, aber zeigen muß ich Dir in einem kurzen Abrisse Deines Lebens, wie nicht ein, von Dir so oft angeklagtes feindliches Schicksal, sondern Du selbst die Ursache Deines Unglücks und Deiner Leiden warst. Eben deshalb aber sollst Du an Deiner Lage nicht verzweifeln, da es in Deiner Macht steht, glücklich zu werden. So tröstlich Dir dies sein muß, eben so viel Beruhigung kann es Dir auch gewähren, daß das Unglück, welches Andere durch Deine Schuld traf, durch eine höhere Fügung, sich wieder zum Guten gewendet hat.

Ich gedenke hier vor Allem meiner Schwester, und löse den Gram, der Dich ihretwegen drücken mag, von Deinem belasteten Herzen." —

Nun erzählte Wilhelm mit den schonendsten Ausdrücken, welche Wendung Rosaliens Schicksal genommen habe, und schloß damit, daß er dem Staunenden merken ließ, sie lebe sogar in dieser Stadt, sodann ihm stufenweise die ganze Gewißheit vor Augen stellte.

Walter saß lange stumm und bewegungslos, dann brach er mit der ihm eigenen Heftigkeit in Verwünschungen aus. Wilhelm ließ ihn toben, bis die erwartete Abspannung erfolgte; dann entwarf er ihm ein Gemälde des künftigen Lebensglückes mit so milden Farben und mit so inniger Herzlichkeit, daß Walter von Rührung ergriffen wurde, den Freund mit beiden Armen umfing, und erklärte: er könne an die Möglichkeit glauben, Glück und Ruhe wieder zu finden, wenn Wilhelm sein Schutzgeist bleiben wolle.

So wurde denn ein schöner Plan für die Zukunft entworfen. Nun machte Wilhelm den Gestärkten auch noch mit dem Tode seiner Ältern und dem Verschwinden der beiden Schwestern bekannt. Dies nahm Walter leichter, als der fromme, gefühlvolle Wilhelm es erwartet hatte.

Nun endigte die Berathung damit, daß Wilhelm dem Freunde die Nothwendigkeit vorstellte, diese Stadt zu verlassen, damit Rosaliens Ruhe nicht gefährdet werde; dagegen versprach er dem Mittellosen, für alle seine Bedürfnisse zu sorgen und ihm eine passende Stelle zu erwirken. Walter willigte ein, wählte selbst seinen neuen Aufenthalts-

ort, und bestimmte einen der nächsten Tage zu seiner Abreise. Wilhelm verließ ihn voll Freude des Gelingens und voll guter Hoffnung für die Zukunft.

An einem lieblichen Morgen der letzten Tage des Aprils, der sich als echter Zwillingsbruder des holden Mai zeigte, stand eine hübsche, aber etwas verlebte Putzhändlerin vor der Glasthür ihrer Bude. Niedlich von Gestalt und zierlich gekleidet, zog sie die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf sich, und hatte genug zu grüßen und zu danken. Beides that sie auf sehr verschiedene Weise, indem sie sich dabei gegen Einige sehr freundlich, gegen Andere stolz, gegen Manche schamhaft, gegen Andere pikantspröde benahm. Absicht leuchtete aus jeder Miene hervor, Berechnung aus jedem Blicke. Langsam schreitend, wandelte Rosalie die Straße einher, an ihrer Rechten das zweijährige Minchen führend, ein lebendiges Maiblümchen. In einiger Entfernung hinter ihnen fuhr der Wagen nach. Die Mutter, das himmelblaue Auge voll stiller Freudigkeit, blickte sorgsam auf ihr kleines Ebenbild hinab, an dem sie sich, wie's schien, gar nie satt sehen konnte. Das rastlos gesprächige Töchterlein aber schaute mit lebensfrischen Äugelein in die Welt hinein, die ihr so viel Neues und Wunderschönes zeigte. Endlich hielt die farbenschimmernde Auslage der Putzhändlerin mit all den bunten Bändern und Blumen die Aufmerksamkeit des Kindes so fest, daß es sich nicht davon zu trennen vermochte. Rosalie, die ohnedies Manches kaufen wollte, um das Kind zu des Vaters Geburtstag neu zu schmücken, trat mit der Kleinen in die Bude. Die Putzhändlerin legte ihre schönsten

Waren mit freundlicher Geschäftigkeit vor, zeigte aber von Zeit zu Zeit eine Verlegenheit, welche sie hinter die Liebkosungen des Kindes zu verbergen suchte.

Indem Rosalie sich noch mit der Auswahl unter den ihr vorgelegten Stoffen und Putzwaren beschäftigte, flog eine weibliche Figur, hoch und schlank gewachsen, halb vornehm, halb ärmlich gekleidet, an ihr vorüber, auf die Putzhändlerin zu. Beide umarmten sich mit dem Ausruf: „Mathilde! — Hildegarde!" —

Mit Staunen und Schrecken erkannte Rosalie nun in ihnen die Schwestern Angermann, bezahlte, während diese Alles um sich her vergaßen, dem Ladendiener das Gekaufte, empfahl sich flüchtig und eilte mit der Kleinen nach dem Wagen. In dem Augenblick, da der Kutscher die Pferde antrieb, scholl ihr — mit einem aus Freude und Schmerz gemischten Ton — der Name „Rosalie!" in's Ohr. Sie wandte sich, erblickte Walter's nach ihr hinstarrende Gestalt, und sank zurück in einer ohnmachtähnlichen Betäubung. Der Wagen rollte fort.

Mit der eben vorgefallenen Scene verhielt es sich so:

Als die Bauräthin Angermann und bald nach ihr der Baurath selbst starb, blieb den Töchtern, nach theilweiser Befriedigung der dringendsten Gläubiger, nichts als — die Freiheit, zu thun, was sie wollten, welche denn auch sogleich benützt wurde.

Mathilde reichte ihre Hand einem albernen Graukopf, den sie für reicher hielt als er war. Sie wußte seine Lebensconsumtion durch ihr Benehmen so zu beschleunigen,

daß er die bei ihr vermißte Ruhe bald im Grabe fand, ihr aber nicht den zehnten Theil des erwarteten Vermögens hinterließ, womit sie eine Putzwaren-Handlung kaufte.

Ihre erste Sorge war nun, dem mattschmachtenden, Alles bejahenden Lisco, mit dem sie in zärtlicher Korrespondenz stand, ihr neues Etablissement bekannt zu machen. Dieser verstand den Wink, flog, brot- und geschäftslos wie immer, eiligst herbei, und ward Mathildens folgsamer Gatte und Diener, der, außer der Alimentirung seiner sanften Person, gar keine Ansprüche machte, übrigens Alles im Hause geschehen ließ, wenn nur er selbst dabei nicht in Anspruch genommen wurde.

Hildegarde lebte anfangs im Hause der mit dem Graukopf verheiratheten Schwester unter unaufhörlichem Scharmutziren und kleinem Gewehrfeuer. Endlich machte sie Bekanntschaft mit einem jungen Schauspieler, der sich als Künstler und Adonis gleich hoch schätzte, nahm die dargebotene Hand, und trat an seiner Seite zu einer wandernden Truppe, und zwar als erste Heldin und erste tragische Liebhaberin, obschon keine zweite da war.

So hatte das Schicksal die Schwestern wieder zusammengeführt, denn es war dem tragischen Künstlerpaar gelungen, zu Gastrollen in einem Vorstadt-Theater zugelassen zu werden. Held und Heldin kamen ziemlich gut durch, und sahen deshalb schon einer goldenen Zukunft entgegen.

Walter besuchte, von seiner alten Vorliebe getrieben, am Vorabende des zu seiner Abreise bestimmten Tages das Schauspiel, ward durch Hildegardens Erscheinung über-

rascht, eilte auf's Theater, traf nebst der schwesterlichen Heldin noch eine hübsche Vertraute von alter Bekanntschaft, erfuhr Mathildens Anwesenheit, erschien in dem Augenblick, da Rosalie die Bude verließ, ward vom Anblick der Neuaufgeblühten entzündet, und beschloß, von seiner Leidenschaftlichkeit bethört und uneingedenk des seinem Retter gegebenen Versprechens, Alles aufzubieten, um sich Rosalien wieder zu nähern, ja — wo möglichst — sie wieder zu gewinnen, ohne das Frevelhafte seines Vorhabens zu bedenken.

Mit dem ersten Aufglühen der nächsten Morgenröthe traf Rosalie die Anstalten, ihr Landhaus zu beziehen, um ein kleines Fest zur Geburtsfeier ihres Gatten zu ordnen, welcher am Abend nachkommen sollte. In einem entfernten Theile des Gartens eifrig beschäftigt, eine Laube nach ihrer Fantasie auszuschmücken, erschrak sie über ein neben ihr entstehendes Geräusch, und bald noch mehr über die darauf folgende Erscheinung, indem — Walter vor ihr stand.

Schon die ersten Worte und Geberden ließen ihr keinen Zweifel, welche sträfliche Leidenschaft den Vermessenen zu ihr führte. Vergebens war Bitten und Drohen, Walter blieb taub für Beides, erklärte in den glühendsten Ausdrücken die Heftigkeit seiner wieder erwachten Liebe, verwünschte sein früheres Benehmen, sein Unrecht und seine Verblendung, die er das Werk eines bösen Geistes nannte, versprach ein neuer Mensch zu werden und Alles zu vergüten, und drang mit frevelhafter Kühnheit auf Verzeihung und Erwiederung seiner gränzenlosen Liebe.

Rosalie, von Todesangst gefoltert, stellte ihm das Verbrecherische seiner Forderung vor, erinnerte ihn an die Heiligkeit der Pflicht, und malte ihm mit Zügen, welche die Verzweiflung ihr eingab, die entsetzlichen Folgen des gewagten Schrittes. Walter hörte nur den Laut ihrer holden Stimme, nicht den Inhalt ihrer Worte, sah nur die Reize der bezaubernden Gestalt, nicht den Zorn ihrer Mienen. Einem Rasenden gleich, that er den fürchterlichsten Schwur, daß er nicht weichen noch ruhen und rasten wolle, bis Rosalie, einst sein Eigenthum, wieder sein werde, und keine Macht des Himmels und der Erde könne hinreichen, ihm sein altes Recht auf sie zu rauben. Seine Heftigkeit schien, mit jedem Augenblick steigend, Scorpionen gleich sich selbst zu stacheln, und er schloß mit dem Schwur: er werde nicht abstehen, bis nicht sein oder Sihlenfeld's Tod die blutige Entscheidung gab.—

Durch die zu lauten Ausbrüche des sich und Alles Vergessenden ward ein Gärtnermädchen aufmerksam gemacht, erkannte wohl die gefährdete Lage der Gebieterin, hatte aber nicht den Muth, vorzutreten, sondern schlich leise davon, und kam nun mit zwei Gärtnerjungen in dem Augenblick zurück, als Walter, wie vom Wahnsinn ergriffen, Rosalien umschlang, sie sein geliebtes Weib nannte, und den Mund der Sträubenden so mit Küssen bedeckte, daß die erstickte Stimme nicht einmal nach Hilfe rufen konnte. Betroffen über das Geschrei der Herbeieilenden, wandte sich Walter, seine Beute loslassend. Rosalie floh, schwankte aber, da sie kaum einige Schritte gethan, und fiel ohnmächtig zu Boden, seitwärts der Allee, neben einem hohen Ro-

senstrauche, welcher sie, wie vor Verfolgung schützend, bedeckte.

Walter war wirklich im Begriffe, trotz aller Hindernisse ihr nachzufolgen, und wandte, da er sich von den Andrängenden kaum frei gemacht hatte, den Blick nach der Entflohenen. Sie war verschwunden; der Rosenstrauch neigte sich verbergend über die bewußtlos Liegende; alle seine Rosen schienen, mitleidig auf die Arme herabblickend, sie mit ihrem Duft stärken zu wollen, und alle Blätter wetteiferten flüsternd, sie mit ihrem Schattenanhauch in das Leben zurückzurufen. Walter, dem Rosalie plötzlich wie durch ein Wunder entrückt schien, fühlte sich von einem geheimen Grauen ergriffen, schwang sich mit Kraft auf die Mauer, und verließ den Garten, wie Satan das Paradies.

Als Rosalie endlich auf ihrem Ruhebette wieder die Augen aufschlug, fühlte sie sich von einem heftigen Fieber ergriffen und von Bildern der aufgeschreckten Fantasie zerrüttet. Man hatte Eilboten nach der Stadt gesendet, um Sihlenfeld von dem Vorfall zu benachrichtigen. Sie trafen auf der Straße den leeren Wagen; er selbst war ausgestiegen und hatte einen abgelegenen Seitenweg eingeschlagen, den er seiner wild romantischen Schönheit wegen liebte. Walter, im höchsten Grade erbittert über das Mißlingen seines verwegenen Unternehmens, war bis in das nächste Dorf gekommen, wo er in das Gasthaus trat, und, wie er es in Fällen inneren Aufruhrs gewöhnlich zu thun pflegte, alles Böse in sich durch den Genuß starker Getränke noch stärker entflammte. So wurden auch jetzt alle bösen Geister

in ihm neuerdings aufgeweckt. Er war schon mit dem Gedanken, an Sihlenfeld Rache zu nehmen, auf das Landhaus gekommen, und hatte zwei mitgebrachte Degen in der Nähe desselben verborgen. Diese wieder mit sich zu nehmen, ging er jetzt zurück, und gerieth, der Gegend unkundig, auf eben jenen Seitenweg, welchen Sihlenfeld ging.

Schon dämmerte der Abend. An einer Stelle, wo dichtes Gebüsch den schmalen Pfad einschloß, traten sich die Beiden unter dem Gewölbe der dunkelnden Umgebung plötzlich entgegen. Sihlenfeld hatte Rosaliens ersten Gatten nie gesehen, erschrak aber heftig über die verstörten Gesichtszüge des Begegnenden, der, Jenen erkennend, in Wuth aufloderte, und ihn mit wildem Grimm an der Brust faßte. Sihlenfeld glaubte sich von einem Räuber angefallen, und bot ihm, unbewaffnet wie er war, Uhr und Börse dar.

„Nicht dies! (rief Walter.) Was mein war und wieder mein werden muß, das will ich; Rosalien fordere ich zurück. Sie sind Sihlenfeld; ich bin Walter Angermann. Das Schicksal führte uns in diese engen Schranken, wo kein Ausweg und keine andere Hilfe als die Selbsthilfe übrig bleibt. Sie suchte ich und finde sie früher als ich hoffte. Der Augenblick der Entscheidung ist da. Hier der Degen! Es gelte!" —

Vergebens versuchte Sihlenfeld vernünftige Vorstellungen. Walter ließ ihn nicht zu Worte kommen, nöthigte ihm einen Degen auf und drang auf ihn ein. Sihlenfeld war gezwungen, sich gegen den Wüthenden zu vertheidigen.

Die Degen klirrten in der schauerlichen Stille wie das hellschwirrende Wehklagen des Todtenvogels. Keiner der Kämpfenden konnte einen Schritt weichen; denn zur Seite und rückwärts stellte sich das feindselige Gesträuch entgegen. Ein Schrei! Aus Sihlenfeld's Brustwunde floß das Blut; er sank auf das seinen Fall hemmende Gesträuch.

In diesem Augenblick erschollen Stimmen; der grüne Verhau wurde ringsumher niedergerissen; Männer drangen durch. Es waren Leute aus dem Dorfe, wo Sihlenfeld sein Landhaus hatte, ausgeschickt ihn zu suchen. Sie wandten sich sogleich gegen Walter, dessen Wuth noch höher stieg, als er sah, daß man sich seiner Person bemächtigen wollte. Er schlug und stach mit dem Degen unter die unbewaffnete Schar, und verwundete Jeden, der ihm in die Nähe kam. Diese zogen sich nun zurück; zwei derselben trugen den bewußtlos liegenden Sihlenfeld. Walter, in einem Augenblick der Besinnung wie von einem panischen Schrecken ergriffen, wandte sich zur Flucht, wurde aber von einem ihm in die Ferne nachgeschleuderten Steine am Kopfe verwundet. Dennoch riß er sich, da er einmal freien Raum gewonnen hatte, fort, bis nicht nur seine Kraft, sondern auch der Degen brach, der ihm zum letzten Frevel und zur letzten Stütze gedient hatte.

Rosalie, da schon der Abend dunkelte und Sihlenfeld noch immer nicht kam, ließ sich nicht länger zurückhalten, raffte sich in zunehmender Beängstigung vom Lager, und wankte, von Zweien gestützt, dem Ersehnten entgegen. Bald entkräftet, mußte sie sich auf einen Stein setzen. Während die Anwesenden mit ihr sich beschäftigten,

waren die Leute, welche den verwundeten Sihlenfeld trugen, ihr unbemerkt nahe gekommen. Vom Geräusche betroffen, hob sie das gesunkene Haupt empor, und erblickte den von zwei Männern getragenen Gatten, dessen Arme, wie die eines Leichnams, zu beiden Seiten herabhingen. Rosalie sprang mit der Kraft des Entsetzens empor, und stürzte mit einem Schrei der Verzweiflung neben dem todt geglaubten Gatten zu Boden. Wie des Blitzes nachtzerreißender Feuerstrahl der erhellten Finsterniß auf einen Augenblick ihr eigenes Grauen zeigt, so erkannte auch Rosalie in einem Augenblick, was vorgefallen war, und versank wie vernichtet in die Nacht ihres Unglücks.

Nahe an dem Orte dieser Trauerscene erhob sich ein Hügel, von dessen wildverwachsener Anhöhe die Ruinen eines Schlosses von gothischer Bauart herabstarrten.

Auf einem morschen Baumstamme, der am Fuße des Hügels quer über einem trüb hinschleichenden Bache lag, saß Walter, unbemerkt von den in geringer Entfernung von ihm eifrig beschäftigten Menschen, hörte das dumpfe Gemurmel der Wehklage, sah den herzzerreißenden Jammer, dessen Urheber er war. Das Blut, welches von der Kopfwunde herabströmte, verdunkelte ihm bald die Augen; er verlor mit dem Blutverluste die Sehkraft, und sank in einer, der gänzlichen Auflösung nahen Betäubung von dem morschen Sitze vorwärts an den Rand des Baches, der mit seinen trüb hinschleichenden Wellen die Wunde reinigend beleckte und das Blut dumpf murmelnd fortwälzte.

So lag Walter bis Mitternacht. Der Vollmond er-

hellte die Gegend. Der Erwachende, dessen Wundarzt das trauernde Bächlein war, fühlte sich zuerst wieder, da ein eisiger Fieberfrost ihn schüttelte. Die gräßlichen Bilder seiner Frevel schlugen ihre Krallen in seine Seele. Die schöne Verklärung der Frühlingsnacht erschien ihm grauenhaft. Sein eigener Schatten, den er vor sich erblickte, erweckte ihm, als ein fremdes Wesen, zitternde Furcht. Einsam wie er nun da lag, ruhelos, indem Alles ringsum schlief, das Toben des innern Aufruhrs in der allgemeinen Stille umher, die Schreckensnacht seiner Seele in dem freundlichen Lichtglanze, der ihn und die Erde übergoß, — das Entsetzen dieser sich aufdringenden Kontraste erweckte in dem Unglücklichen den ersten Anfall der Idee: er sei ein böser Geist. Und ach! sehr bald wurde diese Idee eine bleibende, also sein wirklicher böser Geist, die Stimme der Schuld, ein Echo der Hölle!

Unter einem solchen Kampfe mit dem Entsetzen vor sich selbst vergingen drei Stunden. Während dieser Zeit hob Walter nur ein einziges Mal den Blick empor, und erblickte auf der Anhöhe des Hügels jene Burgruinen, die, einen kolossalen Schatten werfend, ihn wie eine Todesnacht anstarrten. „Hier — (rief die Stimme jener Idee) hier ist die Grabstätte für einen ruhelosen Todten! hier die nächtliche Wohnung eines bösen Geistes!"

Mühsam, keuchend und stöhnend, oft kriechend, arbeitete er sich den Hügel empor und erreichte die Terasse, als eben die Morgenröthe den Himmel mit der Glut wunderbarer Gestalten erfüllte. Die Heiligkeit der stillen Feier dieser ätherischen Erscheinungen milderte, wie die kühle Morgen-

luft, den brennenden Schmerz der Wunde, den noch brennenderen Schmerz der Seele, und er wurde zur Wehmuth der Selbstzerknirschung.

Mit diesem Gefühl trat Walter in die Ruinen des Schlosses, dessen linker Flügel zum Theile noch erhalten war. Ein gewölbter großer Saal mit hohen Pforten und Fenstern im gothischen Styl nahm den Armen nun auf. Das Morgenroth belegte die Wände mit purpurnen Tapeten. Dunkle Schlehengebüsche hielten die gespenstische Thorwache; Disteln blickten wie drohend mit feurigen Augen zu den offenen Fenstern herein. Ein Fenster war noch mit dem alterthümlichen Schmuck farbiger Glasscheiben versehen. Ein breiter Stein, vielleicht schon ehmals die letzte Ruhestätte eines Unglücklichen, lag, mit stummer Gastfreundlichkeit einladend, nebenan.

Walter schaute, ohne es deutlich zu wollen, durch die bunten Scheiben. Jede Farbe zeigte ihm die Gegend in einem andern Lichte, und brachte dadurch jedes Mal einen verschiedenen Eindruck auf den Schauenden hervor. Die an ihm vorübergehende Scenenreihe weckte in ihm die Erinnerung an sein vergangenes Dasein, dessen wechselnde Bilder ihm hier erschienen, als sollte er am Rande des Grabes das ganze Spiel seines verworrenen Lebens nochmal überblicken. Er schaute durch die rosenfarbene Glasscheibe; ach! die Gegend umher in diesem lieblichen Schimmer rief alle Freuden der leuchtenden Kindheit in seine Seele! Das Licht der himmelblauen Scheibe erinnerte ihn an den reinen stillen Himmel seiner noch reiner, von keinen Wünschen und Begierden ge-

trübten Jugend. Mit Wehmuth erkannte er an der Gegend im grünen Lichte alle die schönen Hoffnungen des reifenden Jünglings, ach, jene schönen — durch seine Schuld unerfüllt gebliebenen Hoffnungen! Mit Schrecken erkannte er, durch eine andere Scheibe in die Umgebung hinausspähend, die nun glühendroth vor ihm dalag, den gräßlich auflodernden Brand wilder Leidenschaften; die Natur, wie mit Blut übergossen, schien ihn selbst der Blutschande anzuklagen, und da, sich scheu wegwendend, sein Auge nun auf die gelbe Nebenscheibe traf, glaubte er, das Schwefellicht der Hölle verbreite sich, und die bleiche Eifersucht grinse ihm mit teuflischem Hohn entgegen. Auch hier zog er die Blicke schnell weg, und fand durch das nächste Glas die Gegend in schwarzbrauner Trauer, als das trostlose Nachtstück seines Lebens.

Je mehr dieser erschütternde Szenenwechsel alle Spannkraft aufgeregt hatte, um so plötzlicher ließ sie jetzt nach, da der Arme in so wenigen Minuten einen so zermalmenden Kampf von Empfindungen, Bildern, durchlebten Situationen, Vergehungen und Vorwürfen erduldet hatte. Er versank in ein dumpfes Hinbrüten, und der Anblick der schwarzen Trauergegend rief neuerdings, und heftiger als vorher die fixe Idee hervor: Er sei ein böser Geist! —

Und nun glaubte er dies auch wirklich zu sein. Der innere Tumult nahm zu; das Äußere entsprach dem Innern, und dieses kam zu immer heftigerem Ausbruch. Er ging mit verzerrtem Antlitz und dumpfem Stöhnen umher, zerstörend, was ihm aufstieß.

Nahe an dem besser erhaltenen Flügel des Schlosses

stand eine Meierei. Die Familie des Meiers erfreute sich hier des glücklichsten Still-Lebens, und war gewohnt, nur fröhliche Menschen zu sehen, da alle, die den Hügel mit der herrlichen Aussicht* besuchten, vom Geist der schönen Natur belebt, der Freude huldigten. Um so schrecklicher war den behaglichen Menschen in diesem Reiche des Friedens die Erscheinung des verstörten Walter. Zwei spielende Kinder, die sich im Laufe haschen wollten, erblickten ihn zuerst, und verbreiteten mit ihrer Furcht ein allgemeines Entsetzen. Der Meier und seine Leute schlichen heimlich herbei, und starrten den Zerrütteten aus ihrem Hinterhalt wie ein Scheusal an. Dessen ungeachtet legten die guten Leute, sobald sie in dem Ungethüm, nachdem der erste Schreck vorüber war, einen unglücklichen Wahnsinnigen erkannten, ihm Nahrungsmittel hin, und eilten, den Vorfall anzuzeigen. Man kam, bemächtigte sich des Schlafenden und brachte ihn in Gewahrsam. Er wurde erkannt und in eine Irrenanstalt gebracht. Wilhelm, der, als Arzt des Leibes und der Seele, die Herstellung Sihlenfelds und Rosaliens geleitet hatte und auch die Wunden ihres Herzens zu heilen wußte, that nun sein Meisterstück, indem er durch seine treffliche und liebevolle Behandlung den armen Walter von der fixen Idee: Er sei ein böser Geist, — allmälig zurückbrachte und seine Raserei stufenweise zu stiller Melancholie milderte. Wilhelm, dem verlornen Freunde bis zum letzten Athemzuge hilfreich und treu, bewirkte, daß Walters Tod so ruhig und sanft wurde, wie sein Leben es nie war.

Als er der Schwester und dem Gatten die Erlösung des Hingeschiedenen gemeldet hatte, schloß er, Beide umschlingend, mit den Worten: „Jede heftige Leidenschaft hat den Egoismus zu ihrem unzertrennlichen Gefährten; aber keine Art des Egoismus kann mit dem wahren Glücke des Menschen bestehen; jede führt — mehr oder weniger, früher oder später — zur Unzufriedenheit mit der Welt, die allen ungestüm Fordernden stets zu wenig leistet, also zum Unglück. Nur wer sich selbst für das Wohl Anderer vergessen kann, vermag es, wahrhaft glücklich zu werden; Er aber, der seinen Leidenschaften Alles opfern will, wird endlich ihr Opfer und sein Selbstzerstörer. O Freund! O Schwester! Liebt die Menschen, aber fordert wenig von ihnen, und baut bei dem Wenigen nie mit Zuversicht auf sie! Nur wer Leiden ertragen kann, vermag es, auch sich selbst zu ertragen. Seid stets ohne Ansprüche, aber nie ohne Selbstbeherrschung! Sie ist der Fels, auf dem das Alpenröslein — Menschenglück — gedeiht.“ —

Gemüthsstörung und Seelenruhe.

Die Gräfin N. eilte, wie gewöhnlich, mit dem ersten schönen Frühlingstage auf ihr Landhaus, wo sie auch sogleich ihre Lieblinge um sich versammelte.

Die in der Gesellschaft herrschende Empfänglichkeit der Gemüther für alles Schöne, Große und Gute wurde nun mit jedem Tage gesteigert durch die zunehmende Herrlichkeit der neu belebten Schöpfung. Ewiger Frühling des Herzens und ewige Kunstjugend beseelten jeden Geweihten des geselligen Vereins. Fülle des Gemüths, Schwungkraft der Fantasie und Vernunft mußten in jedem Mitgliede, harmonisch verbunden, vorherrschen. Wen keine dieser Kräfte emporhielt, der ward nicht zugelassen in den Kreis des Schönen. Aufgeblähter Eigendünkel wurde der Geißel des Sarkasmus preisgegeben, die edle Bescheidenheit des Würdigen aber vor Allem sich selbst erkenntlich und mit ihrem Werthe vertraut gemacht.

„Die Bedürfnisse des Menschen“ — sagte Selmar, der Dichter — „können sich einst vermindern oder veredeln; dann wird Erwerbbegierde, es werden Habsucht, Eigennutz und Selbstsucht verschwinden. Die Menschen können einst ein höheres Ziel verstehen lernen; dann werden auch Neid, Zank und Chikane aufhören, und man wird auf Erweite-

rung und Veredlung des Geistes mehr achten, als auf Rangerhöhung, Goldanhäufung und Gebietsvergrößerung. — Das Gebieten wird leichter werden, je weniger zu verbieten sein wird. Dann wird ein allgemeiner Friede entstehen im Leben des Menschen, ihm würde bald der im Geist und Herzen nachfolgen. Dann wäre das Reich der Schönheit erobert und Kunst zur Natur geworden. Darum lasset uns schließen den geweihten Kreis, und mit Ruhe dahin streben, wo spätere Jahrhunderte den Auserwählten der Vorwelt wieder begegnen werden; denn Einzelne gehen immer der Menge voran, und Zurückkehr zu den Heroen des Alterthums ist hohes Vorwärtsschreiten."

„Roh und ungebildet ist die Masse; darum lasset uns leben in den Edelsten und Besten! Heiterkeit des Geistes und Wärme des Gemüthes sei unser Losungswort. Der tiefste Äther zeigt uns das reinste Blau. Uns soll das Bewußtsein unseres Werthes klar vor der Seele stehen, denn der Dünkel des Unwerths ist zu anmaßend. Aber all' unser Thun sei einfach, offen und wahr; denn nur das Ahnen eigener Schwäche und Unvollkommenheit ist lügenhaft geschmückt und geheimnißvoll zurückhaltend. Größer scheint, was aus Nebel oder Dämmerung hervorschaut."

„Unser Glück ist rein und voll, denn wir haben edle Freunde und edle Frauen, wir haben Herz und Geist, Leben und Kunst, Ruhe und Kraft; welche herrliche Spielräume, welche schöne Mittel und Ziele zugleich! Lasset uns denn lieben das Liebliche, befreunden die Sinne, als vermählt dem Geiste, verehren das Göttliche, das uns ja nie

entschwinden wolle in der Welt und im Gemüth! So geleite die Schönheit des irdischen Seins uns zur Schönheit des Unvergänglichen!“ —

So sprach Selmar, und ein Kreis von geistreichen Männern und liebenswürdigen Frauen, von lebenglühenden Jünglingen und reizathmenden Mädchen, umdrängte den geehrten Dichter, den Freund jedes edlen Herzens.

Das Abendroth war verblichen; die farbenreiche Tafel erhob sich, von freundlichen Lichtern vielfach überflammt. Man setzte sich jovial gestimmt zum Feste des Frohsinns.

Mit munterm Eigensinn und anmuthigem Trotz setzten sich aber heute die beiden Geschlechter, von einander geschieden, wie in einem anthropologischen Werk, an besonderen Seiten des Tisches. Sie mochten aber sitzen wie immer, — Amor saß doch bei ihnen.

Obenan schimmerte die Marquise, schimmerte eben, weil sie nach Schimmer nicht strebte, durch ein zartes, ungeschmücktes weißes Kleid, mehr noch durch ihr gemüthliches, Freude gönnendes und schaffendes Lächeln.

„Ich bin allein!“ sagte sie mit scherzhafter Klage, als eben im Gespräch eine Pause eintrat. „Womit soll ich mich vergleichen? Mit dem Monde, von Sternen umringt? Oder mit der Muse der Epopee in strengster Form, von welcher die modernen Dichter in bescheidener Entfernung bleiben?“ —

Da erhob Selmar, der einzige Abtrünnige der Geschlechter-Trennung, sich schnell aus der Mitte eines Mädchenflors, trat mit feierlichem Ernst zur Marquise, nahm die nachklingende Guitarre vom nahen Stuhl, und setzte

sich zum Mond und zur Muse, indem er mit launigem Entzücken ausrief: „So hätte denn die neueste deutsche Literatur doch endlich eine Epopee in strengster Form bekommen!“

„Welcher jedoch die Einheit fehlt,“ erwiederte die Marquise. „Einen andern Beweis von Mangel an Einheit gibt die heutige Trennung der schönen und der starken Hälfte unserer Abend- und Tischgesellschaft. Nicht wahr, Selmar, ich hätte besser gethan, die Gäste zu ordnen und Jedem den passendsten Platz an der Tafel anzuweisen, damit sie alle wie wohl verbundene Töne zu einer schönen Harmonie zusammenstimmen? Aber wie konnte ich es wagen? Um keinen Mißgriff zu thun, müßte ich die geheimen Verhältnisse und das Innerste jedes Einzelnen kennen, welches ich doch theils wirklich nicht kenne, theils auch nicht kennen will. Und werden dann auch zuweilen die einzelnen Gäste an der Tafel recht treffend gereiht, so leidet doch erst das Ganze dabei. Die befreundeten Nachbarn vertiefen sich, ohne es selbst zu bemerken, in trauliches Zweigespräch, und es kommt zu keiner allgemeinen Unterhaltung, die ihre Geniusflügel über die ganze Versammlung ausbreiten soll. Ihnen aber, Selmar, könnte die aus der Mode gekommene Muse der schulgerechten Epopee wohl Manches sagen, was andere Sterbliche nicht so leicht erfahren. Lassen Sie uns doch einmal — ex abrupto glaub' ich, heißt das Ding — eine recht ordentliche schöne Schilderung und Charakteristik der anwesenden Gesellschaft hören, wie sie etwa im ersten Gesang eines Heldengedichtes vorkommen könnte, wo die verschiedenen Völkerschaften zweier feindlichen Heere defilirend beschrieben werden. Ich will sie

dann an der nächsten Tafel, zur Probe, nach dem poetischen Gemälde vereinigen.

Selmar bemerkte gegen diesen ihm ertheilten Auftrag, welch ein schwieriges Unternehmen es für den epischen Dichter sei, den Stoff aus der neuesten Geschichte zu nehmen. Er mußte jedoch nachgeben, weil die ganze Gesellschaft dem Vorschlage der Marquise beistimmte; denn Alles war begierig, sich fein gelobt oder getadelt zu hören.

Selmar begann mit komischem Pathos und lustiger Begeisterung:

„Singe mir, Muse, die lieblichen Blumen und kräftigen Blätter im Kranz der Gesellschaft! Aber" — indem er lächelnd die Hand der Marquise küßte — „es ströme aller glückliche Anfang von Juno, dem Bilde hoher Anmuth!" —

Die etwas ironisch ausgesprochene Unterscheidung zwischen Blumen und Blättern erregte, ungeachtet der ihnen zur Seite gestellten tröstlichen Beiwörter, auf manchem Gesicht eine flüchtige Röthe, oder doch wenigstens ein lebhafteres Muskelspiel. Nur die immer gleichmüthige Marquise sagte mit dem unbefangensten Lächeln:

„Ich danke für die Bescheerung: Hoch und anmuthig! Diese zwei Bilder scheinen sich zwar, gleich dem weltbekannten feindlichen Bruderpaar, in demselben Augenblicke zu tödten; indeß — Mühewaltung und guten Willen muß man immer mit Dank erkennen. Verzeihen Sie die Unterbrechung! Von nun an bin ich ein stummes Marmorbild!" —

Selmar begann mit erhobener Stimme:

Fehlt die Cäsur einem Vers, — dann, Beste laßt walten die Gnade!
Fehlt aber gar ihm ein Fuß, — dann sei er zum Tode verurtheilt!
Alle blühen sie lieblich dem Dichter, drum ordne der Zufall;
Doch vor Allen nun Dich erhebt, leis' athmende Rosa,
Meiner Begeisterung lyrischer Schwung mit epischem Zuschnitt.
Innig fühlst Du und warm, und hüllest die Lieb' in Geheimniß,
Gleich dem werdenden Tag, der im Schooße der Stille noch schlummert.
Aber der Nachtigall gleich, wenn sie vom Busche laut aufschlägt,
Gleich dem Feuer des Sterns, vollflimmernd im Dunkel des Himmels,
Tönet und blicket die Liebe Lenetten aus Augen und Kehle.
Siegend lächelt sie, doch lächelnd sieget Idoli,
Wenn sie bewußtlos und froh, nicht fliehend noch suchend die Liebe,
Nimmer sich selber erkennt, doch nimmer von Andern verkannt wird,
Freundlich nach Außen hin lebt, doch alle Blicke auf sich zieht;
Da ihr Wesen bedenkend und ihre Bildung besorgend,
Ernestine sich nimmer vergißt und nimmer die Würde,
Mit dem lieblichsten Ernst nur Hymens Flammen verehret,
Und das sonst Widersprechende: Lieb' und Ruhe, verbindet. —
Zwar seid ihr nicht eins in Allem, verschieden in Vielem,
Doch es vereiniget euch, ihr Lieben, die Liebe zum Schönen.
Was sich aber vereinigen läßt, zu verschönen das Schöne,
Und den belebenden Geist — — —

„Verzeihen Sie die feierlich abgeschworne Unterbrechung," sagte die leichthin erröthende Marquise, die sogleich ahnte, daß jetzt der Übergang zu ihrer lobpreisenden Schilderung beginnen sollte, Lob aber nur dann geduldig ertrug, wenn es wie der leiseste Laut einer Äolsharfe an ihr vorbeiflog; „Sie haben schon mehrere Blumen zum Kranze geflochten; wollten Sie jetzt nicht auch einige Blätter dazu gesellen?"

Mit lächelnder Verneigung fuhr Selmar fort:

Nimmer will ich lobpreisen den Mann, doch Manches im Manne.
Denn ich vergleiche das Weib der gleich hinblühenden Maiflur,
Doch dem Gebirge den Mann, am bedeutendsten wirkend am Gipfel.
Schöne sollen nur Schönes, die Männer nur Wahres vernehmen;
Darum höret, was mir von euch, ihr Männer, enthüllt ward! —

„Nein," rief er jetzt, artig erboßt, indem die gleitenden Hexameter wie eine plötzlich unterbrochene Musik auf einmal verstummten, — „nein, so gutmüthig ich auch sein mag, ich kann's nicht über mich erhalten, die Männer zu loben, noch viel weniger sie mit Wohlklang zu loben: denn das Einzige, was an ihnen noch lobenswerth sein könnte, sind ihre gewöhnlich fehlerhaften Kraftäußerungen, die sie aber meistens bis zur Tollheit hinauftreiben. Darum, liebe Brüder in Prosa! Vernehmt in Kürze, was ich von euch denke, was ich an Jedem schätze oder mißbillige."

„Vor Allen wandle denn Du hervor, Herr Ritter von Malta, obschon Du der Letzte von Allen in unsere Gesellschaft tratest! Viele Länder hast Du gesehen und viele Kunstwerke, aber eben des Vielen wegen, Vieles auch nur gesehen, nicht in Geist und Herz aufgenommen. Du bist mit den Literaturen aller Völker nicht weniger bekannt, als mit den Meisterstücken der weiblichen Schöpfung, aber eben deshalb im Reiche der Kunst leider nur ein buhlender, nippender Schmetterling. Du achtest wohl die deutsche Literatur als ehrbare Hausfrau; die fremden Literaturen reizen Dich aber zu sehr als leichtfertige Liebchen. Du bist vielseitig gebildet, doch auf mehreren Seiten auch verbildet. Dabei ist

es Dir aber in so fern Ernst mit der Kunst, so wie uns Allen mit Dir, wenn wir Dich unsern Schatzmeister nennen."

„Zur Strafe," erwiederte der Maltheser, „sollen Sie von mir eine Menge von Betrachtungen über fremde Literaturen sammt Pröbchen zu hören bekommen." —

„Ich nehme Sie," fiel die Marquise ein, „im Namen der Gesellschaft beim Wort."

Der Maltheser winkte nur freundlich bejahend, weil Selmar ihm sogleich mit aufgehobenem Finger den Mund schloß und fortfuhr:

„Keck mit feurigem Aug' und schwarzer Nachtlocke blickte Bifaldi mich an, der Halbitaliener. Er entzückt die Mädchen gar leicht, wird aber noch leichter von ihnen entzückt. Er will, wenn er liebt, von der Vernunft, und wenn ein Kunstwerk ihm gefällt, von der Kritik nichts hören. So wie ein einziger schöner Zug im weiblichen Antlitz oder Herzen ihn hinzureißen vermag, so brennt er auch sogleich lichterloh, wenn in einem Werke nur irgend etwas ihn anspricht. Mit seinem Leben ist er so freigebig, wie mit seinem Gesang. Er kann nur ganz lieben, oder nur ganz hassen, Mittelwege und Mitteldinge kennt er nicht. Und wenn er gegen etwas in der Welt gleichgültig bleibt, so ist es die Gleichgültigkeit selbst; und wenn er in einem Stücke sich standhaft zeigt, so ist es die Liebe zum Wechsel."

Aber tritt nun Du hervor, mein lieber Herr Rittmeister! Seine Freude möchte ich mit einer Doppelflinte vergleichen; auch faßt er Leben und Kunst immer zugleich an und weiß die Ideale zu realisiren. Ihm ist die Kunst ein

verschönernder Spiegel für das Leben, und er besitzt die erfreuliche Gabe, den Lebensstoff herrlich zu verarbeiten. Wäre er etwas weniger Eins mit sich selbst, so würde er sich oft weniger mit der Welt entzweien; so aber setzt er noch immer sein altes Kriegshandwerk gegen uns fort, und hat, wie Einen Degen, auch in Allem Ein System. Möchte er nur das Eine noch wohl bedenken, daß Seelenstärke, um wirklich zu imponiren, auf das Imponirenwollen nie ausgehen muß; ferner, daß Heftigkeit im Behaupten den Behauptenden selbst oft vor aller Welt enthauptet; endlich daß eine zu mächtig erhobene Stimme manchen Andern verstimmt, und in einem vieleckigen Körper sich um so leichter viel Schattenflecken einfinden, wohin der Sonne der Liebe der Zugang erschwert wird."

„Du aber, freundlich lebender Heinold, Du stilles Immergrün der mildesten Freudigkeit! In Dir lodert das vestalische Feuer der schönsten Herzensreinheit. Dein zartes Gemüth ist ein sanftes, zweites oder drittes Echo des idealischen Schönen und Guten! Rauhes Klima und rauhe Menschen sind nicht für Dich. Bleibe darum auch stets nur unter Schönen und Guten! Hüte Dich nur, daß Deine Weichheit nicht ganz zerweicht werde! Vergiß nie, daß die Stillen nicht gemacht sind, den Aufruhr der Bösen und des Bösen zu stillen! Darum halte Dich, so viel es geschehen kann und darf, fern von den Händeln der Welt, und hülle Dich in den Blütenkelch Deiner eigenen Welt, Du ätherische Biene!" —

„Aber," fuhr Selmar nach einer kleinen Pause fort,

— „meine gesellschaftliche Völkerschilderung scheint die Gesellschaft selbst zu entvölkern; wenigstens glaube ich an einigen Anwesenden schon eine Geistesabwesenheit zu bemerken. Rosa und Ernestine verkleiden ihre Sättigung in ein himmlisches Lächeln; Idoli und Lenette aber in einen Ernst, welcher zeigt, daß Spiel und Scherz durch die Dauer eben so viel verlieren, wie die muntern Sänger und Tänzer durch das Alter."

Mit stark erhobener Stimme rief er nun „Wohlan!" und —

Plötzlich verschwanden Lichter und Gäste, unter vielfältigem Schreckensruf. Und es verbreitete sich rings umher eine Nacht, die der weiland ägyptischen Finsterniß, berühmten Andenkens, nicht das Geringste nachgab.

Zur Vermehrung des allgemeinen Entsetzens erscholl jetzt ein Herz- und Ohr- zerreißender Schrei, dem sogleich ein gräßliches Geheul und Getümmel nachfolgte. Der Boden schien von einem Erdbeben erschüttert, und ein Heer von Ungeheuern dem Abgrunde entstiegen zu sein.

Der Tisch, an dem die unsichtbaren Gäste jetzt sämmtlich incognito saßen, stieg und sank, und schwankte; Stühle fielen, Teller klirrten, Gläser zerschellten, Leuchter und Flaschen stürzten wehklagend unter einander. Das Ärgste bei der Sache war, daß, ungeachtet aller dieser Greuel, Niemand es wagen konnte, aus dem Schooße der tiefesten Dunkelheit Flucht und Rettung zu versuchen.

So blieb denn das grauenhafte Nachtstück, bis auf Selmar's schöpferischen Ruf die Lichter wieder aufloderten,

und der verunglückte Poet in größter Verlegenheit also zu sprechen begann:

„Willkommen, wiederkehrende Aufklärung! Willkommen erleuchtetes Volk! — Es sei mir erlaubt, die aufgehellte Nacht durch Aufklärung der Sache selbst zu verherrlichen! Das Lehrreich-Lustige an der ganzen Begebenheit ist, daß sie uns ein schreiendes Bild der grellsten Lebens-Contraste aufgestellt, und gezeigt hat, wie man hienieden das Wichtigste dicht am Bedeutunglosesten, das Ernsthafteste beim Lächerlichsten, das Vernünftigste beim Absurden findet, und wie Schmerz und Lust, Gesundheit und Siechthum, Tugend und Verbrechen, Kraft und Sünde sogar nahe Grenznachbarn sind." —

„Dies ist das Exordium; nun folgt die Geschichtserzählung, die ebenfalls wieder entsetzlich lehrreich ist, weil sie darthut, wie wenig der Wille, der doch des Menschen eigentliches und reines Verdienst ist, in der Außenwelt zu leisten vermag, gleich einem Schiffe, das auf dem festen Lande operiren soll. — Ich wollte, — aber was ich wollte, ist mißlungen, — die verfinsterte Gesellschaft durch eine Art Geistererscheinung ergötzen. Es sollte, Kraft des Hohlspiegels im Nebenzimmer, ein Mann heute als Gespenst erscheinen, gleichsam als seine eigene Vorrede zu sich selbst, um morgen desto interessanter in der Wirklichkeit aufzutreten. Ich glaube der Gesellschaft in ihm einen trefflichen Stoff zur Bearbeitung zu liefern. Möge jedes Mitglied der Gesellschaft sein ganzes Genie dazu anwenden; er bedarf's. Ihr werdet in ihm viele Gährung vulkanischer Feuermasse finden, die sich — doch

nur mit vieler Mühe — noch zu fruchtbarer Lava wird umstalten lassen. Ich glaube, unserem Kreise des Schönen keinen besseren Gegenstand zur Verschönerung durch Lebenskunst geben zu können. Möchten doch alle Damen und Herren ihre Vervollkommnungstalente an ihm erschöpfen! Wer das Meiste that, um in diesen verworrenen Menschen Einheit zu bringen, und ihm den Frieden mit sich selbst anzuzaubern, der soll von der ganzen Gesellschaft mit einer Bürgerkrone beschenkt werden. Weil aber der Name auch etwas zur Sache beiträgt, so werde er eingeführt, — meine Damen, erschrecken Sie nicht zu sehr! — als — Eduard der Selbststörer!" —

Der noch wirkende Nachklang von dem Eindrucke jenes Nachtstückes vereinigte sich mit der jetzigen Ankündigung, den weiblichen Theil der Gesellschaft mit einer nicht geringen Dosis von Schauder und Neugierde zu erfüllen. Man brannte vor Ungeduld, den Geisterankömmling, mit allen Schrecknissen der Selbstzerstörung ausgerüstet, zu erblicken; zugleich erwartete jedes von sich selbst das Beste für dessen Bestes, die Männer von ihren verständigen Köpfen, die Frauen von ihren guten Herzen.

Nun aber erhob sich der Rittmeister, und sagte:

„Empfangt denn aus meinem Munde die Supplementbände zur Geschichte der unterbrochenen Geistererscheinung, und lernet daraus, wie nahe das Geisterreich mit dem Thierreiche verwandt ist. Der abstrakteste Denker hat seine vierfüßigen Stunden, und das Geschöpf, dem Raimarus die Fähigkeit,

Vernunftschlüsse zu machen, abspricht, nähert sich nicht selten den Gränzsteinen des menschlichen Gebiets."

Mich ärgerte es, daß Selmar die Einführung eines neuen Mitgliedes in unsern Gesellschaftskreis zu einem förmlichen Spektakelstücke umwandeln wollte. Wozu des ganzen Apparats von Gespensterscenen? Bei uns soll der Geist erscheinen, keine Geister. Ich habe von Jugend auf eine außerordentliche Begierde, alle solche Knalleffekte zu verderben, und bei ihnen, statt der Wirkung eines heiligen Schauders, jene eines unheiligen Gelächters hervorzubringen. Darum hielt ich im Vorzimmer eine vierfüßige Schauspielertruppe in Bereitschaft, öffnete die Thür, als die ominösen Lichter auf dem Tische verschwanden, und schlug dem größten unter den Debütanten ein Bein unter, daß er laut aufschrie. Alle übrigen, deren sympathetische Hundsgefühle von dem Schrei mächtig aufgeregt wurden, brachen darauf in ein lautes Geheul aus, und fielen wehklagend, knurrend und beißend, unter und über einander, über das eigene Getümmel ergrimmt, sich schuldlos raufend und zausend, so daß der verunglückte Geist es gar nicht wagte, zu erscheinen."

Obschon Einige in der Gesellschaft den mißlungenen Zweck insgeheim beseufzten, und Selmar selbst seinen Mißmuth nur deshalb bemeisterte, weil die Marquise, ihn bemerkend, ein satyrisches Lächeln nicht ganz unterdrückte: so ward die fröhliche Stimmung doch bald wieder hergestellt, da Selmar das Gespräch auf einen Gegenstand führte, welcher die Erweckung allgemeiner Theilnahme nie verfehlte — auf die Liebe.

„Die Liebe,“ sagte Selmar — (und das elektrische Wort that seine Wirkung wie immer, denn alle Augen blickten nach dem Munde, dem es entgangen war), — „die Liebe, die wahre, reine, hohe Liebe gleicht fürwahr dem Monde am hellen Tag.“ — „Wie? was?“ scholl's von mehreren Lippen zugleich. — „Die Liebe, die ich meine,“ fuhr Selmar fort, „ist das Sichtbarste aller unsichtbarsten Dinge, das tiefste — aller Welt bekannte Geheimniß. Die irdische Liebe gleicht einer Sternschnuppe, die sich wohl in der Luft entzündet, aber sogleich zur Erde herabfällt, und eben dadurch ihre irdische Natur und die Vergänglichkeit ihres Wesens zeigt. Die höhere Liebe leuchtet in ihrem eigenen Strahlenglanze, und erscheint deshalb weltkundig, hell im Hellen, nur dem Seelenauge. Sie kann sich unverholen zeigen, weil sie nur von Solchen wahrgenommen wird, die selbst fähig sind, sie zu fühlen, und die — dem Himmel sei Dank! — hier gegenwärtig sind. So werde denn das Unsichtbare sichtbar! und — wollte doch eine der Musen das holde Himmelskind, in welchem Furchtsamkeit und Kühnheit sich so wunderbar vereinigen, mit freundlicher Hand in das Leben einführen!“

„Und wäre es auch nur die Muse der schulgerechten Epopee,“ sagte die Marquise. „Rose und Nachtigall sind nahe verwandt; jene duftet, diese singt Liebe — jene blüht, diese glüht in Liebe, und Beide leben und sterben in Liebe. Und webt um sie noch die Sommernacht des Geheimnisses ihren Schleier, so sei es mir gegönnt, — Selmar, ich danke Ihnen herzlich die Freude! — der Abendstern zu

sein, welcher auf Rose und Nachtigall, Mädchen und Dichter seinen erleuchtenden Freudenstrahl senkt."—

Mit holder Würde erhob sich die edle Frau, um sich der bezaubernden Rosa zu nähern; aber diese, von Rührung und Liebe überwältigt, flog ihr entgegen, und sank im gleichen Augenblicke mit Selmar zu ihren Füßen.

Unter der Menge der fröhlichen Theilnehmer war nur ein Herz, und zwar ein gutes Herz, welches wenige Theilnahme zeigte, weil es hoch aufschlug vor eigenem Schmerz, und bang schluchzend weinte über die Seligkeit, die es dem Glücklichen so wenig gönnte. Dieses Herz gehörte Lenetten. Ein weiblicher Märzfrost hatte die Fülle des reich aufgeblühten, aber feindlich zerstörten überfallen. Eduard, der Selbstzerstörer, war auch der böse Geist ihres Lebens geworden, so wie seines eigenen.

Der Sommer hatte sich nun in seiner eigenen Glut verzehrt, und der Herbst sandte seine nebeldämmernden schaurigen Nächte. Selmar und Rosa standen zwar in der Blüte ihrer glücklichen Liebe, und die Marquise lächelte mit ihrem Seelenfrieden gleich dem silbersanften Mond in die Gesellschaft hinein, die jedoch immer stiller wurde, wie der Himmel, den die fortziehenden Gesangvögel verließen, und immer ernster, wie die fröstelnden Herbstnächte. So fand denn der Rittmeister bald nicht mehr genug Munition, um die Doppelflinte seiner Freude wie sonst zu laden, und ward verdrießlich. Dem Malthefer schien die Lebensweise zu einförmig, und Bisaldi fühlte zu wenig Gelegenheit zum Lieben. Lenette wurde immer bläßer, und Idoli gewann

an lieblicher Verklärung in dem Grade, als Ernestine, die ihrer Natur nur aufgedrungene höhere Sphäre verlassend, sich der alltäglichen, flachen Gemeinheit näherte.

Bei dieser Lage der Dinge fiel man denn auf manches Bizarre, welches die Mißmuthigen vorschlugen, um eine Art von Scheinleben in die ersterbende Gesellschaft zu bringen. So behagte auch das vormals so trauliche Abendmal mit seinen heiteren Scherzen im freundlichen Saale nicht mehr; man drängte sich in's Freie hinaus. Unter dem Vorwande, die Herbstfeier zu begehen, brachte man selbst die späten Abendstunden im Garten zu, wo das Geräusch der Wandelnden auf den gefallenen Blättern, wie Geistergeflüster säuselnd, wider Willen zur Wehmuth stimmte.

Eines Abends saß die Gesellschaft auf dem, von Linden umgebenen runden Lieblingsplatze am runden Tische. Das Licht der in Glaskugeln eingeschlossenen Kerzen bildete auf den schwarzen Laubwänden seltsame Gestalten, und die ächzenden Lüfte, die manche Flamme ausbliesen, und manches hinfällige Blatt auf die Tafel und auf die Gäste herabwarfen, gaben mehr Stoff zu melancholischen als zu heiteren Bemerkungen.

Gegenüber dem Eingange saß Lenette, die heute — wie die Reihe sie traf — die Königin der Gesellschaft war. Sie schrak heftig zusammen, als im dunkeln Hintergrunde jetzt Flammen hin und her flogen. — „Ist's doch," sagte die Schwermüthige, „als sähe ich Geister, Todtengräber — Fackeln, oder wenigstens Irrlichter, nächtlicher Weile über einen schwarzen Kirchhof hingleiten."

„Oder auch,“ fiel Selmar ein, „Sterne oder Morgenrothlichter über die dunkle Erde, die bald darauf im bräutlichen Schmuck glänzen und lächeln soll. Und wer weiß, ob wir nicht bald die Harmonien einer in's schönste Leben erwachenden Natur hören! — Aber horch! vernehme ich nicht wirklich leise Töne?“

Und in der That begann jetzt in einiger Entfernung ein leiser Chor.

„Alle Wetter!“ schrie der Rittmeister, „soll das etwa wieder eine Geistererscheinung geben?“

„Dies“ — sagte die Marquise, bedeutungsvoll gegen Lenetten lächelnd, — „scheint mehr auf Herzen als auf Geister angelegt zu sein.“ —

Lenette antwortete mit einer Perle, die ihrem Auge entquoll.

„Glück zur musikalischen menschlichen Harmonie!“ sagte Selmar, indem er sein Champagnerglas vollgoß und emporhob. „Was würde denn aus unserem ganzen Leben, wenn nicht alle die Dissonanzen, die es hat, sich, wie in der Musik, endlich doch in Harmonien auflösten, und zwar gerade in die schönsten, so wie die Oktaven im Gegentheile eine verzweifelte leere Harmonie geben?“

Die Musik ließ jetzt ihre himmlischen Klänge in reinem Wechsel bald mächtig, bald schmelzend ertönen, und es währte schon ziemlich lange, als Selmar in eine immer zunehmende Verlegenheit gerieth. Es war unverkennbar, daß er etwas erwartete, das kommen sollte, aber nicht kam. Die Marquise wurde wehmüthig ernst, und flüsterte leise

in Selmar's Ohr: „Ich fürchte, Ihr Plan wird zum zweiten Male mißlingen! Der Himmel gebe nur, daß dieses Mißlingen keine bedeutenderen Folgen habe, als damals, wo wir noch alle sehr heiter waren, und die Dinge überhaupt leichter nahmen als jetzt. Bedenke ich Lenettens sehr geschwächte Gesundheit und die bei ihr sich dazu gesellende Reizbarkeit und Schwärmerei, so darf ich nicht zweifeln, daß selbst der geringste unangenehme oder zweideutige Vorfall — —"

„Besorgen Sie nichts!" erwiederte Selmar. „Eduard's Krankheit ist nun endlich gehoben, und im gesunden Leibe muß auch die Seele genesen. Sein und Lenettens Glück liegt einzig in ihrer Wiedervereinigung. Der Selbstzerstörer, da er sich selbst wieder aufgerichtet hat, muß nun auch die Zerstörte wieder aufrichten. Und glauben Sie mir, ihr erstes Zusammentreffen darf durchaus nicht einsam geschehen, sondern muß in unser Aller Gegenwart vor sich gehen, sonst könnte leicht in einem Augenblicke untergehen, woran — —"

„Lenette vermuthet also selbst," — sagte die Marquise, — „Ihn dieser Tage zu sehen," sagte Selmar. „Sie ist nicht unvorbereitet, selbst wenn jetzt — —"

Aber in diesem Augenblicke fiel, nach einem vorübergeflogenen Blitze, dicht in der Nähe ein Schuß. Alles, was am Tische saß, fuhr empor, nur Lenette sank vom Stuhle herab. Indeß der weibliche Theil der Gesellschaft sich um die Gesunkene bemühte, eilte der männliche, ohne Jenes gewahr zu werden, in größter Hastigkeit gegen den

Ausgang des Laubgemaches, wo jedoch Alle stille standen, weil die Nacht ringsumher so schwarz herabhing, als hätte gar kein Blitz ihr Trauerkleid zerrissen. Am mißmuthigsten von Allen aber stand Selmar, und so todtenbleich, als wäre der Schuß ihm selbst mitten durch das Herz gefahren. — „Sei es nun auch was immer," rief er hastig, „so ist's doch zum Verzweifeln, daß das böse Schicksal jeden meiner Pläne feindselig zerstört."

Indessen war Lenette in's Haus gebracht worden, denn sie befand sich in so üblem Zustande, daß selbst Luft und Geister sie nicht zu erwecken vermochten, und man für ihr Leben fürchtete.

Kaum war es aber oben ruhig geworden, so ward es desto unruhiger im Hofe. Alle Männer eilten dahin, Selmar ausgenommen, der schon früher zum Thore hinausgeeilt war, ohne zu sagen wohin.

Herein kam in den Hof nichts — als Flammen, wenigstens waren sie in der tiefen Nacht das einzige Sichtbare; des Hörbaren war schon mehr. Die Sprechenden waren gut daran, aber desto schlimmer der einzige Nichtsprechende unter ihnen, den ich noch nicht nennen darf.

Er lag auf einem Bette in einem Zimmer des Schlosses. Die Damen waren in einem Nebengemache um Lenetten beschäftigt, und weinten, weil diese noch immer weder weinte noch lachte. Nur die treffliche, stets besonnene und doch sehr gemüthliche Marquise stand am Bette des Ungenannten, und ließ sich's nicht nehmen, die Sitte der altdeutschen Rittersfrauen auszuüben; denn sie verstand sich

auf Seelenwunden eben so gut, als auf körperliche. Dank sei Dir, lieber Gott, daß Du in jedem guten Herzen der armen Menschheit einen moralischen Wundarzt gabst!

Dem Bleichen, der noch immer starr auf dem Bette lag, quoll aus der rechten Seite viel Blut. Endlich ward es gestillt, und er athmete schwach die ersten Worte. Desto lautere Worte rief der so eben eintretende Selmar, denen der — sonst Sanfte, jetzt aber Rasende — gewiß noch mehrere und noch lautere Worte zugesellt hätte, wäre ihm nicht von Allen mit Mund und Fingern ein plötzliches Stillschweigen geboten worden.

Er schwieg zwar nun und trat stumm an's Bett; desto lauter aber sprachen seine Mienen und die über den Kopf zusammengeschlagenen Hände. Endlich sagte er leise: „Armer Eduard!" Das schien dem — armen Eduard wie eine Stimme aus einer andern Welt zu klingen, wenigstens mußten es die Umstehenden glauben, weil er die Blicke bei diesen Worten gegen den Himmel aufschlug, der doch in dem Moment gegen ihn ziemlich ehern zu sein schien.

So verging die Nacht; und möchte sich's doch jeder Leidende zu seinem Troste wohl merken, daß jede Nacht vergeht, und das Letzte, was uns übrig bleibt nach allen den Schmerzensnächten, — ein ewiger Tag ist!

Eduard erhob sein Haupt nun zum ersten Male auf eine solche Weise, daß man in seinen Mienen lesen konnte. Er glich vollkommen dem — um ihn erwachenden Herbstmorgen voll Nebel und Glut.

Nach einigen Tagen, als Ruhe und Pflege den Körper etwas gestärkt hatten, gab er der Marquise und

seinem edlen Freunde Selmar den Aufschluß, welchen sie bisher, ungeachtet aller angewandten Mühe, nicht hatten finden können, und der, dem Wesentlichen nach, in Kürze folgender war:

Von Jugend auf vereinigte Eduard in sich eine seltene Mischung von Leidenschaftlichkeit und Gewissenhaftigkeit. Keine war stark genug, um die andere zu unterdrücken. Eben so gierig er Alles ergriff, was ihn reizte, eben so mißmuthig und erzürnt gegen sich selbst war er nach erfolgtem Genuß, oder vollbrachter That, oder erreichtem Ziele; denn er tadelte dann mit der bittersten Strenge entweder die Erbärmlichkeit des genossenen Vergnügens, oder die Übereilung der schnöden That, oder den Unwerth und die Nichtigkeit des verfolgten Zieles. So war er immer in eine Menge von beunruhigenden oder gefährlichen Verhältnissen mit Weibern und Männern verwickelt. Seine heftigen Momente waren zehrende Vampyre, die besonnenen aber die rächenden Quälgeister der heftigen. Seine Lebenskraft nahm ab, und an ihre Stelle trat eine Art von Lebensgier. So wurde der Mensch mit dem besten Herzen endlich ein Raub wilder Leidenschaft, einer ungezähmten Fantasie: und bei immer zunehmender Reizbarkeit der Nerven verlor die Gemüthsruhe und die Besonnenheit sich immer mehr. Was andere Menschen erfreut, das riß ihn im Taumel des Entzückens dahin, und was sonst nur betrüben kann, das brachte ihn zur Verzweiflung.

Von jeher in Liebesabenteuer verflochten, fand er doch nirgends die ersehnte und gehoffte Befriedigung. Jedes weibliche Wesen, für das er entbrannte, schien zuerst nur des-

halb eine Göttin zu sein, um endlich als das fehlervollste Geschöpf verworfen zu werden. Nur Lenetten war es gelungen, ihm nicht nur vortrefflich zu erscheinen, sondern auch zu bleiben. Sie liebte, versagte aber das Bekenntniß und die Hingebung der Gegenliebe, weil sie in dem Guten, den sie liebte, noch immer zugleich den Selbstzerstörer scheute. Den milden Mondglanz ihrer Liebe wollte sie ihm erst dann aufgehen lassen, wenn sich in der Nacht seines Lebens der bisher tobende wilde Sturm gelegt haben würde. Da ergriffen ihn aber die vorhin erwähnten Quälgeister; er glaubte sich von ihr gehaßt und verachtet, schien sich selbst ihrer Liebe unwerth, und floh Diejenige, die allein im Stande war, ihn zum Frieden mit sich selbst zu bringen.

In solcher Lage hatte der edle Selmar ihn kennen gelernt und bald entdeckt, daß in dieser nächtlichen Kluft so mancher köstliche Edelstein verborgen sei, der noch an der Lebenssonne erfreulich schimmern könnte.

Selmar sah, daß die Liebe zu Lenetten in Eduard keineswegs gestorben, sondern noch in ihrer ganzen Stärke, aber von Düstersinn verdeckt und belastet, vorhanden sei. Er beredete ihn deshalb, einen nahen Landsitz zu seinem Aufenthalte zu wählen, in der zweifachen Absicht, durch die ländliche Stille sein Inneres zu befriedigen, und ihn sodann in den Kreis der Gesellschaft und in Lenettens Herz einführen zu können.

Schon hatten die drei Genien: Ruhe, Hoffnung und Liebe, in seinem Innern eine fast der Freudigkeit gleichende Milde hervorgezaubert. Selmar, der gutmüthige Fantasiemensch, sann indeß auf Mittel und Wege, wie er ihn

auf das schonendste und freundlichste einführen könnte, wobei er denn, nach seiner Weise, mit psychologischer Berücksichtigung auch die poetische Ausführung verband. Die erste Einführung war auf eine lustige Art gescheitert, indem des Rittmeisters sympathetische Hundsschlacht das Geisterreich vertrieb. Bald nachher mußte Eduard verreisen, und kam erst im Herbste zurück.

Nun schien der Sache nichts mehr entgegen zu stehen. Schon zog die von Selmar berufene Musik mit Fackeln herbei; schon war Eduard auf dem Wege zum Landhause der Marquise, stand jetzt schon nahe am Eingang des Gartens, — als jener Schuß fiel, und Eduard durch ihn.

Die Veranlassung dazu war eine frühere sogenannte Ehrensache, die er vor einiger Zeit in Italien hatte. Eduard wurde damals zum Duell gefordert, nahm es an, focht mit möglichster Schonung; sein erhitzter Gegner drang aber so wüthend auf ihn ein, daß er selbst in den Degen rannte, und schwer verwundet von dazu kommenden Verwandten weggetragen wurde. Er bekannte zwar laut sein Unrecht und die unsinnige Heftigkeit seines Kämpfens; auch blieb die Sache ziemlich unterdrückt, brachte aber doch den Verwandten, indem eine vorgehabte reiche Verbindung deßhalb zurückging, einigen Schaden, daher die Erbitterten feierlich zusammentraten, und Eduard's Tod beschloßen. Meuchelmörder wurden ihm nachgeschickt, die seinen ländlichen Aufenthalt erst spät entdeckten, und zur Ausführung der Frevelthat die Gelegenheit erst in dem Augenblicke fanden, als Eduard an jenem düsteren Herbstabend die Reise nach der Villa *der Marquise unternahm.*

Lenette erfuhr den Vorfall durch das unkluge Gespräch der vorlauten Dienerschaft nur zu bald, und ihre gereizte, düster hinbrütende Fantasie malte sich das Ganze viel schrecklicher aus, als es war. Und so warf Krankheit sie auf das Lager, indeß Eduard sich der Genesung näherte. Er ließ sich bereden, im Schlosse der Marquise zu bleiben; aber sein Verlangen, Lenetten zu sehen und zu sprechen, konnte und durfte man nicht erfüllen.

Gegen alle Erwartung nahm die Krankheit des armen Mädchens, vermuthlich, weil die leidende Seele schon länger erkrankt war, plötzlich die übelste Wendung, gerade zu der Zeit, als Eduard auf dringendes Bitten seiner Freunde sich entfernt hatte, und die schönsten, heitersten Wintertage seine Genesungsreise sehr begünstigten.

Eduard war nun schon auf dem Rückwege, da bange Sehnsucht ihn trieb. Nachts kam er in einem Gasthause an, welches ganz einsam an der Straße lag, aber so nahe dem Landgute der Marquise, daß er, obschon höchst ermüdet, noch in dieser Nacht heimzukehren beschloß. Nach wenig Minuten ließ er sein Pferd wieder satteln, und eilte in's Weite hinaus. Weiß erglänzend lag die schneebedeckte Ebene vor ihm, taghell goß der Vollmond sein Licht durch die reinste Luft herab. Den Rand der Gegend umfaßten die lichtverklärten Berge wie ein Demantgürtel. Die Luft wehte kalt, aber dennoch sanft, wie erfreut über das stille Unschuldsleben des nächtlichen Eisfrühlings, frostig und ruhig, wie ein gutes, von den Menschen mißhandeltes Gemüth, das zu weich ist, um hassen zu können, aber auch *nicht mehr zu lieben* vermag.

Kalt gegen die Welt, wie die ihn umgebende Winternacht, im Herzen aber heiß, gleich der heißen Zone, flog Eduard durch die lichte Nacht dahin, bis ein Haus, dessen Fenster so kerzenhell flimmerten, daß das auf der Schneefläche schlafende Mondlicht dagegen matt erschien, seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog.

Ohne Argwohn über die auffallende Erscheinung stieg er ab; eine Gestalt, die er weiter nicht beachtete, nahm den Zügel des Pferdes, und Eduard flog die Treppe hinan. Lichtschimmernder als das Übrige strahlte ihm aus dem Hintergrunde eines langen finsteren Ganges ein Gemach entgegen, in das er jetzt eintrat. Aber welcher Schrecken ergriff den plötzlich Erstarrenden! Auf einer schwarz behangenen Erhöhung stand ein Sarg, in dem eine verhüllte Leiche lag. Da Eduard sich vom ersten Staunen erholt hatte, bemerkte er, daß nur wenige Kerzen am Sarge noch aufrecht standen, deren Flammen durch die tiefe Stille traurig leise knisterten, als wollten sie für die Todte beten und die Zurückgebliebenen durch ihr Emporlodern gegen Himmel zu blicken ermuntern, welcher der Quell des kräftigsten und einzig wahren Trostes und der unwandelbaren Freude ist.

Eduard trat nun an den Sarg, nahm das verhüllende Linnen weg, und erkannte bald, die hier in Gott selig Ruhende sei die wackere alte Frau, die Jeder im Schlosse herzlich liebte, da sie die treue redliche Freundin der Marquise, und die Helferin aller Unglücklichen war. Eduard's Auge füllte sich mit Thränen, und es that ihm wehe, als er bemerkte, daß der größere Theil der Leuchter auf den Boden gestürzt umherlag, und kein Lebender da war, um bei

der Schlafenden zu wachen. Es schien ihm, als wäre die Leiche um das ihr Gebührende verkürzt; er selbst beschloß hier zu wachen und zu beten, und beugte sich nun zur Erde, um die Leuchter aufzunehmen, und die verloschenen Kerzen wieder anzuzünden.

Der Theil des Zimmers, wo diese lagen, war ganz dunkel, nur eine Stelle schimmerte hervor, beleuchtet vom Monde, dessen Licht durch eine obere Scheibe des gegenüberstehenden Fensters hereinfiel. Eduard, den Arm zu Boden senkend, fuhr schaudernd empor; denn er entdeckte in diesem Augenblicke eine bewegungslos liegende weibliche Gestalt in weitfaltigem, weißem Gewande mit schwarzer Stirnbinde. Das bleiche Mondlicht überzog wie ein Schleier das noch bleichere Gesicht der Bewegungslosen, die nicht minder fest zu schlafen schien, als diejenige, die über ihr im Sarge lag.

Lange schwankte Eduard zweifelnd zwischen den Beiden, und zugleich in einem Zustande zwischen Leben und Tod. „Will der Scheintod das Leben nachäffen? Hat das Leben die Maske des Todes gewählt? Und wer ist sie?"

So sprach Eduard dumpfiglaut vor sich, und kniete vor die nicht Eingesargte hin, die ihm nur deshalb, weil sie nicht im Sarge lag, auch nicht todt zu sein schien. Aber die Hoffnung verschwand plötzlich, als er in ihr — Lenetten erkannte. Sie war nur wenige Tage vor dem Tode der guten Greisin genesen, ging Nachts, gegen den Willen Aller, in das Leichengemach, und sandte die Wächterin fort, um betend allein bei der Entseelten zu bleiben.

Lange hatte sie standhaft ausgeharrt, bis ihr plötzlich die starre Leiche das Auge zu öffnen, den Mund zu bewegen schien. Sie war dann über die Leblose hingestürzt, am Sarge

ohnmächtig niedergeprallt, und zur Erde gefallen, indem mehrere Leuchter mit verlöschenden Kerzen ihr nachstürzten.

So hatte Eduard nach jahrelanger Trennung sie gefunden, und verlor selbst das Bewußtsein bei diesem schrecklichen Wiederfinden.

„Ist's ein Wink des Schicksals, daß alle Freuden meines Lebens todt sind? Oder wird mir verkündet, daß selbst aus dem Grabe mein Glück noch erblühen soll?" —

So dachte Eduard, als er sich etwas gefaßt hatte, und nun zwischen den wechselnden Gedanken schwankte, ob Lenette wirklich — oder nur scheintodt sei.

Vergebens durchschritt er die finstern Gänge des Hauses; er konnte kein menschliches Wesen, ja nicht einmal eine Thür finden, die zu einem menschlichen Wesen führte; nur die eiskalten Nordwinde schnaubten zischend seinen Seufzern entgegen, und verwehten all sein Rufen nach Hilfe.

Endlich warf er sich verzweifelnd zur Erde, zur Starren, neben welcher er bisher gekniet hatte, denn seine Knie vermochten die Anstrengung und Last des Körpers nicht länger zu ertragen. „Sie ist todt!" rief er, „mir soll kein Glück hienieden werden, und ich bin, ich war dessen nie werth!" —

Aber in dem Augenblicke, da sein blutendes Herz auf das geliebte hinsank, fühlte er ein leises Regen und Leben sich matt und langsam entgegen schlagen, wie dem Brunnengräber, nach langem Bemühen, aus weggehobenem Erdreich und Gesträuche endlich die tief verborgene Quelle im melodisch leisen Geflüster in lichtheller Freudigkeit entgegenspringt.

Da sprang auch er auf, hob die Arme zum Himmel empor, und der Himmel, wie zum Zeichen der Versöhnung

und Wiederaufnahme des Reügigen, der schwer gebüßt hatte für das Verbrechen des Selbstraubes an dem von Gott verliehenen Schatze des Lebens, der gütige Himmel verklärte sich mit dem Purpurmantel des Morgens, der auf die Schneegefilde ringsumher, so wie auf die schneebleichen Wangen Lenettens, tröstlich herableuchtete.

Und der Strahl des Himmels ward Licht des Lebens, und belebte zu blaßrosiger Blüte das Antlitz der erwachenden Lenette. Eduard beugte sich über sie, mit lauter Stimme betend, und hob die, schon mit halbem Bewußtsein sich Emporrichtende von der Erde in seine Arme, und trug sie hinaus aus dem Todtengemache in die Mitte der Lebendigen.

Kaum wenig Schritte vor dem Zimmer bemerkte er jetzt eine, vom dunkeln Schleier der Nacht verhüllt gewesene, offene Doppelthüre, die den Eingang in einen sehr schönen, hohen, vom Morgen freundlich beleuchteten Saal gewährte. Hier legte er die theure Last sanft auf ein Ruhebett, das noch mit verdorrten Astern behangen war, so, daß man leicht erkannte, der Saal habe in der letzten Herbstzeit zu einem freundlichen Feste gedient, sei aber sodann bis jetzt unbesucht und unbenützt geblieben.

Mit dem Tage kam endlich auch die menschliche Hilfe. Man hatte Lenetten in der Nacht nicht vermißt, weil man sie zu Bette gehen sah, und am Morgen noch schlafend glaubte. Ihr Todtenbesuch war unbekannt. Die Leichenwärterin hatte auf Lenettens Verlangen das Zimmer verlassen, und war in einem entfernten Gemache fest eingeschlafen.

Nun war Alles herbeigekommen mit hilfreichen Händen. Selmar, der vor Entzücken weinende Eduard, die

Marquise und Rosa beugten ihre huldreichen Gesichter über die in Thränen lächelnde Lenette. Da scholl plötzlich eine höchst wohlklingende Stimme, wie eine vom Himmel herabtönende Melodie, mit wunderbarer Macht das Herz bewegend und gewinnend, die in's Innerste eindringenden Worte: „Der Friede sei mit euch!" —

Und sieh! An der Thüre stand ein schöner, freundlicher, ländlich einfach gekleideter Greis, über dessen Silberhaar die Glut des hellen Morgens wie eine Glorie floß. Einige Schritte vorwärts tretend, wiederholte er den himmlischen Gruß mit der gutmüthigsten Freundlichkeit.

Da ergriff, den einzigen bewegungslos hinschauenden Eduard ausgenommen, Alle wie sie da waren, ein plötzliches, dem Scheine nach fast übermäßiges Entzücken, als hätte der mächtigste Zauber mit augenblicklicher Gewalt unwiderstehlich auf sie gewirkt.

Mit dem vieltönigen, doch in harmonischer Einheit zusammenstimmenden Ausruf: „Elias, der Freudenbote!" flog Alles zu dem ehrwürdig-freundlichen Greise hin, ihn umarmend und küssend. Nur Eduard stand, wie in den Boden gewurzelt, die Augen aber unverwandt auf den lieblichen, silberhaarigen Greis geheftet. Nun aber flieht Alles von diesem zurück, denn —

Eduard liegt zu den Füßen des Greises, und dieser, segnend über ihn gebeugt, spricht: „Der Friede sei mit Dir, — mein Sohn!" Da aber verläßt ihn die Kraft, und er sinkt in Selmars Arme. —

Elias war einst ein sehr wohlhabender Pächter. Die jetzt im Sarge Liegende war seine Schwester, und der jetzt

zu seinen Füßen lag, war sein Neffe. Der wilde Eduard stürmte schon früh hinaus in die weite Welt, da die Erbschaft eines reichen Verwandten ihn in glänzende Vermögensumstände versetzte, und der alte Elias dem lebensgierigen Jüngling, dessen Reiselust er für baren Bildungstrieb hielt, eine dreijährige Wanderung durch Europa gestattete. Während dieser Abwesenheit ward Elias von so vielen Unglücksfällen, die er dem entfernten, zärtlich geliebten Eduard verschwieg, schwer getroffen, daß er endlich das Pachtgut verlassen mußte. Eduard war indeß großjährig und der Herr seines Vermögens geworden. Elias ließ ihn von seinen Unfällen nichts wissen und harrte geduldig seiner Rückkehr. Eduard erfuhr daher erst spät einen Theil vom Elende des Oheims, doch, ungeachtet aller Bemühungen, nicht seinen Aufenthalt.

Elias hatte nun wohl all' sein Hab und Gut verloren, aber nicht sein Vertrauen auf Gott, folglich auch nicht seinen ruhigen, heiteren Sinn. Und so nahm er denn wohlgemuth den Wanderstab in die Hand, und zog, mit einigen Silberstücken in der Tasche, gleichfalls auf Reisen, um — da zu bleiben, wo gute Menschen ihn aufnehmen würden.

An einem stillen Maiabend führte ihn sein Weg am Landhause der Marquise vorüber, die zwischen Selmar und Rosa auf der Garten-Terasse saß. Vor ihnen lag die lachendste Gegend mit Äckern und Weingärten. Hinter den Gebirgen senkte sich die Sonne und blauer Duft nahm die allmälig dämmernde Landschaft in seinen Schooß.

Elias, an den drei edlen Gestalten vorüberschreitend, *und auf ihnen mit* dem freundlichsten Wohlgefallen ver-

weilend, sprach seinen gewohnten Gruß: „Der Friede sei mit euch!“

Einstimmig riefen diese der freundlichen Erscheinung, und Elias mußte sich zu ihnen setzen. Heiter und mit traulicher Offenherzigkeit erzählte er ihnen seine Schicksale, und wenn seine Wangen manchmal benetzt wurden, so waren es nicht Thränen des Grams, sondern der Rührung.

Da er schon Vieles von der traurigen zweiten Hälfte seines Lebens erzählt hatte, ging das noch traurigere Resultat hervor, daß die Menschen, die ihm am meisten geschadet hatten, größtentheils solche waren, die er am meisten liebte, und denen er das meiste Gute that. Auf die Bemerkung, daß sein Innerstes mit Haß und Bitterkeit gegen diese Undankbaren erfüllt sein müsse, erwiederte er mit liebevoller Wehmuth: Das höchste, was er gegen Jene empfinde, sei nur eine flüchtige Wallung von Unmuth. — „Ich konnte und kann noch jetzt,“ fuhr er fort, „keinem Menschen lange zürnen, dem ich einmal gut war; denn so oft etwas Gewitterartiges in mir aufsteigen wollte, dachte ich stets sogleich an alles Gute, was er mir gethan, oder an manches schöne Wort, das er gesprochen, oder an die freundlichen Augen und Mienen, womit er bei dieser oder jener Gelegenheit mich angesehen, oder mancher glücklichen Stunde, die ich früher mit ihm durchlebt hatte. Da schwand sogleich aller Groll hinweg; denn fürwahr, Ausübung strenger Gerechtigkeit ist eine herrliche Sache, aber Verzeihung ist noch viel schöner. Gott kann wohl gerecht, vollkommen gerecht sein, aber nur Er allein, weil er allein das rechte Maß für Alles hat; der *Mensch aber soll mehr* gütig als gerecht sein.“ —

Die Herzensgüte der weichen Marquise konnte den liebenswürdigen Greis nicht weiter ziehen lassen; sie bat ihn dringend, diesen Ort zur letzten Ruhestelle seines Lebens zu erwählen. Er blieb, und auch seine Schwester fand hier eine Freistätte gegen die Stürme des Schicksals, denen sie mit weniger Seelenstärke als Elias entgegengekämpft hatte. Dieser wurde durch seine vielen Erfahrungen und Kenntnisse, so wie durch sein vortreffliches Gemüth, bald der Freund, Rathgeber und Schutzgeist des ganzen Dorfes, geliebt und geehrt von Jungen und Alten. Nur zwei Dinge trübten seine stille Heiterkeit: die Abwesenheit des verlornen Neffen, von dem er auch nicht die geringste Nachricht erhielt, und die geschäftslose Muße, die man ihm schonend aufdrang.

Endlich faßte Selmar einen schönen Gedanken, um den Greis durch eine liebevolle Beschäftigung des Herzens zu erfreuen. Er hatte bemerkt, daß Elias nichts gieriger aufsuchte, als jede Gelegenheit, wo er einem Menschen irgend eine freudige Botschaft bringen könne. So erhielt denn der edle Greis den Ehrennamen: Elias der Freudenbote, und sein Amt bestand darin, daß er den Bewohnern des Dorfes die fröhlichen Ereignisse, so wie sie Einen oder Mehrere oder Alle betrafen, zu verkünden hatte. So erschien er nun immer wie ein überirdisches Wesen. Wenn man ihn mit dem mondlichten Silberhaar und dem freundlichen Lächeln des rothblühenden Gesichts von weitem kommen sah, da freute sich schon die ganze Gasse, in die er einlenkte, und die Kinder flogen ihm jauchzend entgegen. Trat er dann in ein Haus ein mit dem himmlischen Gruße: „Der Friede sei mit euch!“ so schien ein Verklärungsglanz

von ihm auszugehen, der über Alles sein Licht ausstrahlte, und jedes Herz mit Andacht, Liebe und Wonne erfüllte. So ward denn die Freude geheiligt! Der Marquise entging dieses nicht und sie that das Ihrige, um diesen schönen Enthusiasmus der Freude zum Besten ihrer Unterthanen zu wenden.

Nun hatte Elias auch das Einzige, das er noch vermißte, wieder gefunden, den verlornen Neffen, der zugleich sich selbst wieder gefunden hatte. Segen schien auch den letzten bösen Geist aus Eduard's Herzen verbannt zu haben, der nun so kindlich sanft wurde, daß Lenettens Weiblichkeit nur dadurch, daß sie am Himmel der Liebe eben jetzt culminirte, sich noch lieblicher zeigte, als seine Sanftmuth. Diese Beiden verschmolzen nun auch mit allen ihren himmlischen Gaben so innig in einander, wie die Farben eines Regenbogens.

Auch Idoli und Heinald schloßen ihre Herzen einander auf, doch ihre Wesen zerfloßen aus zu vieler Weichheit endlich in gänzliche Unbedeutenheit, so wie der schroffe Rittmeister in seiner derben Weise es ihnen vorhergesagt hatte. Dieser und Ernestine fanden bald, daß hier ihres Bleibens nicht sei, und gingen unbekümmert in die weite Welt. Sie fanden auch überall leicht Befriedigung, weil sie entweder nichts suchten, oder das, was sie suchten, von der Art war, daß man es bald finden kann. Der Malthe-ser wurde in seinem Innern täglich kälter, obschon er von außen die Wärme der Assemblee-Lieblichkeit beibehielt. Abgehetzte und abgeglättete Menschen, wie er, sind überall zu Hause, und werden auch überall gut aufgenommen, weil sie keine Gemüthstiefe, *aber desto mehr* gewandte und fügsame Viel-

seitigkeit haben, von eigenen Gefühlen nicht bewegt werden, bei Anderen sie aber gelten lassen, nicht mit- — wohl aber nachfühlen können, und weder gegen sich, noch gegen Andere streng sind, — Mumien, die wie lebendige Leute aussehen, oder chinesische Feuerwerke, die brilliren, aber nicht wärmen, und so kalte Glut haben, daß sie sich von Jedem berühren lassen, obschon sie zu brennen scheinen.

So entfernte sich denn der Malthefer eben so fein und so artig, als er gekommen war, und blieb in der Erinnerung eine angenehme Erscheinung, ohne jedoch vermißt zu werden. So ging es ihm denn im Hause der Marquise wie überall, und allen Menschen mit ihm, wie ihm mit allen Menschen.

Die Marquise aber erschien nun mehr als je eine wahre Genie des Friedens. Zur einen Seite knieten ihr Selmar und Rosa, zur andern Idoli und Heinald. Die Glückliche fühlte der Freudigen vierfaches Glück in ihrem eigenen Herzen, und beugte ihr leuchtendes Antlitz über die in Wonne verstummende Gruppe, wie der Frühling sich zur Erde herabsenkt. Elias stand schweigend in stiller Glorie, und Selmar sprach mit feierlichem Ernst: „Ewiger Weltgeist! nimm gnädig auf das Opfer der Lebensweihe!" —

Mit Innigkeit stürzte Eduard an seine Brust und rief: „Dein schönstes Werk, o Freundschaft, ist die Liebe!" Ihm reichten die Hände der Freudenbote und die Genie des Friedens, deren Bilder jetzt am Himmel, jener in der untergehenden Sonne, diese im heraufkommenden Mond wie verklärt erscheinen.

Des Kindes Schutz.

Hoch auf einem schroffen Fels in Finnland erhob sich die Burg Arkona mit ihren gewaltigen Mauern und Thürmen, deren breite Schlagschatten auf einen See herabfielen, dessen spiegelhelles Gewässer die sonderbare Eigenschaft hatte, daß es unbewegt und ruhig blieb, wenn der Sturm in den Wipfeln der rings umher stehenden Bäume raste und die stärksten Stämme brach, dagegen aber oft, wenn die Luft kein Laub bewegte, mit weiß schäumenden Wellen aufschwoll und ein dumpfes Tosen im Grunde hören ließ, worauf leise, wehmüthige Töne, klagenden Harfenklängen ähnlich, über der Oberfläche hinzugleiten schienen.

Einer alten Sage nach, sollte dies die Vorbedeutung entweder vom nahen Tode einer Person aus der Familie des Burgherrn, oder von einem, dem edlen Hause drohenden Unglück sein. Seit dem Tode des zuletzt verstorbenen Grafen hatte man keine solche Trauermelodie vernommen, und Hadur, der jetzige Besitzer der Burg, war ergraut, ohne daß ein solches Unglücks- oder Todeszeichen sich vernehmen ließ.

Hadur war ein strenger, aber gerechter Mann, tapfer und edel, jähzornig, doch versöhnlich. Sein Herz hing mit inniger Liebe an seiner einzigen Tochter, der schönen Donika, die er schon mehreren Brautwerbern verweigert hatte, weil

er Keinen von ihnen der edlen Jungfrau, die er das Kleinod seines Hauses nannte, würdig hielt.

Ihre Augen wetteiferten mit dem tiefen Blau des reinsten Frühlingshimmels, ihre Wangen mit der duftigen Farbe der kaum entblühten Rose, ihre Lippen mit dem Purpur der Morgenröthe, und die Fülle des blonden Haares umgab das zierlich geformte Haupt wie ein Heiligenschein. Die Anmuth ihrer schlanken Gestalt verschmolz mit dem edelsten Anstande; der Reiz jeder Bewegung war Ideal und Natur zugleich, und kein Zauber der Musik übertraf den Wohllaut ihrer Stimme. Jede Tugend, jedes Talent schien ihr der Himmel schon in der Wiege verliehen zu haben. Wie die Klarheit in ihrem Geiste, so herrschte die Ruhe in ihrem Herzen. Leider rückte nun die Stunde heran, welche ihre Geistesklarheit trüben, die süße Herzensruhe zerstören sollte. Schön war der Abend, mild die Luft, und der Himmel, in aller Farbenpracht und im Goldschmelz der untergehenden Sonne prangend, verdoppelte seine Herrlichkeit, indem er ihren Abglanz auf dem Silberspiegel des stillen Sees nachbildend widerscheinen ließ.

Am Ufer des Sees, der jetzt ein so schönes Gemälde des Himmels war, lustwandelte Donika still und sinnig, indem sie ihre Augen bald zur Himmelsglorie erhob, bald zum entzückenden Wasserspiegel senkte. Da erblickte sie plötzlich, in geringer Entfernung vom Ufer, einen Kahn.

Den Kahn zog ein schwarzer Schwan, dessen hochgewölbten Hals eine hellschimmernde, goldene Kette umwand, deren anderes Ende an dem Schifflein befestiget war. Über die

Hälfte desselben wölbte sich ein purpurrothes Segeltuch, wie ein Baldachin, unter dem ein junger Ritter von bezaubernder Schönheit lag. Es war ihm auf den ersten Blick anzusehen, daß er die Feinde nicht minder als die Schönen zu besiegen wußte. Er sprang leicht und fröhlich aus dem Nachen, der sich selbst vom Ufer entfernte, und ehe man es bemerkte, verschwunden war.

Ponika, auf welche diese Erscheinung einen Eindruck machte, den sie sich selbst nicht erklären konnte, stand, von Erstaunen gefesselt, ohne Bewegung. Ein dunkles Gefühl schien der Befangenen zuzuflüstern, daß ihr Stündlein gekommen, und daß dieser Ritter, der schönste aller Männer, die sie jemals erblickt hatte, derjenige sei, welchen das Schicksal bestimmt habe, in ihrem Herzen die Glut der ihr so lange unbekannt gebliebenen Leidenschaft der Liebe allmächtig zu entzünden.

Rüdiger, so hieß der wunderbare Ritter, näherte sich dem hocherröthenden Fräulein mit dem feinsten Anstande, aber auch mit so zutraulicher Innigkeit, als sei er ein lieber Freund, welcher nach kurzer Abwesenheit aus der Fremde zurückkehrt und gewiß ist, als willkommener Gast aufgenommen zu werden.

Diese liebenswürdige Zudringlichkeit und das in den gewähltesten Ausdrücken zart und doch feurig ausgesprochene Geständniß von der Macht des Eindruckes, welchen ihre bezaubernde, allbesiegende Schönheit auf sein noch nie besiegtes Herz gemacht hatte, löste allmälich die Befangenheit der in ihrer ersten Verwirrung schweigsamen Jungfrau in

dem Grade, daß sie endlich Worte fand, die Betheuerungen des beredten Jünglings um so mehr zu erwiedern, als sein Betragen, so wie die Rede, durchaus das edelste Zartgefühl verkündigte, und die innigste Liebe mit dem Schleier der größten Hochachtung umhüllte. Er wußte von dem weitverbreiteten Rufe ihrer Schönheit und dem allbekannten Ruhme ihrer Ahnen so viel Schönes zu erzählen, daß Donika an der Wahrheit seiner Empfindungen und Worte nicht zweifeln zu dürfen glaubte, und sich in das Netz des Fremdlings immer tiefer verstrickt fühlte. So offenherzig er sich aber in Allem zeigte, war er doch über Eine Frage zu keinem Geständnisse zu bringen, über die Frage, woher er gekommen, und wie der Schwanenkahn so plötzlich verschwunden sei? — Er behandelte die Sache mit schlauem Lächeln und mit wichtiger Miene als ein Geheimniß, als ein Räthsel, dessen überraschende Lösung er sich für die schönste Stunde des Lebens vorbehalte, und schloß mit der Behauptung, ohne unbegränztes Vertrauen sei keine wahre Liebe möglich.

Die Dämmerung kam; Donika bat ihn, sie bis zur Burg zu begleiten. Er versprach beim zärtlichen Abschiede, sich am nächsten Tage ihrem Vater vorzustellen, doch, wie sie ihm versichern mußte, als ein eben angekommener, von ihr ungesehener Fremdling. Dies war die erste Unwahrheit, deren sich Donika in ihrem Leben gegen den Vater schuldig machte. Eine schlaflose Nacht mit bangen Träumen bestrafte die Verheimlicherin. Erst das Licht der nächsten

Morgensonne goß ihr wieder Ruhe und hoffnungsvolle Heiterkeit in's Herz.

Gegen die Mittagsstunde ließ Ritter Rüdiger von Hartenstein sich bei dem Grafen Habur melden, und wurde gastfreundlich aufgenommen, nachdem er sich über seinen Stand und sein Geschlecht ausgewiesen hatte. Beim Male ermangelte er nicht, auf das Wohl des edlen Burgherrn und insbesondere auf jenes des Blümchens Wunderhold, wie er das Fräulein nannte, zu trinken. Rüdiger's Feuerblicke, welche die Gestalt der reizenden Donika trafen, entgingen dem ehrwürdigen Greise nicht, und er konnte eine zunehmende Abneigung gegen den Fremdling kaum verbergen, theils wegen seines zudringlichen Wesens, theils wegen eines unheimlichen Feuers, welches, aus Rüdiger's Augen manchmal hervorblitzend, irgend eine böse Absicht oder wohl gar eine schon verübte böse That zu verrathen schien. Nur Donika wollte, ungeachtet der Warnungen des Vaters, dies weder bemerken noch glauben. So oft Rüdiger von seiner Abreise sprach, erblaßte sie; die vielbesprochene Abreise wurde jedoch immer wieder verschoben. Endlich verlangte Rüdiger das Fräulein geradezu zur Gattin. Der Graf wies sein Begehren bestimmt zurück. Aus Rüdiger's Augen loderte die Flamme des Zornes; er verließ, ohne ein Wort zu sprechen, den Grafen und die Burg. Donika sank besinnungslos im hohen Lehnstuhl zurück, ohne das Schelten des ergrimmten Vaters zu hören, welcher dem Fortstürmenden nachrief: „Frevler am heiligen Gastrecht! Wagt es nicht wieder, diese Hallen zu betreten!" — Am

Abend dieses Tages umzog schwarzes Gewölk den Himmel, und plötzlich brach die Wuth eines furchtbaren Ungewitters los. Der Sturm entwurzelte die stärksten Bäume, und riß gewaltige Steine von den Thürmen der Burg, daß sie polternd über die Felsen hinabstürzten, und der dröhnende Widerhall weithin durch das Thal brauste. Über eine Stunde, während welcher die ganze Gegend oft in Feuer zu stehen schien, hatte das Gewitter gedauert. Endlich verlor sich das dumpfe Tosen des Sturmwindes und der schaurige Donner in der Ferne. Todesstille folgte dem allgemeinen Aufruhr der Elemente.

Hadur saß betend mit entblößtem Haupte; Donika kniete weinend vor dem Gnadenbilde der Mutter Gottes. Da stürzte Otto, der alte Burgwächter, in den Saal, durchnäßt, bleich und keuchend.

Otto. Gott sei mit uns!

Hadur. Ein Gewitter, welches die Todten aus dem Grabe aufschrecken könnte!

Otto. Fürchterlich! fürchterlicher aber noch das, was ich sah und hörte!

Hadur. Sprich!

Otto. Ich war hinausgegangen, meinen Rappen heimzuholen, der vor der Burg weidete. Ich hatte des Thieres vergessen, betäubt von der unerhörten Wuth des plötzlichen Gewitterausbruches. Was sahen da meine Augen! Auf einer der kahlen Klippen saß Ritter Rüdiger von Hartenstein. Sein Haar flog und sauste im Sturmwinde.

Blitze umzischten ihn wie Feuerschlangen. Er sprach Vieles mit lauter Stimme; die meisten seiner Worte konnte ich vor dem Geheule der Windsbraut nicht hören; nur die einzigen vernahm ich: „Erfülle meinen Wunsch, und mein erstes Kind sei Dir zum Opfer gebracht!“ — Da scholl ein dumpfes Gebrülle wie aus dem Abgrunde, und eine dunkle Riesengestalt schien aus einem Nachtgewölke zu steigen, aus dem ein Feuerstrom hervorbrach. —

Hadur. Hast eine lebhafte Fantasie für Dein Alter, doch etwas zu kindisch. Daß Wolken, wenn der Blitz sie erleuchtet, die seltsamsten und wildesten Gestalten annehmen, das solltest Du doch wissen, und aus natürlichen Erscheinungen keine ungeheuren Schreckbilder machen. Mag übrigens Herr Rüdiger thun was er will, mich kümmert's nicht. Das Gewitter ist vorübergezogen, und dafür wollen wir dem Allmächtigen danken, der uns die Nacht sendet wie den Tag, den verheerenden Sturm wie den Segen des fruchtbaren Herbstes.

Otto. Gerne will ich mich getäuscht haben; mag es nur auch abgethan sein. —

Damit verließ Otto den Saal; Hadur schüttelte, düster blickend, sein graues Haar. Donika zitterte an allen Gliedern. —

Die schaurige Nacht verschwand, Donika's Angst mit ihr; der heitere Morgen kam, Donika's Heiterkeit mit ihm. Sie besuchte den Garten, ihren Blumenbeeten nachzusehen. Sie blühten unverletzt vom Gewittersturm,

wie Donika's Liebe zu dem räthselhaften Rüdiger, der in dem Augenblicke, da sie vor ihrem Lieblings-Rosenstrauche wie träumend verweilte, vor ihr stand, als wär' er aus dem dichtbelaubten Strauche hervorgewachsen. Bei diesem Anblick erwachte Donika aus ihren Träumen, und da Rüdiger die Erglühende umfaßte, sagte sie mit leiser Stimme: „Was wagt Ihr? Fürchtet den Haß meines Vaters!" Rüdiger erwiederte schmeichelnd: „Ich fürchte weder Euern Vater, noch den Tod; ich fürchte nichts — als Eure Ungnade! — Wer treu und innig liebt, dem erscheint die Welt nur in Einem Wesen, — der Geliebten!"

Das Fräulein erzählte nun von der Erscheinung, welche der alte Otto gesehen haben wollte. „Wäre ich abergläubig," sagte Rüdiger, „so würde ich ein so abscheuliges Traumgesicht des alten Gecken für eine böse Vorbedeutung in Hinsicht auf mich nehmen; da ich aber von Euch nichts als Glück und Wonne erwarten kann, so müßte ich ein Thor sein, wenn ich einem einzigen Gedanken ungegründeter Besorgniß, oder irgend einer schwermüthigen Grille Raum geben wollte. Ich trotze aller Welt, da Ihr mein seid!"

„Wißt Ihr dies denn gar so gewiß?" erwiederte Donika. — „Wolltet Ihr denn," sagte Rüdiger, daß ich an Euch, an Eurer Liebe zweifeln sollte? O dann wär mir's besser, ein Donnerkeil des furchtbaren Gewitters hätte mich getödtet, eh' ich meine Verbannung, das ist, mein Todesurtheil, von Euren Purpurlippen vernehmen mußte." —

„Aber mein Vater" — — flüsterte Donika, und vermochte nicht weiter zu reden.

„Ich habe schon die erforderlichen Anstalten getroffen, mich vor ihm zu bewähren als ein Mann, dem er es nicht verweigern kann, sein Eidam zu werden. Gestattet nur Ihr, wunderholdes Fräulein, mich in der Nähe Eurer Burg so lange verborgen zu halten, bis es gelungen ist, die Beweise beizuschaffen, die mir des Vaters Hochachtung und Liebe erwerben müssen."

Donika. Gedenkt Ihr denn nicht der Gefahren, die Euch drohen, wenn man Euren heimlichen Aufenthalt hier entdecken würde?

Rüdiger. Das sei meine Sorge. Glaubt mir mit vollster Beruhigung, daß ich nichts zu befürchten habe, ja, daß ich vollkommen sicher bin.

Donika. So bleibt denn! Sobald Ihr die gewünschten Beweise erhalten habt, seh' ich Euch wieder.

Rüdiger. Wie? Nicht früher? Wißt Ihr, daß ein Tag, ohne die Geliebte zu sehen, dem Liebenden eine Ewigkeit dünkt? Rüdiger sprach so viel, so innig, so dringend, daß es seinen Worten und Liebkosungen gelang, der Bethörten die Erlaubniß abzulocken, sich jeden Abend in der Hollunderlaube am äußersten Ende der Gartenmauer einzustellen, sobald die Sonne hinter dem gegenüber stehenden Fichtenwäldchen untergehen werde.

Die Verblendete hatte nur zu bald Ursache, diese Bewilligung und das sträfliche Verhältniß der unerlaubten Liebschaft mit dem fremden Abenteurer zu bereuen, der sie von

der Bahn der kindlichen Pflicht und Tugend abzog. Sie ward, im Taumel einer unglücklichen Stunde, Mutter, und die Wahrheit, lange verborgen, mußte endlich an den Tag kommen, zu den Ohren, vor die Augen des Vaters. Vergebens bot Rüdiger Alles auf, sie zur Flucht zu bereden; sie schwor, lieber den höchsten Zorn ihres Vaters, lieber jede Mißhandlung erleiden zu wollen, eh sie zu dem ersten Vergehen ein zweites, die heimliche Entweichung aus dem Vaterhause, fügen wolle; sie sei bereit, sich jeder Strafe zu unterziehen, und ihren Fehltritt in den Mauern eines Klosters, ja, des Burgverlißes abzubüßen.

Hadur, als er das Vergehen der Tochter erfuhr, schien ein Marmorbild geworden zu sein. Donika umklammerte ächzend und jammernd seine Knie; er stand ohne Bewegung. Donika bat und flehte; er blieb stumm wie ein Marmorbild. Endlich sagte er mit dumpfer Stimme: „Schmach meines Hauses, rein durch Jahrhunderte! Die Gruft Deiner verklärten, durch Dich geschändeten Ahnen, sei Dein Schreckbild, der Gedanke der Verworfenheit Deine lebenslange Strafe! Bringt sie fort, — pflegt sie!" — Er schritt zur hohen Saalpforte hinaus, in düsterer Majestät, wie ein zürnender Geist.

Indeß war die Zeit der Entbindung gekommen, früher als man sie erwartet hatte. Das neugeborne Kind, ein holdes Mägdlein, begrüßte weinend, als bejammerte es das kaum erhaltene Dasein, seinen Eintritt in die Welt.

Hadur, der strenge, aber gottesfürchtige Greis, ge-

stattete, von Donika's Bitten und Thränen gerührt, daß die Taufe des Kindes im Gemache der Wöchnerin gefeiert werde, ja sogar, daß Rüdiger, der Verhaßte, bei der heiligen Handlung gegenwärtig sei.

Schon waren Alle versammelt. Als der Burgkaplan das Kindlein mit dem Weihwasser benetzte, und nachdem die Hebamme im Namen des Neugebornen betheuert hatte, daß es dem bösen Geist entsage, die Segensworte aussprach und das Zeichen des heiligen Kreuzes machte, da erblaßte Rüdiger wie ein Sterbender, seine Glieder zuckten krampfhaft, und kalter Todesschweiß stand ihm auf der Stirne.

Hadur heftete einen durchdringenden Blick auf ihn, und sprach: „Entfliehe, böser Geist! Ich fluche Dir. Entflieh! Ich gebiete es Dir im Namen Gottes, des Richters der Lebendigen und der Todten! Fluch, Fluch, Dir, Ehrenräuber! Schänder der Unschuld! Fluch Dir!'

Rüdiger riß wuthschäumend das Schwert aus der Scheide, und stürzte gegen den Greis, ihn zu durchbohren. Das Schwert stieß an den Pfeiler, neben welchem Hadur stand; die Klinge zersprang; klirrend fielen die Trümmer auf den Boden. Donika fuhr mit einem gellenden Angstschrei vom Bette empor, sank bleich zurück, war todt. In diesem Augenblick des allgemeinen Entsetzens ergriff Rüdiger das Kind mit den Worten: „Es ist mein!"

Eh Jemand es zu hindern die Besonnenheit oder den Muth hatte, war der Rasende zur Pforte hinausgeeilt, und nicht mehr zu finden.

Nach drei Tagen wurde Donika's Leiche in die Gruft ihrer Ahnen beigesetzt; ihr folgte Hadur nach wenig Wochen. Kanut, sein Bruder, nahm indessen die Burg in Besitz, um sowohl in der Vermögensverwaltung, als auch unter den Vasallen und Mannen des Verstorbenen Recht und Ordnung zu handhaben, zugleich auch, um als natürlicher Vormund von Donika's geraubtem Kinde, welches in der Taufe den Namen Hedwig erhalten hatte, in Betreff der Erbfolge zu handeln, jedoch auch solche Maßregeln zu ergreifen, welche für den Fall, daß Hedwig nicht wieder erschien und als legale Erbin aufträte, ihm selbst das gebührende Erbrecht sicher stellen würden.

An dem düstern Abende, da Donika's Sarg in die Ahnengruft gestellt worden war, ging Rüdiger, das Kind auf dem linken Arme tragend, am Ufer des Sees zwischen dem schaurigen Geflüster des dichten Schilfrohrs auf und nieder, die Augen scheu und ängstlich auf die Wellen geheftet, aus deren Tiefe jene leisen, klagenden Harfentöne sinnverwirrend aufzusteigen schienen. Endlich erschien der Nachen mit dem schwarzen Schwane wieder, auf welchen der Vollmond sein bleichgelbes Licht herab goß. Rüdiger stieg ein; der Kahn glitt unhörbar fort. Nur das leise Ächzen des Kindes unterbrach von Zeit zu Zeit die tiefe Stille; dann sprach Rüdiger mit dumpfem Tone: „Stille, stille, Unglückskind! Bald ist's aus!" — Die Gegend des Ufers, an welchem der Nachen dahinglitt, wurde immer öder, immer düstrer. Keine Hütte, kein Baum war weit umher zu

sehen. Endlich stiegen Felsen mit nacktem, verbranntem Gesteine empor. Das Mondlicht machte ihre Schwärze noch schwärzer. Die schroffen Klippenwände verengten sich zu einer Thalschlucht, aus deren Grunde eine tiefe Höhle hervorgähnte. Der Nachen stand still. Rüdiger rief wild und keuchend: „Wir sind am Ziel!“ — Ein gellendes Höllengelächter schell aus der Höhle hervor, und die Felswände, an die es schlug, gaben in schauerlichem Echo die Worte zurück: „Ich bin hier!“ —

Zwei Riesenarme schienen sich, wie schwarzes Nachtgewölk, aus dem Höllenschlunde emporzustrecken. Rüdiger hielt ihnen das Kind entgegen, indem er mit zitternder Stimme sprach: „Geist der Finsterniß! Nimm hin das gelobte Opfer! — In dem Augenblick ergoß sich ein himmlischer Lichtglanz über das Nachtgrauen des Höllenschlundes; das Kind verschwand aus Rüdigers Armen; er stieß einen Schrei des Entsetzens aus, indem er sich selbst von den würgenden Riesenarmen ergriffen und in den Abgrund geschleudert fühlte. An den Klippen verscholl sein Todesröcheln.

An einem schönen Herbstmorgen lustwandelte die holde Mathildis mit ihrem edlen Gatten Kanut im Burggarten. Der farbig durchschimmerte Nebel zertheilte sich, und flog vor der siegenden Sonne auseinander, in dem Augenblicke, als sie vor dem Lieblings-Rosenstrauche der unglücklichen Donika standen, welchen das kinderlose Ehepaar zum Andenken der frühverblichenen Nichte mit beson-

derer Sorgfalt eigenhändig pflegte. Ein Ausruf freudigen Erstaunens entfuhr Beiden zugleich; denn auf den obern Zweigen des dichtlaubigen Strauches lag, wie in einer grünen Blätterwiege, ein zartes Kind, eine Rosenknospe zwischen den aufgeblüthen Rosen. Mathildis zerfloß in Freudenthränen über die liebliche Himmelsgabe. Bald aber sollte das Erstaunen noch größer werden, als die gerufene Dienerschaft herbeieilte, und in dem Wunderkinde die geraubte Hedwig erkannte, was sich auch, nach genauer Untersuchung von der Hebamme und den Zofen so vollkommen bestättigte, daß kein Zweifel Statt finden konnte. Alle kamen sogleich auf den Gedanken, Rüdiger selbst habe, von Reue ergriffen, das verlassene Kind wieder zurückgebracht und in die rosengeschmückte Blätterwiege gelegt. Kanut und Mathildis glaubten hierin einen Wink des Himmels zu finden; sie nahmen auch, edel und fern von Eigennutz, keinen Anstand, das Kind sogleich anzuerkennen, um der Waise die mütterlichen Rechte zu sichern, und sie, nach erreichter Großjährigkeit in den Genuß ihres Erbtheils einzusetzen.

So wuchs denn die kleine Hedwig, von einer zweiten Mutter sorgfältig erzogen, zu einer schönen, sanften und tugendhaften Jungfrau heran. Am Tage der erreichten Großjährigkeit führten Kanut und Mathildis sie in die Ahnengruft, und entdeckten ihr an Donika's Sarge das Geheimniß ihrer Geburt und das Vergehen der unglücklichen Mutter. Als das gute Mädchen ihren Schmerz

ausgeweint und Fassung gewonnen hatte, brachte man sie in den Prunksaal, in welchem Ritter und Damen der Nachbarschaft, Vasallen, Mannen und Burggesinde versammelt waren.

Kanut ließ das Fräulein auf einem hohen Lehnstuhle unter einem himmelblauen Baldachine Platz nehmen, und erklärte sie unter Trompetenschall und Jubelgeschrei als Enkelin des Grafen Hadur, und als Erbin seines Vermögens und aller seiner Güter. Als Kanut geendigt hatte, erhob sich Hedwig von ihrem Stuhle, umarmte ihn und die tiefgerührte Mathildis, dankte ihnen mit rührender Herzlichkeit für ihren Edelsinn, für die Wohlthat der sorgfältigsten Erziehung, und bat sie, an ihr noch ferner Vater- und Mutterstelle zu vertreten, und sie als dankbares Kind voll Liebe zu betrachten, welches keinen andern Willen habe als den Willen ihrer guten Eltern, und von ihnen immerzu abhängig zu sein wünsche.

Ein glänzendes Mal beschloß das fröhliche Fest, bei welchem zwei der anwesenden Gäste: Adalbert von Hölsingfort und Goar von Sweborg, vorzugsweise die Aufmerksamkeit des Fräuleins und ihrer Zieheltern erregten. Adalbert, ein Vasall des verstorbenen Grafen Hadur, war ein edler und biederer Jüngling, vor Kurzem zum Ritter geschlagen, arm, ohne Ahnen, schlanken, doch kräftigen Wuchses; die Mienen mehr angenehm als schön; sein Wesen sinnig und still. Goar, ein Bild von auffallend männlicher Schönheit in Gestalt und Hal-

tung, gewandt, voll Geist, und ein Meister im feinsten Anstande, wußte die Gunst der Frauen so wie die Freundschaft der Männer im Sturmschritt zu erobern. Dennoch machte der stille Adalbert auf das Fräulein mehr Eindruck als der siegende Goar, so wie sie die holde Morgenröthe mehr liebte als den blendenden Glanz der Mittagssonne. Dagegen erwarb sich Goar die Zuneigung und Gewogenheit der Zieheltern im vollsten Maße.

Adalbert und Goar erhielten freien Zutritt. Je mehr Hedwig dem bescheidenen Adalbert gut wurde, desto mehr sprachen die Zieheltern ihre Vorliebe für Goar aus. Adalbert ließ nur in seinen Augen die Huldigungen der reinsten Liebe lesen, zeigte nur in dem Entzücken über jeden Dienst, welchen er der Erwählten leisten durfte, die Größe seiner Verehrung, während Goar dem Drange seiner Empfindung die zierlichsten Worte lieh, und die hingebendste Demuth mit galanter Kühnheit zu vereinigen wußte.

Was aber allen seinen Bewerbungen nicht gelungen wäre, gelang den wiederholten Vorstellungen und Bitten der Zieheltern in dem Grade, daß Hedwig, die gute, weiche Seele, ihrer Neigung zu Adalbert entsagte, und dem Ritter Goar ihre Hand zu geben einwilligte. Schon war sie als Braut erklärt; die Vorbereitungen zur Vermählungsfeier beschäftigten alle Hände; Freude herrschte in der Burg. Nur der alte Otto blieb ernst, schüttelte oft sein graues Haupt, und sagte zu seinem vertrauten Freunde,

dem Küster der Burgkapelle: „Mir graut, so oft ich den wunderschönen Ritter Goar von Sweborg ansehe; schöne Gesichtszüge, schöner Anstand, schöne Worte, — aber ein Mann ohne Herz, ohne Herz! Und was mir noch mehr Schauder erregt, ist seine unverkennbare Ähnlichkeit mit jenem unseligen Rüdiger. Ich möchte oft ausrufen: „Er ist's!" Dann aber erscheint er, als hätte ein böser Geist ihn verändert oder wenigstens in ein anderes Licht gestellt, plötzlich wieder als ein fremdes Wesen, wie ein schöner Seidenzeug, der zugleich zwei Farben spielt. Es ist, als ob zwei Menschen in Einem stäcken. Kurz gesagt: Mir graut vor ihm!" — „Und mir," erwiederte der Küster, „ist er zuwider, wie eine glänzende, eiskalte Schlange, Gott wird's am besten wissen, was an ihm ist. Gut, wenn wir alte Kriegskameraden uns irren!" — Während Beide so sprachen, ging Adalbert aus der Burgkapelle, wo er die Messe gehört und für Hedwig's Wohl gebetet hatte, mit gesenktem Haupte und feuchten Augen heraus.

An einem schönen Abend, wo die Erde selbst im Frühlingsschmuck als Braut des glühenden Himmels lächelte, saß Hedwig, die Verlobte, mit Goar auf einer Rasenbank vor der Burg am Ufer des Sees. In einiger Entfernung von ihnen wandelten Kanut und Mathildis unter heitern Gesprächen über den nahen Vermählungstag auf und nieder. Plötzlich erschollen aus der Tiefe des Sees jene leisen, den Harfentönen gleichen Trauerklänge, welche, wie die Familiensage ging, Tod oder Unglück bedeute-

ten. Goar erblaßte und fiel wie leblos von der Rasenbank. Hedwig rief um Hilfe. Kanut und Mathildis eilten hinzu. Man hielt ihn für todt. Gerufene Diener kamen; alle Mittel wurden angewendet. Endlich öffnete Goar die Augen wieder. Er wurde in die Burg gebracht; aber von diesem Augenblick schien sein Wesen verändert zu sein. Die Lebensfarbe war von seinen Wangen, das Roth von seinen Lippen entflohen, seine Augen aber, sonst immer schwarz und feurig, schienen jetzt noch schwärzer, noch feuriger zu sein, und ein sonderbares Licht über das ganze bleiche Antlitz auszuströmen. Ungeachtet dessen nahm seine Liebe und seine Zärtlichkeit mit jedem Tage in dem Grade zu, daß auch Hedwig's Neigung für ihn wuchs. Er selbst drang auf die Beschleunigung des Vermählungsfestes, an dem, wie er dessen gewiß sei, sein vollendetes Glück ihm auch die vollkommene Genesung gewähren werde.

Endlich kam der heißersehnte, festliche Tag. Schon schimmerte die mit Purpurtapeten behangene Burgkapelle von Fackeln und Kerzen auf goldenen und silbernen Kronleuchtern, die Herrlichkeit des Hochaltars taghell umstrahlend. Schon näherte sich der Brautzug der geöffneten Pforte, aus welcher Trompeten- und Paukenschall den Kommenden entgegenquoll. Schon stand das Brautpaar vor dem Altare; schon legte der Burgkaplan ihre Hände in einander, um die Stola über sie zu legen und den heiligen Segen zu sprechen, indeß ein feierlicher Choral begann; da fühlte Hedwig in Goar's Hand plötzlich die Eiskälte des Todes. Er heulte laut

auf, und stürzte todt zu Boden. Alle Anwesenden standen starr und lautlos vor Entsetzen. Ein dumpfes Brausen und Beben der Erde ließ sich vernehmen. Goar's Leichnam war spurlos verschwunden; aus der Höhe aber erklangen leise, himmlische Akkorde, in weiter Ferne verschmelzend, und aus einem Lichtglanze schwebte die Gestalt eines Engels gegen Himmel.

Der fromme Burgkaplan, welcher diese Begebenheit in den Familien-Urkunden aufzeichnete, schloß seine Erzählung mit den Worten: „Weh dem, der vom Pfade der Tugend weicht und vom bösen Geist sich verführen läßt! Den Reinen aber schützt sein guter Engel. — Was lange verborgen und unerklärbar geblieben, es kommt endlich an das Sonnenlicht der Wahrheit. Also ist auch durch später entdeckte Thatsachen, durch Zeugen und Umstände erhoben und erwiesen worden, daß Rüdiger, der Sinnlichkeit wilder Lüste fröhnend, dem bösen Geiste, dessen Macht er ansprach, sein erstgebornes Kindlein zum Opfer verhieß; daß Donika, ihr Vergehen zu büßen, von Gott dem Herrn begnadiget ward, das unschuldige Kindlein aus den Klauen des bösen Feindes zu retten, Rüdiger selbst aber demselben mit verwirktem Leben anheimfiel; daß der böse Geist, Rache schnaubend, sein Äußerstes that, den Frevler mit einem Scheinleben zu neuer Unthat ausrüstete, verjüngte und verschönte, endlich daß der Allmächtige den Geist der unglücklichen Donika nochmal begnadigte, und durch sie, die Mutter, in der Stunde ihrer Erlösung das makelreine Töchterlein vom Rande des Verderbens erretten ließ. Amen!" —

Kanut und Mathildis thaten viel Buße, um ihre thörichte Verblendung wieder gut zu machen. Nach Verlauf eines Jahres ward Hedwig die glückliche Gattin des sanften, edeln, biedern Adalbert, und der Segen des Himmels ruhte auf ihnen.

Amor und Psyche.

Die schuldlose Verbrecherin.

In grauer Vorzeit lebte ein König und eine Königin; sie hatten drei Töchter, die an Schönheit wetteiferten; doch gewann Psyche, die jüngste derselben, den Vorzug, weil sie die Schönheit selbst durch den Reiz der Anmuth, den eigentlichen Zaubergürtel der Liebesgöttin, zu verklären wußte. Tausende nannten sie eine zweite Urania. Verlassen trauerten die Tempel der Göttin, und ihre Bildnisse blieben unbekränzt. Aphroditens Zorn erwachte.

„Muß ich," so klagte sie, „mit einer Sterblichen der Anbetung Ehre theilen? Ein Kind des Staubes soll der mir gebührenden Opfer sich erfreuen? soll mein Bild auf Erden sein? Nimmer! Deine Schönheit, Frevlerin, werde Dir zum Fluch!"

Mitweinend sah Amor der Mutter Thränen fließen. Ihre Schmerzen wurden seine eigenen, wie sonst ihre Wonne auch die seinige war. In Trauer versunken, vergaß er Pfeil und Köcher; die Fackel erlosch.

Mit einem Blick voll Schmerz und Liebe winkte sie den lieblichen Knaben zu sich und umschlang ihn mit dem linken Arm, indeß die rosig leuchtenden Finger der rechten

Hand in der Fülle seines goldlockigen Hauptes spielend, bald sichtbar wurden, bald wieder verschwanden. Ihr holdes Lächeln, von Wehmuth umschleiert, warf seinen Widerschein auf Amor's Antlitz. Mit melodischer Stimme sagte sie dann: „Bei meiner Mutterliebe, bei den süßen Wunden Deiner Pfeile, bei der ewigen Glut unserer Herzen beschwöre ich Dich: Räche, räche mich! Strafe den Stolz der Verwegenen! Verwunde sie mit dem schärfsten Deiner Pfeile! Sie werde entflammt von einer verbrecherischen Liebe, in welcher sie ihren Untergang finde!"

Aus den umschlingenden Rosenarmen eilte der geküßte Sohn, die Mutter zu rächen.

Der Orakelspruch.

Psyche lustwandelte, als die Abendlüfte spielten, auf einer Blumenflur in des Palastes Nähe. In ein Duftwölkchen gehüllt, lauerte Amor; schon setzte er den gekrümmten Bogen an die Brust, aber — indem er verwunden wollte, fühlte er sich selbst verwundet. Ach! der Gott der Liebe erlag der Macht der Liebe, und nach zahllosen Siegen ward er selbst der Besiegte. Er hauchte leise die unvernommenen Worte, einem Westgeflüster ähnlich, dahin: „Göttliche, nimm meine Gottheit selbst zum Opfer!" Noch ward kein schöneres der Liebe je dargebracht!

Von seinem Erröthen glänzte die dahingleitende Wolke, und Psychens Busen durchbebte ein nie gefühlter Schauer.

In den goldstrahlenden Palast zurückgekehrt, fühlte sie sich einsamer als je. Trauer umhüllte die sehnende Seele wie ein Nachtgewölk, aus dem bald das Morgenroth hervorglimmen wird; aber auch Trauer und Sehnsucht konnten Psyche's Schönheit nur erhöhen. Tausende bewunderten sie und glühten von Liebe, aber nicht Einer von Allen wagte es, seine Liebe zu bekennen und um Gegenliebe zu werben. So glich Psyche dem Bildniß einer Göttin, von schweigenden Anbetern umgeben, indeß ihre Schwestern, minder schön an Leib und Seele, von königlichen Freiern begehrt, bald glückliche Gattinnen wurden, in der Fülle irdischer Herrlichkeit lebend. Psyche, krank in ihrem Innersten, schmachtete dahin, ahnend und träumend, ein Dämmerungsleben gleich dem Schmetterling, eh' der Verwandelte beflügelt zur lichtumflossenen Blume sich aufschwingt.

Seufzend blickte die Königin auf die Tochter, die einsam, ungeliebt, unvermählt verblühen sollte. Der bekümmerte Vater, befürchtend den Zorn einer Gottheit, eilte nach Milet, der Hauptstadt Joniens, um Apollon zu befragen, welcher daselbst einen Tempel hatte. Der König vernahm den Orakelspruch:

Wie zur Leiche geschmückt, so führe die Tochter zur Hochzeit
  Auf des höchsten Gebirgs felsigen Gipfel hinan!
Ihr ist nicht vom Geschlecht der Sterblichen Einer zum Gatten,
  Ihr ist ein Scheusal bestimmt, grausam und glühend und arg.
Hoch erhebet es sich auf Schwingen empor zum Olympos,
  Herrschet mit siegender Macht über die bebende Welt;

Selbst gefürchtet von Zeus, von allen Göttern gefürchtet,
Dringet seine Gewalt bis zum flammenden Styx.

Trennung.

Von den Worten des Orakelspruches tief erschüttert, kehrte der König in seinen goldstrahlenden Palast zurück, und verkündete Apollon's Gebot. Da ertönte Wehklagen durch die hohen Hallen. Dennoch fügte sich Psyche gehorsam dem Gebot.

Schon nahte die Stunde zur Erfüllung des Orakelspruches. Die Anstalten zum Vermählungsfeste wurden getroffen, aber — sie schienen einer Leichenfeier zu gehören. Düster loderten die bräutlichen Fackeln, und die hochzeitliche Flöte tönte banges Seufzen. Dumpf wie Todtengesänge schollen die Hymenäen, und Thränen der Verzweiflung netzten den Schleier der Braut. In Trauer bangte der königliche Palast, in Trauer die Stadt.

Psyche schauderte im Vorgefühl des Scheidens von der Heimat, bebend vor dem Unbekannten, der ihrer harret. Ihr bricht das Herz; aber stark ist die Seele. Die Trostlosen tröstend, sprach sie zu den umschlingenden Ältern die sanften Worte:

„Nehmt meinen Dank für das Leben, von dem ich, so wie von Euch, scheide. Ihr gabt es mir, und Eurer würdig geb' ich es hin. Ist Schönheit ein Geschenk des Himmels, so raubt sie kein Gott; gab das Schicksal sie zu

Schmach und Elend hiernieden, so wird der Tod ihre Sühnung. Ist Tugend hiernieden heimatlos und der Verfolgung Ziel, so muß sie im Lande der Seligen ewig blühen. Das Unvermeidliche gebietet, dem kein Sterblicher, keiner der Unsterblichen entgeht. Nun führt mich fort, den Felsen hinan — zum Heil oder Verderben! Die Götter walten! Ich zage nicht."

Erhebung.

Nacht bedeckte die Erde. Der Trauerzug beginnt, wallt langsam, vom Fackelschein erhellt, zum Gipfel des Berges hinan. Der Augenblick des Scheidens ist da. Schweigend drückt Psyche den bleichen Vater, die weinende Mutter an sich. Schweigend gehen sie mit gesenktem Haupte von ihr, schweigend folgt ihnen der lange Zug des Gefolges.

Verlassen von Allen, steht Psyche auf dem Gipfel des Berges. Der Schauer des Schmerzens sinkt in ihre Seele, wie der Nachtthau auf die Blumen. Todesstille rings umher. Psyche bebt; die Sinne schwinden, von Betäubung gelöst. Plötzlich fühlt sie sich vom Boden sanft emporgehoben. Ein Zephyr nimmt sie auf die duftathmenden Schwingen, und gleitet mit der Schlummerseligen dahin. Der wehende Schleier umsäuselt schmeichelnd die holde Gestalt. So vom linden Hauche getragen, gleitet sie durch die ätherischen Räume in ein anmuthiges Thal, und ruht sanft gebettet in des blumigen Rasens weichem Schooße.

Da sie endlich, lichtumflossen, voll seliger Ruhe auf dem zarten Lager erwacht, und der Himmel sein Bild in den geöffneten Augen findet, — welcher Anblick stellt sich ihr dar! Eine elysische Gegend, wie aus Morgenduft gebildet, umlächelt sie in der Fülle glühender Frühlingslust. Weithin prangen Gruppen der schönsten Bäume in der reichsten Mannigfaltigkeit ihrer schlanken, blätterdichten Gestalten und in allen Abstufungen vom hellen bis zum dunkelsten Grün, bald auf Hügeln, bald auf Wiesen stehend. Blumen schimmern mit freudesprühenden Blicken aus dem Rasen, und schlängelnder Bäche Silberleben, eine flüchtig rastlose Erscheinung, eilt durch Lichtspiel und Schattengemenge dahin. Der Wogen melodisches Gleiten ist entzückender Wohllaut.

Am Ufer eines Sees, auf dessen Silberfläche das Ganze sich spiegelt, erhebt sich eine Rotonde, aus Rosengewölk gebildet, und von weißduftigen Säulen umgeben. Von dieser Geisterwohnung strömt jenes milde Licht aus, in dessen Verklärung die Farbenharmonie der ganzen Landschaft lächelt, ein unaussprechlicher Zauber, der allen Sinnen schmeichelt und die Seele selig macht.

Sehnsucht.

Psyche hatte sich kaum vom ersten Staunen erholt, als sie, zuerst schüchtern, dann immer muthiger, dem Palaste näher trat. Was sie hier erblickte, es war nicht Wirklichkeit, nicht Schein, aber Beides zugleich. Sie glaubte selbst

körperlos zu sein. Der Zauber des Ganzen schien ein Abglanz ihrer eigenen Schönheit und ihres Entzückens zu sein. Vor ihr schwebte, gleichfalls weder volle Wirklichkeit noch eitler Schein, ein Wesen, himmlisch schön wie ein Traumbild der reinsten Fantasie, und eine Stimme, in ihr Innerstes dringend, sprach die melodischen Worte:

„Vergiß des Irdischen! Höherem bist Du erkoren. Leg' ab die Sehnsucht nach der dunkeln Heimat der Schmerzen und Begierden! Elysium hat mit der Erde nichts gemein. Glaub' an die Liebe, so bin ich Dein!"

Jedes Wort glitt wie ein Lichtstrahl in Psyche's Seele. Und dennoch erwachte in ihr, für das Göttliche noch nicht reif, die Sehnsucht nach der irdischen Heimat. Venus selbst, die Zürnende, regte sie auf durch trügende Träume. So schaute sie in täuschenden Bildern des Vaters bleiche Wangen, der Mutter Thränen, und vernahm den Angstruf der händeringenden Schwestern. Alle Szenen der glücklichen Kindheit, alle Lieblingsplätze, alle Lieblingsspiele schwebten freundlich vor ihr dahin. Immer mächtiger ward der Drang, noch einmal zu schauen jene geliebten Gegenstände, und sie flehte zu dem Unsichtbaren um die Gewährung ihres Wunsches. Vergebens warnte eine Stimme mit weichem Trauerton: „Psyche! Vergiß des Irdischen! Vergiß die dunkle Heimat der Schmerzen und Begierden! Du bereitest mir Kummer, Unglück Dir selbst!" —

Vergebens! Psyche wiederholt des dringenden Wunsches unwiderstehliche Bitte — und sie siegt.

„Du sollst sie sehen," so tönte abermal der Stimme weicher Trauerton, „Du sollst sie sehen die Gefährten Deines Erdenwandels! Doch ehe Du von mir scheidest, versprich mir, nach meiner sichtbaren Gestalt nicht zu forschen, bis ich selbst mich Dir zeige! Der Augenblick sträflicher Neugierde wäre der letzte Deines Glückes."

Mißgunst.

Kaum war das letzte Wort des Unbekannten verschollen, da brachte Zephir schon die Schwestern, auf einem lichten Gewölke ruhend, in das liebliche Thal. Psyche flog ihnen entgegen. Sich umschlungen haltend, gleich den Grazien, standen die Freudeseligen, in Entzücken verstummend; Thränen und Küsse vertraten die Stelle der Worte. Arm in Arm sich wiegend, gingen sie in den Palast. Wie vorher die Wonne, so fesselte jetzt das Erstaunen die Zunge; aber bald entartete das Erstaunen in mißgönnendes Beneiden der glücklichen Schwester. Mit neugieriger Hast forschten sie nach dem Eigenthümer all dieser Herrlichkeit. Psyche bittet die Gierigen, sich aus den Schätzen auszuwählen. Sie verschlingen mit den Augen; die Habsucht erschwert ihnen die Wahl.

Indessen ist ein Göttermal bereitet. Nektar und Ambrosia duften von der Tafel empor. Zugleich erschallt ein Chor lieblicher Stimmen, begleitet von Lautenklang und Flötenspiel. Vergebens tönte die seelenschmelzende Harmonie; ihre

Zaubermacht vermochte in die entweihten Herzen nicht einzudringen. Je mehr Psyche von der ätherischen Musik entzückt ward, desto unangenehmer wirkte sie auf die Schwestern. Psyche ließ die Harmonie schweigen, und trennte sich mit Wehmuth von ihnen. Nun überließen sich die Beiden dem vollen Ausbruche der Mißgunst und des Unmuths.

„Wie blind," sagten sie, durch den gemeinsamen Schmerz jetzt zärtlicher als je verschwistert, „wie blind, wie ungerecht ist das Glück! Wir, Kinder Einer Mutter und Eines Vaters, werden uns fremd durch die Verschiedenheit unserer Loose. Hat uns das Schicksal Vieles gegeben, was gemeine Sterbliche entbehren, so geschah es nur, um uns desto schmerzlicher fühlen zu lassen, wie wenig selbst unser Vieles gegen die, Psychen verliehenen Schätze sei. Wir müssen allen Übeln und Leiden der Erde unterliegen; uns erwartet der Frost des kahlen Alters; uns wird der Tod hinraffen, nahmenlos vertilgend. Sie, in einer Fülle von Freuden schwelgend, lebt in ewiger Jugend das Leben seliger Götter, eine Göttin selbst, und weidet sich an unserer Schmach, die wir ihr Gegenstände eines großmüthigen Mitleids sind. Sollen wir nun zurückkehren, beschämt vom Reichthum ihrer Geschenke? Wird nicht die Pracht unserer Paläste dürftig erscheinen? Wird nicht überall das Bild der Überglücklichen uns wie ein böser Dämon verfolgen, jede Freude vergiften, jede Rose entblättern, jeden Stern umwölken? — Nein, die Unwürdige soll das uns versagte Glück nicht genießen! Sie leide, altere, sterbe, gleich uns! Nur gleiches Schicksal gestattet uns gleiche Liebe."

Sogleich eilten sie, wie es der hämischen Schadenfreude eigen ist, zur Ausführung eines listigen Planes, um ein Glück, das ihnen nicht zu Theil ward, wenigstens zu zerstören. Sie fingen an, der Schwester vertraulich zu liebkosen und zu schmeicheln; dann wendeten sie mit verschmitzter Bosheit, dem Scheine nach aber höchst arglos und unbefangen, das Gespräch auf Psyches Gemahl, und fragten, wer er denn sei, und von welcher Abkunft? — Psyche gestand: Sie selbst kenne den Gemahl nicht und habe verheißen, weder sein Wesen, noch seine Gestalt auszuforschen, sondern abzuwarten, bis er Beides selbst enthüllen werde.

Das Ungeheuer.

Gemeinen Seelen fehlt der Glaube an das Höhere. In diesem Falle befanden sich die, vom Irdischen verblendeten Schwestern. Was Psyche unverholen gesagt hatte, vermochten sie nicht zu fassen und hielten's daher für Lüge. Bald aber gelang es den Sinnenden, das, was zu Psyche's Ruhme gereichte, zu ihrem Verderben zu wenden und aus der reinsten Blume ein Gift zu bereiten. Sie sagten zu ihr: „So hüllt Dein Gatte sich in undurchdringlich tiefes Geheimniß? Warum thut er das? Verbirgt sich die Wahrheit? Scheut die Schönheit das Tageslicht? Wohl Dir! Keine Gefahr ahnend lebtest Du in glücklicher Unwissenheit; uns aber gebietet die Pflicht, für die Unerfahrne zu sorgen und die Wahrheit zu enthüllen, um Dich zu retten. Wisse denn,

Unglückliche! Dein Gemahl ist — ein Ungeheuer, ein gräßlicher, grausamer, furchtbarer Drache! Gedenke des Orakelspruches, welcher Deine Vermählung mit dunkeln Worten verkündigte! Erwäge die Dauer seiner Unsichtbarkeit! Leider kennen wir selbst Augenzeugen, welche die traurige Wahrheit bestätigen. Jäger und Landleute sahen ihn, da er Deinen Aufenthalt verließ, in der Abenddämmerung das Dickicht des tiefsten Waldes durchstreifen; sie sahen des Ungethüms grauenhafte Gestalt, der Augen Glutqualm, hörten des blutbetrieften Rachens schauderhaftes Gebrülle, und stürzten betäubt zu Boden. Beschlossen ist Dein Tod; sobald Luna drei Mal ihre Gestalt gewechselt haben wird, mußt Du des Ungeheuers Beute werden."

Kaum ihrer Sinne, kaum des Athems mächtig, glaubte Psyche vor Entsetzen zu vergehen. Die entflammte Fantasie zeigt ihr das Scheusal gegenwärtig; Schrecken betäubt sie bis zur Ohnmacht. Vergessend der Warnung ihres ungesehenen Gatten, entschwindet auch das ihm gemachte Versprechen ihrem Gedächtnisse. Sie wirft sich in die Arme der Schwestern und ächzt leise die Worte:

„Es ist nur zu gewiß! Ich bin verloren, eines Ungeheuers Beute! Alles trifft zusammen. Wie könnt' ich zweifeln an der Wahrheit eurer Worte, an eurer Liebe, an meinem Unglück! O Schwestern! Geliebte Schwestern! Wenn ein Mittel zu meiner Rettung euch bekannt ist, und es in eurer Macht steht, o so helft, so rettet! Aber ach — es ist vergebens! Ich bin verloren. Mich rettet ihr nicht, mich rettet kein Gott. So rettet denn euch selbst! Eilt fort, flieht,

seid glücklicher als ich, und verschweigt den theuern Ältern mein Elend, meinen Tod!"

Die bösen Schwestern, deren Neid und Arglist ihr Ziel erreicht hatten, erwiederten der Wehklagenden mit dem Scheine von Liebe und Sanftmuth: „Übereile Dich nicht, Schwester, und fasse Dich! Nicht unsern Worten glauben sollst Du, sondern Dich selbst überzeugen! Wir lehren Dich einen Spruch, welchen eine thessalische Zauberin uns lehrte. Sprich ihn um Mitternacht zum Vollmond aufwärts! Seine Macht wird das Ungeheuer zwingen, sich in seiner wahren Gestalt zu zeigen. Hast Du Dich selbst überzeugt, dann sollst Du uns morgen zu Deiner Rettung bereit finden."

Psyche versprach den Rath zu befolgen, und ging in das innerste der Gemächer, den Zauberspruch zu lernen; die bösen Schwestern aber jauchzten, da sie wußten, daß Psyche, gegen das Gebot des unsichtbaren Gatten handelnd, nun bald den Verlust ihres Glückes beweinen werde. Gequält von der Furcht, das von ihnen erregte Unheil möchte auch sie selbst treffen, beschloßen sie eiligst zu entfliehen. Zephyr, zu ihrem Dienste bestimmt, trug sie in der Abenddämmerung auf weichen Flügeln über den Fels, und legte sie auf den Rasen am Ufer eines Flusses. Ein hier bereit stehendes Schiff nahm die Schlummernden auf und trug sie in ihre Heimath.

Der Gott der Liebe.

Vom Himmel sank die allverhüllende Nacht. Nacht umhüllte auch Psyche's Seele. Bleich schaute Luna in Mitte der Dunkelheit zur Erde hinab. Psyche wankt hinaus. Mit erhobenem Haupte, mit emporgestreckten Armen spricht sie dumpf und langsam die thessalischen Bannworte. Gewölk umflort den Mond, ein Zeichen der Macht des wirksamen Zauberspruches.

Psyche schaudert. Langsam, mit gesenktem Antlitz, kehrt sie in den Palast zurück, Erfüllung und Überzeugung suchend. Schon wandelt sie durch die hohe Säulenhalle, das ihr versagte Heiligthum des unsichtbaren Gatten. Sie hört des Schlummernden Athemzüge; sie ergreift mit zitternder Hand eine Lampe, am Eingang in die Halle verweilend. Jeder Schritt, den sie endlich vorwärts wagt, vermehrt das Pochen ihres Herzens. Schon will sie zurückkehren und entfliehen; aber sie muß nun dem Zauber gehorchen, dessen Beistand sie gewählt hat. Mit dem Muthe der Verzweiflung schreitet sie vorwärts. Schon erblickt sie des Schlummernden Lager, auf Stufen stehend, von hohen Vorhängen umwallt.

Bei diesem Anblick verläßt alle Kraft ihre Glieder, die Entschlossenheit ihre Seele. Sie sinkt an eine Säule, die ihr zur Stütze dient, sie vor dem Falle zu schützen. In ihrem Innern waltet ein Kampf von Muth und Furcht, Ungeduld und Scheue, indem der entscheidende Augenblick

naht, der ihr einen liebenswürdigen Gatten oder ein verhaßtes Ungeheuer zeigen soll.

Ihre letzte Kraft sammelnd, beflügelt sie die leisesten Schritte, schwebt die Stufen an, zieht den Vorhang zurück, und hält über den Schläfer die Lampe, die jetzt, wie vor Entzücken heller auflodernd, den lieblichsten Schimmer verbreitet. In diesem Lichte erblickt Psyche, von Erstaunen gefesselt und kaum athmend, die Scene des Geheimnisses, den Verein von Schmerz und Wonne, der Ungeheuer grausamstes und holdestes: den Gott der Liebe, schlummernd im Zauber der reinsten Schönheit und der lieblichsten Anmuth.

Welcher Anblick! Das reizendste Haupt, in der Haare Gold verhüllt, ruht auf dem Purpurkissen, das in Liebe zu entbrennen scheint. Ambrosia duftende Locken wallen spielend und kühlend über den blendenden Nacken und über die blühenden Wangen, aus welchen ein Rosenschimmer hervorleuchtet, vor dem der Lampe Licht erbleicht. Brust und Schultern bedeckt der umwölbende Fittig, eine Mittelfarbe von Alabasterweiß und Silberglanz, dessen Flaumen in zitternder Wallung aufathmen. Im Antlitz zeigt sich eine wunderbare Mischung von männlichen und mädchenhaften Zügen, die den widersprechendsten Verein von Frieden und Unruhe, Trotz und Sanftmuth, Furcht und Kühnheit, Schmerz und Lust, Lächeln und Wehmuth, Spiel und Hoheit darstellen. Die Augen aber bewähren die göttliche Kraft der innewohnenden Feuerseele so schön, daß selbst den geschlossenen eine ätherische Leuchtung entströmt und selbst die geschlossenen gesehen zu werden und zu schauen scheinen.

Zu seinen Füßen lehnen Köcher und Bogen am Ruhebett. Einen goldenen Pfeil hält der schlummernde Gott in der Hand des linken Armes, welcher dem darauf liegenden Haupte zur Stütze dient, selbst im Schlafe mit den umspannenden Rosenfingern so fest, als wäre er selbst jeden Augenblick bereit, ihn an die Bogensehne zu drücken, und wolle selbst im Schlummer der Welt keine Ruhe gönnen.

Verzweiflung.

Psyche stand lange bewegungslos vor dem göttlichen Schläfer; aber eben jetzt, da alles Leben von ihr gewichen zu sein schien, erwachte ein neues Leben in ihrem Innersten. Im Anschauen des Himmlischen versunken, vergaß sie die Erde und sich selbst, und erblickte eine goldene Zukunft vor sich. Ein sanftes Beben von Wonneschauer wandelt durch ihre Adern. Endlich wagt sie es, mit der Spitze des Zeigefingers die Spitze des goldenen Pfeiles zu berühren, der in Amor's umschließender Hand blinkt; aber die Pfeilspitze, als wollte sie des Mißtrauens Neugierde strafen, dringt blitzschnell in den berührenden Finger. Zuckend vor Schmerz zog Psyche den Arm hastig zurück; der geschwungenen Lampe entsprühte durch jene Bewegung ein Tropfen des Öles, glühend wie Psyche's Lippen, und fiel, wie ein brennender Kuß, auf des Gottes rechte Schulter. Vom Schmerz aus dem Schlafe geschreckt, fährt er vom Lager empor. Psyche sinkt auf die Knie, bedeckt ihr Antlitz mit den flehend erhobenen Händen, und wagt es nicht, die Augen zu dem zu erheben, in

dessen Anschauen sie so gern versänke. Aber der Gott richtet sich auf und spricht die zürnenden Worte: „Verliere denn, was Du nicht verdientest! Das Unwürdige trägt seine Strafe in sich.“ —

Glühender, als der glühende Öltropfen auf Amor's Schulter, trifft jedes dieser Worte Psyche's Seele. Jener aber erhob sich vom Lager und schwebte im melodischen Fluge der entfalteten Schwingen hinweg. Vor dem Rosigleuchtenden entfloh die Nacht vom entzückten Himmel, und die Schönheit der Liebe ward zur Glorie des Morgens.

Psyche lag jammernd und händeringend am Boden, den ihre Thränen benetzten. Ihre Wehklage ward endlich leises Ächzen, und allmälich verstummte auch das Ächzen.

Sie reißt sich empor, Todesblässe im Antlitz, Todesglut im Auge. So eilt sie fort, erklimmt mit der Kraft der Verzweiflung den höchsten Gipfel steiler Klippen, und stürzt — die Arme ausgebreitet, vorfliegend das Haar — in des Flusses Wellen, die in demselben Augenblick, wie aufjubelnd und brünstig zusammenschlagend, die umfaßte Beute verschlingen. Aber der milde Gott des Flusses, nicht duldend die Vernichtung der Schönheit, gebietet den Wellen, die Unglückliche zu schonen. Da heben die herbeieilenden Wellen sie, die Gewiegte, wieder empor und tragen sie, eine weiche Spiegelfläche aus flüssigem Silber bildend, an den sanften Abhang eines Ufers, dessen Blumen ihre lieblichsten Düfte voll Mitleid zur Belebung der Wiedererwachenden versenden.

———

Die Rache der Göttin.

Trostlos seufzte Psyche über den Verlust ihres Glückes, indeß Amor, von Schmerz und Zorn glühend, an den frevelhaften Schwestern Rache zu nehmen beschloß. Auf sein Verlangen sandte Morpheus jeder von Beiden die verlockende Truggestalt des nämlichen Traumes.

Den Schlafenden erschien der duftathmende Zephyr in drei auf einander folgenden Nächten, und verkündete ihnen, Amor liebe sie. „Der Gott“ — so schloß Morpheus seine Vorspiegelung — „glüht für Dich; er hat Dich an die Stelle der verstoßenen Unwürdigen erwählt; Du sollst die Gottheit mit ihm theilen. Wenn die nächste Nacht vom Himmel sinkt, so eile, den wohlbekannten Fels zu ersteigen! Hast Du den Gipfel erreicht, so werden meine Flügel Dich aufnehmen und in meinen ätherischen Wohnsitz tragen.“

Hochmuth und Habsucht überredeten die erwachenden Träumerinnen, das trügerische Blendwerk für einen von den Göttern zugesendeten Ausruf zum Genusse des ihnen bestimmten Glückes zu nehmen. Sie zögern keinen Augenblick, der Erfüllung entgegen zu eilen. Schon haben sie den Gipfel erreicht; schon naht eine Wolke, auf welcher Zephyr einhergleitet; schon wagen die Gierigen den Aufschwung, — aber die Wolke zerfließt, und die vorragenden Klippen empfangen mit ihren Granitarmen die zerschmetterten Leiber.

Amor war indeß nach der, dem Dienste der Venus Urania geweihten Insel Cythere geflogen, wo er sich in der tiefsten Einsamkeit eines stillen, dunklen Myrthenhaines ver-



barg. Zorn und Wehmuth erhöhten den Schmerz seiner Flammenwunde; aber in noch heftigern Zorn entbrannte die Göttin von Cythere gegen Psyche, die längst Verhaßte, die ihren göttlichen Ruhm der Schönheit gefährdet hatte, und nun auch den Sohn so tief entflammte und kränkte. „Er," spricht sie, „er, der die Schmach der Mutter rächen sollte, schmachtet selbst in den Fesseln der Frevlerin! Zwar hat er die Undankbare nun zürnend verlassen, aber — wie bald kann nicht die erstickte Flamme wieder erwachend hoch auflodern!" —

Venus beschließt den günstigen Augenblick zu benützen; sie begibt sich zu dem trauernden Sohne und verkündiget ihm ihren Entschluß, die Unglückliche rastlos zu verfolgen. Amor, die Glut des Zornes und die Thräne des Mitleids zugleich im Auge, seufzt, und da er nicht widerspricht, nimmt die Mutter sein Schweigen für Zustimmung. Ihre Rache siegreich auszuführen, verläßt sie den Schmerzverstummten.

Wanderung.

Schon fühlt Psyche den Zorn der Göttin. Glühend von Sehnsucht nach Amor's Verzeihung, die Seele von Angst erfüllt, irrt sie rastlos umhergetrieben, verlassen und scheu, trauernd und klagend, und sucht und kann nirgend finden, was sie hienieden sucht — weder den verlornen Gott noch die verlorne Ruhe.

So erstieg sie den grünen Gipfel eines Berges, auf dem ein Tempel der Minerva stand. Freundlich glänzten ihr

die weißen Marmorsäulen, vom röthlichen Morgenduft angehaucht, entgegen. Die leise Hoffnung, es wolle doch Eine der Himmlischen ihr gnädig sein, erfüllte ihre Seele mit frommen Vertrauen, und sie fühlte seit langer Zeit zum ersten Mal die Wohlthat der Ruhe.

Mit dem Schauer der Ehrfurcht trat sie in das Heiligthum des Tempels, welcher ganz unbesucht zu sein schien. Vogelnester pipten in den Ecken der hohen Wände; das Gewebe der von der Göttin im Wettkampfe künstlicher Stickerei besiegten Arachne umzog wie neidisch das Marmorbild der Siegerin. Einzelne Grashalmen entkeimten den Ritzen des Bodens. Nur hie und da unterbrach das leise Gezwitscher eines ätzenden Muttervogels die tiefe Stille der Einsamkeit. Zerstreut und ungeordnet lagen Opfergeräthe umher.

Psyche reinigte zuerst das Bildniß der Göttin, dann sammelte und ordnete sie die heiligen Gefäße, opferte einen Kranz von Kornblumen, den sie an Minervens Schild hing, warf sich zur Erde, und flehte mit inbrünstigem Gebet um Hilfe der olympischen Jungfrau. Und nun schien's wie mit Flammenzügen in ihrer Seele aufzulodern: „Dulde und leide! Leiden läutert, Duldung stärkt die Seele." —

Sich dem Schicksal in Demuth unterwerfend, verläßt Psyche voll reiner Ergebenheit das Heiligthum und wandert zum Tempel der zürnenden Urania.

Nach mehreren Tagen langt sie, müde bis zur Erschöpfung, am Eingang eines Haines an, in dessen kühler Umlaubung sie einen Tempel der himmlischen Göttin der Liebe erblickt. Sie sammelt ihre letzten Kräfte. Schon steht sie auf

der höchsten Stufe der Vorhalle und schmachtet, das Heiligthum zu betreten. Aber an der Schwelle zeigen — den Eintritt verwehrend — plötzlich drei Unholdinnen ihre gräßlichen Höllengestalten: die glühende Sehnsucht nach dem Verlornen, die ewig bebende Furcht vor der Zukunft und die sich selbst geißelnde Reue. Den Anblick der Scheusale zu ertragen, reicht Psyche's Kraft nicht zu. Wie leblos sinkt sie auf die kalten Marmorstufen, selbst bleich und kalt wie der Marmor.

In dem verworrenen Zustande von Träumen und Wachen erblickte sie die rosige Lichtgestalt der Venus Urania. Die Göttin zürnte, doch mischte sich in den Ausdruck des Unwillens ein Zug von Mitleid, und sie sprach die Worte: „Dulde und leide!" nicht ohne Rührung. Als Psyche hierauf mit vollem Bewußtsein erwachte, stand vor ihr eine hohe weibliche Gestalt, in ein weitfaltiges weißes Gewand gehüllt, und das verschleierte Haupt mit einem Kranze von weißen Rosen umwunden; ätherisches Feuer in den sanftblickenden Augen und milden Ernst in den schönen Gesichtszügen.

Es ist die Priesterin der Venus Urania. Psyche blickt knieend zu ihr hinauf und vernimmt die Worte: „Du kennst der Göttin strenges Gebot. Folge mir! Gehorche! Dulde und leide!" —

Die Ameisen.

Schweigend folgt Psyche der Hoheitblickenden in des Tempels Vorhalle. Da spricht Jene: „Vollziehe nun, was ich Dir gebieten werde! So ist's der Göttin Wille." —

Und die Priesterin läßt nun herbeibringen Weizen, Gerste und Hirse, Erbsen und Bohnen, und läßt das Verschiedenartige durch einander mischen, und zu einem Haufen aufthürmen. Und sie befiehlt Psychen, die chaotische Masse zu sondern und das Gleiche zu dem Gleichen zu gesellen. Eh' die Sonne sich zum Untergange neigt, muß die Arbeit vollendet sein. Die Priesterin verläßt die Staunende, die stumm und starr vor dem angewiesenen Geschäfte stehen bleibt. Der Gedanke an die Unmöglichkeit eines gelingenden Vollendens raubt ihr selbst den Muth, die Arbeit anzufangen.

Aber Psyche ist nicht ohne schützende Götter. Pales, die ländliche Göttin, welcher Psyche, als zartes Mädchen der Einsamkeit hold, oft Lieder voll Unschuld sang und Blumenopfer brachte, sie konnte die Verzagende nicht hilflos lassen. Die milde Göttin rief rastlose Scharen emsiger Ameisen herbei. Dem Gebote eiligst gehorchend, strömen sie, wie Bäche mit schwarzem Boden, von allen Seiten herbei, unter und durch einander, und drängen und rennen und wimmeln, daß der ganze Platz ringsumher in zitternder Bewegung zu sein scheint. Und sie überlaufen und durchtummeln die hochgethürmte verwirrte Masse von Körnern und Hülsenfrüchten, und sondern und sammeln, und tragen und ordnen mit solcher augenblendender Hast, daß das Geschäft vollbracht ist, indem die Sonne noch hoch über den Bergen strahlt und sich in Psyche's dankbaren Freudenthränen spiegelt.

Der Widder.

Als nun die Priesterin beim Aufglimmen der Abendröthe aus dem Tempel in die Vorhalle trat, erstaunte sie über die vollbrachte Arbeit, erkannte schweigend den höheren Beistand und lobte Psychen, gethan zu haben, was unmöglich schien. „Aber," fuhr sie fort, „schon harret Deiner ein anderes Geschäft. Venus Urania gebietet es Dir durch meinen Mund. Sieh' hin! In jenem Dickicht des Tempelhaines, dessen Wipfel jetzt die Abendsonne beleuchtet, weidet ein ungeheurer Widder. Er ist bösartig; seine Bosheit steigt aber bis zur Wuth, sobald er einen Menschen erblickt; ihn zu tödten, stürzt er mit vorgestrecktem Horne gegen den kaum Erblickten. Das gräßliche Thier ist mit einem glänzenden Vließ von geschmolzener Goldglut umgeben. Weh' dem, der sie zu berühren wagt! Du aber geh' hin und bringe mir eine Goldflocke von jener köstlichen Wolle! So gebietet es die Göttin." —

Psyche gehorchte schweigend. Schon steht sie am Rande des Baches, welcher den Tempelhain umfließt. Mit gesenktem Haupte denkt sie den drohenden Tod und heißt ihn willkommen, weil sie nur von ihm das Ende ihrer Leiden hoffen zu dürfen glaubt. Aber aus dem Schilf erhebt eine freundliche Najade ihr Haupt und spricht die tröstenden Worte: „Fasse Muth, Du Arme! Jener schreckliche, goldglühende Widder tobt in unbändiger Wuth nur so lange die Sonne über die Erde strahlt und seine eigene Glut entflammt. Sobald die Abendröthe verglimmt, erlischt auch des

Vließes Feuergold und mit ihr des Ungeheuers Wuth, welches Du sodann unversehrt berühren magst. Verbirg Dich hier in meine Grotte und erwarte die Dämmerung! Dann tritt hervor, nähere Dich muthig dem Widder, der sich zur Ruhe legt, sanftleuchtend im Dunkel, und nimm, was Dir zu nehmen geboten ist!" —

Psyche befolgte den Rath der freundlichen Najade. Schon kehrt sie mit einer Goldflocke zurück, dankt der mitleidigen Wohlthäterin, und erreicht den geschlossenen Tempel. Hier sinkt die Ermattete auf die breiten Marmorstufen und schlummert sanft, vom Nachthauche gestärkt. Im Schimmer des duftigen Frühlichtes erwachend, erblickt sie die Priesterin vor sich und übergibt der Staunenden die Goldflocke.

Der Todesquell.

„Ich freue mich," sagte die Priesterin, „Deine Arbeit zu Stande gebracht zu sehen; aber noch ist Dein Tagewerk nicht vollbracht. Blick hin nach jenem hohen Berge, dessen schroffe Felsenspitzen zu den Wolken emporstreben! Auf dem Gipfel der höchsten Klippe strömen schwarze Fluten aus dem weitgeöffneten Schlunde einer, in düsterer Steinkluft mit siedendem Qualm aufsprudelnden Quelle, und stürzen sich in ein von steilen Felswänden engumschlossenes Thal, in dessen nächtlicher Tiefe sie heulend aufschäumen. Von hier wälzen sie sich mit dumpfen Gemurmel zur Unterwelt und vermischen sich mit dem Todesgraun des stygischen Pfuhles.

Ringsumher lauern wilde Drachen; des furchtbaren Gewässers unermüdliche Wächter, zischen die gräßlichen Ungeheuer, die langen Hälse hoch emporreckend, aus dem dunkeln Geklüft funkensprühend hervor. Dahin geh' und fülle dieses Gefäß aus dem Innersten der brausenden Flut! So will es die Göttin!" —

Mit diesen Worten reichte die Priesterin Psychen ein hohes Gefäß von Krystall. Sie nahm es schweigend mit dem starren Blicke der Verzweiflung, wendete sich, blickte nach der bezeichneten Stelle, erkannte die unvermeidliche Todesgefahr bei der Vollziehung des ihr ertheilten Befehls, und begann ihren — so glaubte sie, — letzten Gang.

Schon hatte sie den größten Theil des Weges zurückgelegt und stand nun stille, da der Anblick all der unbesiegbaren Schwierigkeiten die erstarrenden Glieder lähmte. Das Übermaß des Schmerzens hemmte die lindernden Thränen. Da schien selbst des Schicksals eherne Macht gerührt von der Noth der Schwerbüßenden, Schönleidenden. Ein Adler, hoch in den Lüften sich wiegend auf ausgebreiteter Schwingen Macht, senkte sich von der erhabenen Himmelsbahn säuselnden Fluges danieder, schwebte an der Bewegungslosen dahin, nahm mit dem gekrümmten Schnabel die ihrer Hand entsunkene Urne von der Erde, und flog durch die zischenden Drachen siegreich bis zum höchsten Felsgipfel empor. Über den dunkeln Quell leicht hinstreifend, entschöpfte er die mit dumpfem Gemurmel widerstrebende Flut, und stellte dann, zur Erde zurückkehrend, die gefüllte Urne zu Psyche's Füßen hin.



Letzte Prüfung.

Diese, wie aus einem bösen Traume erwachend, erblickt, von heiligem Schauer durchdrungen, die Erfüllung dessen, was unmöglich schien, beugte die Knie, hebt die Arme zum Himmel empor, ergreift das volle Gefäß und trägt es mit freudiger Hast der staunenden Priesterin entgegen. Die Staunende empfängt sie mit den Worten: „Wohlan, Du Unglückliche! So vollziehe nun das Letzte zur Sühnung Deines Vergehens! Nur aus dem schwersten Leiden kann das reinste Glück Dir erblühen. Nimm dieses Gefäß, mit der Todesflut gefüllt, wieder, und geh damit zurück zu jenes Bergthals grauenhaftem Nachtschlunde, wo die qualmenden Wogen zum stygischen Pfuhl hinabsinken. Hier findest Du durch eine tiefe Höhle den Eingang zur Unterwelt. Geh' hinab! Wandle durch die Unzahl gräulicher Schattenschwärme, bis Du zu Pluto's und Proserpinen's Throne gelangst. An der untersten Stufe desselben stelle das Gefäß der Todesflut als Deines Lebens Weihopfer hin, und harre des entscheidenden Augenblicks! So will es die Göttin!" —

Psychen schien die Absicht dieses letzten Gebotes unverkennbar, da der Befehl, in den Orcus zu wandern, nur eine Deutung zuließ.

Schon wandelt sie den Weg nach dem Schlunde. Ringsumher lächelt die Erde in ihrer blühendsten Schönheit. Alles, was das Dasein freudig macht, erschien hier lockend und reizend in den lieblichsten Gestalten. Aber Psyche wandelt, den Blick vor sich gesenkt, unerschrocken den Weg

zur Todesnacht. Schon gleitet sie über die traurigen Wogen des Cocytus; schon steht sie vor dem furchtbaren Throne der unterirdischen Götter. Plötzlich sieht sie sich von gräßlichen Erscheinungen umgeben, von allen Ängsten des Lebens, von allen Schmerzen des Todes, von allen Qualen der Hölle. Und vor sie tritt der Ungeheuer Schrecklichstes: Das Entsetzen, riesenhaft, geisterbleich, den ganzen Leib mit Vipern und Scorpionen umwunden, wüthend und heulend, daß die Räume der ewigen Finsterniß widerhallen. Und Psychen dröhnt ein dumpfes Gebrülle entgegen: „Fliehe!" Aber die erhabene Dulderin erliegt dem Entsetzen nicht; sie stellt die Todesurne auf die letzte Stufe des Thrones, und sinkt zu Boden, eine schlafende Leiche.

Vollendet ist das irdische Tagewerk. Liebe scheut kein Opfer; Liebe vermag auch jedes Opfer zu belohnen!

Versöhnt waren die zürnenden Götter, versöhnt Amor und Venus Urania!

Sanft emporgehoben, erwachte Psyche in des Olympos Götterhalle. Die Göttin der himmlischen Schönheit umarmte die Glückliche, und der Gott der Liebe reichte ihr die Nectarschale der Unsterblichkeit. —

Der Zauber der Liebe.

Alle Zauberer und Feen geriethen in Entsetzen und Verzweiflung, als ihnen das Haupt der Sylphen einen Beschluß des höchsten Geisterkönigs verkündigte, kraft dessen die gesammte Zauberkraft, in deren Besitz sie sich befanden, ihnen plötzlich abgenommen wurde. Häufiger Mißbrauch der Gewalt hatte jenes strenge Gesetz veranlaßt. Nur drei Mal noch sollte die Sonne untergehen bis zum Aufhören ihrer bisherigen Wirksamkeit. Ein Theil der mit Zauberkraft belehnten Wesen wurde mit ihr zugleich vernichtet; andere durften nach dem Verluste derselben zwar fortdauern, aber nur, einige Stufen in der Wesenleiter herabsteigend, in Menschengestalt und mit den gewöhnlichen Eigenschaften höherer Menschen.

Tief betrübt schritt der Zauberer Merlin, ein Ideal des schönsten Jünglings, am Blumenufer eines klaren Sees dahin; wehmuthvoll ruhten seine Augen auf dem Flutenspiegel, weil der Anblick des Himmels ihm jetzt zu verhaßt war. Das drückende Vorgefühl des sehr nahen Verlustes machte ihn schon so muthlos, daß er die noch nicht verlorne Kraft kaum ausüben wollte. So setzte er sich denn, versunken in düstere Träume einer ohnmächtigen Zukunft, trostlos auf den Blumenteppich eines weichen Hügels. Aber plötzlich fuhr er heftig empor, und die halb geschlossenen Au-

gen öffneten sich so groß, als wollten sie alles vor ihnen Liegende in ihren Lichtschlund verschlingen. Dasjenige aber, was ihn jetzt so ungestüm emporriß, war — nicht die schöne Natur vor ihm, sondern das, was auch die schönste Natur erst belebt, eine reizende weibliche Gestalt, war Maja's holdselige Lieblichkeit. In dem Moment, da Merlin sie erblickte, fiel alles vorhin genossene Glück gleich einem Nachtstück von seiner Seele ab, und er schaute wie neugeboren in ein neues Morgenroth hinein.

Was der Entzückte jetzt fühlte, konnte und wollte er auch nicht verbergen. Sein ganzes Wesen war ein Lichtstrahl, der auf eine Wunderblume fiel.

Nicht minder ergriffen fühlte sich Maja, doch zeigte sich ihr Inneres minder, indem der Schutzgeist der zartesten Sittsamkeit es mit seinem heiligen Schleier umhüllte. Merlin aber, noch kühn in der Rüstung seiner magischen Kraft, erhob sich, trat der züchtig Staunenden muthig entgegen, und sah in das himmlische Antlitz mit einem Blick, der von der höchsten Verwegenheit plötzlich in schüchterne Ergebenheit überging. Alle Zauberkraft verwendete er jetzt nur darauf, auszusprechen den Feuerhimmel seines Innersten. Das, was er nun zur Schönen sprach, hätte auch der heißeste Bewohner des Orients es mit aller Bilderfülle ausgeschmückt, es wäre dagegen doch nur nüchterne Prosa gewesen.

Da nun Maja nicht weniger feurig fühlte, als Merlin feurig sprach, so war es wohl kein Wunder, daß Beide sich schnell verstanden; nur barg Maja um so mehr, *je mehr* Merlin entdeckte.

Klar wiegte sich der See; hoch flammte über ihm die Abendröthe; ihre Seelen spiegelten sich in einander, wie die flammende Abendröthe in dem klaren See. Und doch blieb Maja der klare See, Merlin die flammende Abendröthe.

Jetzt gab Merlin sich als Zauberer zu erkennen; falsche Scham hielt ihn aber zurück, zu bekennen, daß seine Zauberkraft enden müsse, ehe die dritte Abendsonne untergehen werde. Ach! in dem Armen begann der Anfang eines ihm bisher noch unbekannten Zaubers, ehe der alte Zauber geendigt war. Wer weiß es nicht, daß Liebe der Zauber größter ist?

Maja war ein Mädchen, und eben deshalb auch neugierig; sie war ein schönes Mädchen und deshalb auch eitel. Aus beiden Ursachen war sie nichts weniger als erzürnt, da Merlin sich als Zauberer zu erkennen gab, theils weil es ihr schmeichelte, in einem mit solcher Macht ausgerüsteten Mann ihren Sklaven zu erblicken, theils weil sie nun von ihm manches magische Kunststück zu sehen hoffte.

Merlin bot auch sein Äußerstes auf, sich in seiner ganzen Herrlichkeit zu zeigen, und ließ in einer Stunde vor der Schönen eine solche Reihe entzückender Wunder vorbeiziehen, daß die Stunde schnell wie eine Minute vorbeiflog.

Mit dem letzten Wunder hatte Merlin auch das größte der Wunder bewirkt: den Sieg über eines der sprödesten weiblichen Herzen. Maja selbst legte nun der schnellen Vereinigung kein Hinderniß in den Weg, und bestimmte den dritten Abend zu ihrer Hochzeitfeier.

Schon legte die Sonne ihr Antlitz auf die Purpurkissen des Abends. Am Blumenufer des Sees stieg, in vollendeter architektonischer Ordnung und Schönheit, das Zauberwerk eines Tempels in leuchtender Herrlichkeit empor, um die beiden Glücklichen zum Bunde der Liebe einzuweihen. Ein glänzender Hofstaat der schönsten Jünglinge und Jungfrauen wand sich in sanften Tänzen durch die lieblichen Säulenreihen; Blumenkränze schlangen ihre bunten Farbenschimmer freundlich um die in Rosenschein gehüllten, glänzend weißen Marmorhallen; Schwäne ließen, auf dem Teiche wogend, entzückende Brautgesänge herüberklingen; die Sonne wob ihren goldenen Duftschleier festlich um das Ganze, und auf verklärten Lichtwolken schwebten wechselnde Gruppen lächelnder Genien.

Das Fest war geendigt. Dem Brautpaar gegenüber ging die Sonne unter. Da stieg in Merlin's Auge die Thräne der Wehmuth empor, denn ihn ergriff in diesem Augenblick der Gedanke, daß mit der verlöschenden Sonne auch seine Zauberkraft ende, und mit dem entweichenden Freudenlicht seines Geisterlebens ein irdisches Glück ihn überschatten werde.

Mit verdüsterter Seele versank er nun in immer dunkler werdende Träume einer Schmerzensnacht, aus der ihn nur der Kuß von Maja's morgenröthlichen Lippen zu wecken vermochte. Jetzt noch ein Strahl aus dem azurnen Lichtmeer der liebevollsten Augen, und Merlin war der glücklichste Sterbliche, der seine Umwandlung, die ihn sonst vielleicht zur Verzweiflung gebracht und getödtet hätte, in den Händen

der Liebe jetzt kaum fühlte, über der schönsten Wirklichkeit das gränzenlose Reich seiner vorigen Macht und in der Liebe sich selbst vergaß. Wäre es ihm jetzt auch freigestellt gewesen, sein voriges Loos wieder zu erringen mit dem Verlust des jetzigen, er hätte nun und nimmer das Glück gegen die Macht vertauscht.

Aber wie häufig geschieht es nicht, daß die nächste Morgensonne den Dingen eine ganz verschiedene Gestalt von jener gibt, welche sie in der vorhergegangenen Abenddämmerung hatten! Und ach! wie oft verlangt die Unschuld in ihrer Unschuld von uns Dinge, deren Erfüllung nur durch schwere Schuld möglich würde!

So verlangte denn die bräutliche Gattin am nächsten Morgen von dem jungen Gatten neue Zauberstücke, die er — nicht mehr gewähren konnte, weil seine Zaubermacht — wie wir schon wissen — bereits zu Ende war. Er glaubte sie durch eitles Blendwerk täuschen zu können, und versuchte deshalb allerlei, aber — jeder Versuch mißlang. Bald forderte Maja, daß er aus dem vor dem Fenster wogenden See eine Rose von Rubin, mit Blättern von Smaragd, aufsteigen lasse, die ihnen zum Kaffehtisch diene; dann wollte sie haben, daß der Morgenduft sich in ein Morgennegligee für sie gestalte, daß die Millionen Thautropfen sich in ein Diadem zusammenfügten, und dergleichen Dinge mehr, deren Erfüllung dem armen Merlin ganz unmöglich war.

Je mehr er aber mit den galantesten Wendungen verweigerte, desto dringender ward Maja, die nun glaubte, Merlin wolle sie entweder nur necken, oder er beginne bereits, die *ersten Spuren jenes*, den Männern eigenen ungefälligen

Stolzes und übeln Humors zu zeigen; sie sah daher in jenen Versagungen die ersten Spuren des angehenden Haustyranns. Tief gekränkt von ihren Vorwürfen, ergriff der zur Verzweiflung Gebrachte endlich das letzte Mittel — und gestand die Wahrheit: den gerade bei der Vermählungsfeier eingetretenen Verlust der Zaubermacht.

Hoch entrüstet über die frevelhafte Täuschung, befahl Maja, mit zornglühenden Wangen und thränenfeuchten Augen, dem Bösewicht, sie alsogleich zu verlassen. Er sank schweigend vor ihr auf die Knie, drückte einen Kuß auf die an sein Herz gezogene Lilienhand, erhob sich und entfernte sich schweigend, während jede Miene den tiefsten Schmerz aussprach.

Man weiß wohl, Frauen können dem Feuer männlicher Beredsamkeit schwer widerstehen; anerkennendes, ehrfurchtsvolles Verstummen aber reißt sie noch mehr hin. So fühlte sich denn Maja bald von Rührung ergriffen; die Rührung ging in Mitleid, das Mitleid in Verzeihung, die Verzeihung in neues Wohlwollen, das Wohlwollen in Liebe, die Liebe in Entzücken über. Nun erst gestand Merlin sein ganzes Verbrechen, und machte es geflissentlich sogar noch schwärzer, als es ihm selbst erschien. Das that denn auch die beabsichtigte Wirkung vollends. Wann verzieh ein Weib dem Verbrecher aus Liebe nicht!

Das Ende der aus sehr kontrastirenden Momenten zusammengesetzten Scene war: daß Beide, nach vernichtetem Zauber von einander bezaubert, sich freudig bekannten: Liebe könne gar Vieles entbehren, weil sie doch das Beste sich selbst zu schaffen vermag.

Die Seelenwanderung.

Prinz Phanor hatte am Hofe seines Vaters so viel wunderbare Dinge von der Seelenwanderung erzählen gehört, daß er vor Verlangen brannte, auch seine Seele eine Wanderung machen zu lassen. Diese Sehnsucht ward noch gesteigert durch eine unerwiederte Liebe, die er für die schöne Prinzessin Lilietta hegte. Sie brachte ihn zu dem Entschlusse, das Äußerste zu wagen. Er betrachtete aber den Gegenstand seiner heißesten Sehnsucht, wie das gewöhnlich zu geschehen pflegt, nur von der schönen Seite, ohne die damit verbundenen Gefahren und Nachtheile zu bedenken. So machte er sich denn, ohne daß der Hof etwas davon wußte, mit seinem Schildknappen Aeiou auf den Weg, nach dem Tempel eines indischen Gottes, dem er sein Anliegen vortragen wollte.

Unterwegs entspann sich zwischen den Wanderern ein langes und breites Gespräch, das unter andern auch die folgende Stelle enthielt:

Phanor.

In mir, o Freund, geh'n große Dinge vor.
Du weißt, daß ich schon lang' kein Wort verlor
Von dem, womit mein Geist sich amüsirt;

Mein Heimlichthun und Wandanstarren
Hat schon den ganzen Hof schokirt.
Man hält vermuthlich mich für einen Narren;
Ob ich es bin, das sollst Du nun erfahren.
Doch fasse Dich! Denn sonst fährt Dir vor Graus
Vielleicht die Seele aus dem Leib' hinaus.

Aeiou.

Kannst Du, o Ruhmumstrahlter, es ertragen,
Was Dir belieben wird, mir jetzt zu sagen,
So wird Dein treuer Aeiou
Auch nicht entsteh'n, so groß zu sein, als Du!

Unter solchen gereimten, und ungereimten Gesprächen langten die Wanderer beim Tempel an. Phanor ging allein in das Heiligthum; der unheilige Aeiou mußte am Eingange der Vorhalle zurück bleiben, ohne das gehört zu haben, was anzuhören der Prinz ihn selbst aufgefordert hatte; ein Fall, der sich nicht selten ereignete, denn Phanor hatte die sehr vornehme Eigenschaft, augenblicklich zu vergessen, was er sagen wollte. Jetzt kam er schnell wieder aus dem Tempel heraus, und klagte dem getreuen Schildknappen, das Innere des Tempels sei ganz menschenleer und öde, das Wohngebäude der Priester in Trümmer zerfallen, und nur die kolossale Bildsäule des Gottes selbst noch ganz unverletzt.

Das ist ja nun recht gut, sagte Aeiou. Die Hauptsache, der Gott selbst ist da; wendet Euch nur an ihn, denn er kann Eure Bitte wohl am leichtesten und besten gewähren.

Nun erst erinnerte sich der Prinz, daß er dem, von keiner Neugierde geplagten Aeiou sein Vorhaben und die

Ursache der Reise noch nicht gesagt habe; er vertraute ihm daher in Kürze, daß er den Gott um die Macht bitten wolle, seine Seele nach Belieben in andere organische und unorganische Körper auf solche Art einwandern zu lassen, daß sein eigener Körper ihm stets vorbehalten und so unbesetzt bleibe, daß er denselben jeden Augenblick nach Willkür wieder beziehen könne. „Auf diese Art" — flüsterte er dem lächelnden Aeiou schalkhaft und leise zu, damit der Gott es nicht höre — „auf diese Art kann ich eine Menge kurioser Dinge erfahren, und — unter uns gesagt — allerlei närrisches Teufelszeug treiben!" — „Geht nur hinein!" sagte Aeiou ganz ruhig. „Ich bleibe hier auf der Lauer, damit Euch Niemand störe." —

Phanor hatte es an der Art, daß er erstens seinen Diener in allen Angelegenheiten um Rath fragte; zweitens, daß er den von ihm erhaltenen Rath jedes Mal für ungeheuer dumm erklärte; drittens endlich, daß er eben diesen Rath jedes Mal — genau befolgte. Aeiou ließ sich diese drei Eigenheiten allemal gefallen, und befand sich dabei immer sehr wohl.

So kam's auch jetzt wieder. Phanor bewies ihm mit aufbrausender Heftigkeit, daß die Statue des Gottes ohne die Priester der Niemand, folglich der ihm gegebene Rath entsetzlich dumm sei. „Gibt's denn," fuhr er mit lauter Stimme fort, „nicht noch andere Götter in unserm Lande? Muß ich denn eben zu diesem hier gehen? Siehst Du jetzt ein, wie albern Dein Geschwätz ist?" — „Ja freilich!" seufzte Aeiou mit einem sehr satyrischen Lächeln, das

Phanor aber nicht mehr sah, weil er so eben in den Tempel hineinging.

Aeiou sah den Prinzen kaum verschwinden, als er von der andern Seite durch die Trümmer rückwärts in den Tempel hinauf kroch, und in der hohlen Statue zu einer beträchtlichen Höhe schnell empor kletterte. Er hatte in seiner Jugend bei einem weisen Braminen drei Jahre gedient, und von ihm drei Worte gelernt, die die Kraft hatten, eine Seele aus einem Körper in jeden andern zu transportiren. Er mußte aber, weil der weise Mann nie bei Kasse war, diese geheimnißvollen drei Worte statt einer dreijährigen Dienstlöhnung annehmen: deshalb stand der Bramine und seine Zaubermacht bei ihm in so schlechtem Kredit, daß er die Kraft des philologischen Geschenks nicht einmal versuchen wollte. Erst durch den Prinzen ward er wieder daran erinnert, und beschloß nun, sogleich davon die Probe zu machen.

Aus dem Innern des hohlen Götzen sprach er nun, nachdem der Prinz sein Anliegen vorgebracht hatte, die drei Worte, und eilte so schnell zum Tempel hinaus, daß der zurückkehrende Prinz ihn schon wieder auf dem alten Posten traf, und ihm keuchend und brühwarm erzählte, welche drei sinnlose aber inhaltsschwere Worte der Gott zu ihm gesprochen habe, deren Wiederholung die erwünschte Gabe der Seelenwanderung ertheile.

Schon auf dem Punkte des Vollzugs fiel dem Prinzen noch zu rechter Zeit die Bedenklichkeit ein, was denn mit seinem Körper zu thun sei, wenn er die Seele wandern lasse? — Aeiou, ein Rathgeber für alle Fälle, rieth ihm

sogleich, den entseelten Leib in die hohle Statue des Götzen hineinzustellen, wo er gut aufgehoben sei. Das schien dem Prinzen aber, ungeachtet der Heiligkeit der Statue, doch nicht sicher genug. Nun that der gewandte Aeiou flugs den zweiten Vorschlag, der darin bestand, daß der Prinz seine Seele in den Fünf-Selbstlauter-Leib einquartiere, wogegen Aeiou seine Seele in den Fürstenkörper so lange einstellen wolle, als der Prinz es selbst wünsche und gestatte. Dieser, von der Redlichkeit und Ergebenheit seines Dieners überzeugt, nahm den Vorschlag um so lieber an, weil er dann seinen Körper stets zur Hand hatte, und sich mehr Vortheil für seine Liebe versprach.

Auf des Prinzen Kommandowort flogen nun beide Seelen bei der letzten Silbe des dritten Macht- und Zauberworts aus den ihnen zugehörigen Körpern und — in einem Augenblick hatte der Leib des Prinzen eine Sklavenseele, der Sklavenleib eine Fürstenseele.

In diesem Zustande kamen die zwei Verwandelten wieder an den Hof zurück, der sich wegen des langen Ausbleibens des Prinzen in großer Bestürzung befand, mit Ausnahme der eben so schönen als spröden Lilietta, einer numidischen Prinzessin, die über Phanor's zärtliche Bewerbungen sich eben so lustig machte, als über seine Abwesenheit. Beiläufig gesagt, scheint mir, daß sie an des Prinzen Entschluß zur Seelenwanderung den meisten Antheil hatte, wenigstens vermuthe ich das aus einer einzigen Rede des Prinzen; denn am Tage vor der Abreise, da Lilietta ihn eben sehr schnippisch behandelt hatte, sagte dieser zu dem

getreuen Aeiou in einer Art von Verzweiflung: „Jetzt möchte ich aus der Haut fahren!“ Schon mit dem nächsten Morgen war er mit dem Schildknappen verschwunden.

Sie trafen nun in der Burg gerade zur Mittagsstunde ein, da der König mit den Ersten des Reichs an der Tafel saß, voll Freude aufsprang und den neu beseelten Prinzen umarmte.

Prinz-Schildknappe setzte sich ganz wohlgemuth an des königlichen Vaters Seite, und ließ sich, da er den Wein leidenschaftlich liebte, die köstlichen Ausländerweine jetzt um desto besser schmecken, je seltner er bisher zu diesem Genusse gekommen war. Der König, dem goldenen Rebenblut selbst sehr gewogen, hatte sich über seinen Thronfolger oft geärgert, weil dieser dem Traubensaft ganz abhold war. Um so größer zeigte sich nun des Königs Erstaunen und Freude, da Prinz Aeiou sehr tapfer einen Becher nach dem andern leerte. Der prinzliche Schildknappe dagegen fand es doch etwas ärgerlich, hinter dem Stuhle des leibhaften Pseudoprinzen stehen zu müssen.

Auch ward er vorher schon dadurch gekränkt, weil er sah, daß die schöne Lilietta, die gegen ihn stets so spröde war, dem Pseudoprinzen viel mehr Aufmerksamkeit zeigte, und liebenswürdiger erschien, als je. Die Ursache lag ohne Zweifel darin, daß Phanor den Fehler hatte, gar zu schmachtend — und — was damit häufig verbunden ist, — in seiner extremen Zärtlichkeit etwas langweilig zu sein. Das lag nun schon in seiner Natur, die er, ungeachtet alles ermunternden Zuredens seines getreuen Schildknappen, nicht

ändern konnte. Der knechtische Pseudoprinz spielte dagegen eine höchst brillante Rolle. Vom ungewohnten Weine begeistert, ließ sein Witz helle Lichtkugeln raketenartig aufsteigen und mit einer genialen Kühnheit zerplatzen, die gegen die arme Zahmheit des bescheidenen, unsinnigverliebten Prinzen gewaltig abstach.

Es ist bekannt, daß die verzagte Natur des weiblichen Herzens im männlichen die Kühnheit liebt, und der wagende Mann, wenn er nur die Zartheit ehrt, bei der Weiblichkeit nichts verliert. Lilietta war daher über die ihr ganz unerklärliche Verwandlung des Prinzen zuerst höchst verwundert, endlich sehr erfreut, denn seine jetzige Liebe erschien gegen die vorige ungefähr so, wie eine von übermäßiger Sonnenhitze versengte Wiese gegen die von einem kühlen Regen erquickte Flur, die nun im frischesten Grün dasteht.

Der wahre Aeiou, jetzt noch gut und redlich, verlor sich nach der Tafel mit dem Exprinzen, und bat ihn, nun wohl zu bemerken, worin er es bisher versehen habe. „Ihr müßt," sagte er, „dem Weibe nie gar zu viel Liebe zeigen, sonst erscheint ihr nicht nur gar zu schwach, sondern sogar langweilig; Schwäche und Langweiligkeit aber sind zwei Eigenschaften, die uns bei den Weibern tief sinken machen, weil sie von uns gerade das Gegentheil wollen, nämlich, daß wir sie beschützen, — und unterhalten. Also Prinz, gebt nun auf mich gut Acht! Die Theorie erhält erst durch die Praxis das gehörige Leben. Merkt wohl auf mein Beispiel, dann gehet hin, und thut desgleichen, und — die Sprödigkeit der Prinzessin, — Ihr werdet's erfahren —

verwandelt sich in Liebe und Achtung; denn Zartheit und Muth sind die zwei Hauptschlüssel zum weiblichen Herzen." —

Prinz Phanor im Sklavenleib konnte dieser Tirade seine Beistimmung nicht versagen, und erlaubte seinem erlauchten Surrogate sogar, die angenommene Rolle so lange fortzuspielen, bis Lilietta ganz gewonnen sei; von dem Augenblicke aber, da sie ihre Gegenliebe erklärt haben werde, sollten auch die übersiedelten Seelen ihre alten Quartiere wieder beziehen. Er machte sich sogar anheischig, dem provisorischen Brautwerber mit allem Nöthigen hilfreich an die Hand zu gehen. Dieser fand den Vorschlag vollkommen gut und sagte: „Besonders vortheilhaft kann uns die, Euch zu Gebote stehende Belebung lebloser Körper sein, denn dieses, gut angebracht, wird dem Ganzen einen köstlichen Anstrich vom Wunderbaren und vom Einfluß höherer Mächte geben, was denn so wirksam sein muß, daß die von zwei Seiten bombardirte Schöne sich Euch gewiß und zwar sehr bald ergeben wird. Wenn Ihr aber dann mit ihr auf dem Thron der Liebe und des väterlichen Reiches sitzt, vergeßt auch nicht, wie viel ich dazu beigetragen, und belohnt mich gehörig! Ich bedinge mir das geflissentlich sehr ernsthaft, weil ich weiß, wie oft es geschieht, daß Diejenigen, welche dazu beigetragen haben, Andere groß zu machen, nachher sehr klein bleiben, und sich im eiskalten Flusse der Vergessenheit baden dürfen."

Phanor versicherte dem Redner die belohnendste An-

erkennung seiner Verdienste, und so schritten denn Beide an die Ausführung.

An einem lauen, aromatischen Sommerabend saß der gefürstete Aeiou mit der reizenden Lilietta im Garten auf einer Bank von Alabaster, dessen glänzend weiße Farbe mit dem Neumond und den Blüten der umgebenden Jasminlaube wetteiferte. Phanor, der, ohne gegen den die Operation leitenden Aeiou sich etwas merken zu lassen, schon jetzt von Eifersucht gequält wurde, versteckte sogleich seinen Leib in den Hintergrund der Laube, und quartierte die liebende Seele in die glückliche Alabasterbank. Da die Liebe immer etwas Phosphoreszirendes in sich hat, so gelang es ihm, sogleich ein paar Erscheinungen hervorzubringen, die von der geschmeichelten und immer gefühlvoller werdenden Lilietta als wunderbare — und endlich sogar als der Liebe günstige Zeichen bemerkt, vom pfiffigen Aeiou aber wohl benutzt wurden. Das erste erotische Phänomen bestand darin, daß die Alabasterbank so lieblich zu leuchten begann, wie der blasse Mond es nicht bewirken konnte. Endlich vereinigten sich die aufschimmernden Strahlen zu einem Kranze, der verschiedene symbolische Zeichen bildete, die immerzu wechselten. Zuerst waren diese Zeichen sehr liebevoll und freundlich. Ein Phönix erschien, farbenhell glühend. Bald sprühten aus seiner Brust, die sich entzündete, von innen heraus Funken, die flammenhell über ihn zusammenschlugen und ihn endlich verzehrten. Das symbolische Spiel bewirkte aber das Gegentheil von dem, was es bezweckte. Der falsche Prinz vergaß seine Statthalterschaft und die Prinzessin ihre ehemalige Kälte und Sprödigkeit.

Die feurigen Erscheinungen schienen sie selbst zu erwärmen; der kalte Alabaster schien zu glühen. Noch mehr aber glühte der arme Prinz, als Beide sich näher rückten und ihre Blicke den Lippen all ihren Wortreichthum ersparten. Da ging die Glut aus des Unsichtbaren liebeflammender, schmerzbedrängter Seele in schreckende Trauergebilde und Warnungssignale über. Es formte sich, in der Mitte wie von dunklem Qualm umgeben, aus der verlöschenden Glut eine schwarze Urne, darüber schwebte ein düsterrothes Herz, aus dem feurige Tropfen herabfielen, und aus jedem herabgefallenen Tropfen schoß eine Schlange zu dem zuckenden Herzen empor, die sich endlich alle in Eine große, gräßliche Schlange vereinigten, die das Herz umschlang und zerdrückte.

Wie aus bösen Träumen von einem wilden Geiste aufgeschreckt, fuhren die Sitzenden empor und eilten schweigend nach dem Palaste.

Schade, daß solche phosphoreszirende Alabasterbänke gar so selten sind! Und wenn ja eine irgendwo anzutreffen ist, so kann sie nur unmittelbar aus dem Reiche der Seelenreinheit kommen.

Der geängstigte Prinz lebte auf, da er die Angst des wegeilenden Paares bemerkte. Indem er noch im Nachdenken versunken war, theils über die Treulosigkeit seines geistigen Machthabers und Direktors seiner irdischen Hülle, theils über die menschliche Schwäche, theils über die unzeitige Empfindsamkeit der sonst marmorharten Prinzessin, schlug, auf einem Jasminzweige sich wiegend, eine Nachtigall so brünstig schmetternd, daß sie im Accent der höchsten Zärtlichkeit todt herabfiel.

Phanor fand die Gelegenheit ganz erwünscht, und huschte in das geflügelte Körperchen, das sich nun sogleich wieder aufschwang. Ungesäumt flog das neu belebte vernünftige Vögelchen fort, und setzte sich auf ein Fenster des hell erleuchteten Prunksaals, wo eben das Fest gefeiert wurde, das der König wegen der Wiederkunft seines Sohnes glänzender als je hatte veranstalten lassen.

Der Prinz mit der fremden Seele fand sich bald in dem neuen Glanze einheimisch, und benahm sich, da er in eine Art liebenswürdiger Begeisterung gerieth, so einnehmend, daß Lilietta von ihm ganz bezaubert ward, alle Anwesenden von dem herrlichen Paar entzückt wurden, und der alte König sogar Freudenthränen über die unverhofften Fortschritte seines vermeintlichen Sohnes in der Gunst der schönen Schnur weinte. Aeiou tanzte wirklich wie ein Engel, zeigte sich in Allem gewandt wie ein Sylphe, scherzte wie ein Lichtstrahl, der leichtfertig über die Wellen des schönsten Baches hüpft, schwärmte sentimental wie ein moderner Plato, und war so seelenvergnügt, daß es für Jeden ein Vergnügen war, ihn zu sehen und zu hören. Im ganzen Saale war nur ein einziger Mißvergnügter, — der arme Phanor, der sich in der traurig glücklichen Lage befand, zugleich geliebt und nicht geliebt zu werden. Bescheiden an der Hauptthür des Saales stehend, winkte er den überglücklichen Aeiou wohl öfter zu sich; dieser aber schien die wiederholten Winke gar nicht zu bemerken, sondern fuhr im Taumel seiner Seligkeit fort, nur für die Prinzessin, die heute ein Ideal von Schönheit und Holdseligkeit war, Aug'

und Ohr zu haben. Phanor versank in die dunkle Verzweiflung des Melancholikers, die so schwer auf ihm lag, daß er sich nicht zu rathen wußte, ob er seine Seele in dem Nachtigall-Leib lassen solle oder nicht.

Indessen war das Fest geendigt; die Prinzessin verschwand. Aeiou fand nach kurzer Betrachtung, daß er nicht gesonnen sei, den prinzlichen Leib der prinzlichen Seele wieder einzuräumen. Er nahm, sein Ziel verfolgend, die Guitarre, stellte sich damit dem Balkon der Geliebten gegenüber, und sang ein Lied der feurigsten Empfindung. Lilietta ließ den Sänger nicht lange warten, sondern betrat — um doch zugleich den Wohl- und Anstand zu beobachten — erst bei der dritten Strophe den Balkon.

Ihr Erscheinen rief jetzt in Phanor, der auf einem nahen Myrthenzweige saß, einen guten Gedanken hervor. Er hatte zwar bisher auf die Nachtigallen und ihren Gesang so wenig Acht gegeben, daß man ihn leicht hätte überreden können, der Wachtelschlag sei das schmelzende Zauberlied Philomelens; indessen wußte er doch aus Gedichten und Romanen, daß die Nachtigallen durch ihre zärtlichen Melodien bei den Liebenden Wunder wirken. Ermuntert von dem tröstlichen Gedanken, daß er, auch ohne vom Nachtigallgesang etwas zu verstehen, dennoch so singen müsse, weil er im Nachtigall-Leibe, und aus diesem auch nur ein Nachtigallgesang kommen könne, — beschloß er, mit dem kecken Aeiou einen Wettgesang einzugehen und ihn zu besiegen.

Aeiou sang eine italienische Bravourarie mit so vielen Verzierungen, Rouladen und Trillern überladen, daß sie

einem Kleide von Gold- und Silberstoff, mit Edelsteinen besäet, glich. Bei den unaufhörlich wiederholten Worten: **amore, sospiri, dolor** 2c. schien er sich ganz aufzulösen, zu zerschmelzen und zu vergehen; bei den Worten: **tormento, oh Dio, crudeltà, dolore, cielo, morir** 2c. zu rasen; bei den Worten: **palpito, il mio cuore, ardori, disio, beltà** 2c. in Flammen aufzulodern. Lilietta ward ganz entzückt, klatschte in die Hände, und rief fort und fort: „Schön, herrlich, göttlich!"

Der arme Prinz-Nachtigall wäre vor Angst und Schmerz bald vom Zweige hinabgefallen. Da aber der Sänger nun schwieg, beschloß er in einer Art von Verzweiflung, das Äußerste zu wagen, und flötete nun so lieblich, bald in heißer Sehnsucht laut aufschmetternd, bald in der zärtlichsten Liebe seufzend, jetzt in Wonne jauchzend, nun in sanft bittender Klage dahin sterbend. Die Natur selbst schien mit ihm wechselweise zu trauern und zu jubeln; tiefe Stille herrschte, von keinem Händeklatschen, von keinem Beifallslaut unterbrochen, als er nun schwieg. Er sah, daß das Auge der Prinzessin, vom Mond beschienen, thränenfeucht glänzte, hörte ihr leises Schluchzen und — fühlte sich beruhigt und glücklich, indeß Aeiou mit der Guitarre mißmuthig davon schlich.

Am andern Morgen erschien Phanor wieder im Körper des ihm nun verhaßten Schildknappen, und verlangte von diesem dringend die Zurückstellung seines eigenen Leibes. Der Knappe aber wußte so viele listige Scheingründe, die den Aufschub der Restitution nothwendig machten, vorzubrin-

gen, daß der Wortwechsel so lang fortgesetzt wurde, bis er von fremder Dazwischenkunft unterbrochen ward. Nun vermied A e i o u des Prinzen Gegenwart so schlau, daß er nie mit ihm allein zusammentraf.

Endlich bot sich dem beängstigten Prinzen nach drei Tagen eine günstige Gelegenheit oder vielmehr ein guter Gedanke dar. A e i o u saß mit der Prinzessin bei Sonnenuntergang im luftigen, kühlen Pavillon, und bot ihr unter andern zärtlichen Spielen auch eine Rose, die aber bald auf den Boden fiel, endlich ganz vergessen ward, und, halb zertreten, zu welken begann.

Als der unechte Geliebte sie verließ, saß L i l i e t t a lange, in Gedanken vertieft, — aber — mehr wehmüthig als fröhlich. Die schnelle, auffallende Änderung seiner Sinnesart führte sie auf die Idee von dem wunderbaren Wechsel der Dinge hienieden, und sie wurde noch trauriger, da sich ihr die Bemerkung aufdrang, daß dieser Veränderlichkeit Alles so sehr unterliege. In dieser schwärmerischen Stimmung kam es ihr fast vor, als sei der vermeinte Prinz doch nicht so ganz der Rechte, der für sie Geschaffene. Da fiel ihr die am Boden liegende welke Rose in's Auge, und, die Brust von einem Seufzer gehoben, sah sie in der armen Blume ein Bild von der Vergänglichkeit des Irdischen, der Liebe und ihrer Schönheit.

Die Seele des Prinzen hatte indeß den Leib der Nachtigall schnell verlassen, und flog in die welke Blume, die jetzt gesenkt und hinsterbend in der Hand der Trauernden lag. Die bleiche Rose fing nun an, zum großen Erstaunen der

Fürstin, sich zwischen den zierlichen Fingern aufzurichten. In wenig Augenblicken rötheten sich die Blätter, gewannen ihre vorige Purpurglut, und hauchten recht eigentlich in ihrem Duft den Geist der Liebe aus.

Eben so, wie der wahre Prinz seit einiger Zeit den unglücklichen Gedanken der Seelenwanderung verwünschte, keine Ruhe hatte, und von einem Körper in den andern überging; eben so befand der falsche Prinz sich so wohl, daß er die Seelenwanderung bis zu den Sternen erhob, selbst aber nicht mehr daran Theil nehmen wollte, um nur den Körper des Prinzen nicht verlassen zu dürfen.

Aeiou trat am andern Tage ins Gemach der Prinzessin, als sie gerade vor der neu aufgeblühten Wunderrose stand, mit einem von Wehmuth und Wonne vermischten Gefühle. Aeiou überreichte ihr den vom König erhaltenen Brautring, in dessen Mitte ein Diamant von seltener Schönheit flammte. Lilietta steckte ihn an den Finger; in dem Augenblicke aber verließ die Seele des liebenden Prinzen den Rosenleib, und gesellte sich dem Diamant des Ringes. So geschah es denn, daß die Blume plötzlich, entblättert und entfärbt, vom Gürtel der Prinzessin herabfiel, was sie, ganz überrascht und betroffen, für die wunderbare Mahnung hielt, der Ring bringe ihr nichts Gutes. Dies hatte denn natürlich die Folge, daß sie forschende Blicke auf den Ring senkte, in dessen Mitte das sogenannte Wasser des Edelsteins durch die Einwirkung der inwohnenden Seele sich zu einer Thräne von so wunderbarer Macht bildete, daß sie in jedem Menschenauge sympathetische Thränen hervorlockte. Die

Prinzessin konnte den Blick von dem wehmüthigen Blinken des magischen Edelsteines nicht abwenden, und fühlte ihr Herz bald so bewegt, daß sie den vermeinten Königssohn mit der falschen Seele, ungeachtet er alle Beredsamkeit und Liebenswürdigkeit aufbot, traurig verließ. Ohne sich klare Gründe angeben zu können, reifte in ihr allmälich der Entschluß, die Vermählungsfeier so viel möglich zu verschieben.

Indessen war der Lieblingspapagei der Prinzessin gestorben. Phanor benützte die Gelegenheit, um den Eindruck, den er bisher durch unorganische Mimik und dunkle Warnungen bewirkt hatte, durch Worte zu verstärken, die, weil sie des Menschen eigentlichstes und ausschließendes Mittel der Mittheilung sind, so große Macht haben, daß sie auf Jeden, mehr oder weniger, selbst dann wirken, wenn sie auch nur zufällig oder selbst von der Zunge eines vernunftlosen Wesens gesprochen werden. Wie groß war die Freude und Verwunderung der Prinzessin, als der Papagei, den sie für todt beweinte, am nächsten Morgen sich frisch und munter in dem Ringe seines Käfigs wiegte! Um wie viel mehr erstaunte sie aber, als eben dieser Papagei noch viel fertiger als je sprach. Nach langem Nachsinnen gerieth sie endlich auf die Vermuthung, der schöne, bunte Vogel habe, in einen Zauberschlaf versenkt, von einer Fee neue wunderbare Gaben erhalten. In dieser Meinung wurde sie mit jedem Augenblick noch mehr bestätigt, als der seltsame Vogel immer zusammenhängender und verständiger zu reden anfing, von der Seelenwanderung sprach, ihr sein klägliches Schicksal als ein Märchen erzählte, endlich sich entdeckte und sie

bat, ihn für den unglücklichen wahren Prinzen zu erkennen, sein unwürdiges Afterbild aber zu fliehen und zu entlarven.

Die betroffene Prinzessin wußte lange nicht, ob das Ganze Traum oder Wirklichkeit sei. Besonders bewegt fühlte sie sich, als der arme Prinz-Papagei sie versicherte, daß er nur aus Liebe zu ihr und um ihre Hartherzigkeit zu erweichen, sich zu dieser Seelenwanderung entschlossen habe. Bald glaubte sie an der Wahrheit nicht mehr zweifeln zu dürfen, als Phanor sich erbot, ihr sogleich den unwiderlegbarsten Beweis dadurch zu liefern, daß, auf ihren ersten Wink, der befiederte Leib leblos hinsinken und, sobald sie erlaube, der Leib des treulosen Schildknappen mit der Prinzenseele in ihr Gemach treten werde. Die Prinzessin beschloß, sich alsogleich davon zu überzeugen. Ohne Lebenszeichen lag der Leib des Vogels auf dem Boden seines goldenen Hauses. Augenblicklich befahl sie einer Zofe, den Aeiou zu rufen, dessen Leib mit Phanor's Seele nach einigen Sekunden schon vor ihr stand, und nun als Mensch wiederholte, was er als Papagei vor Kurzem gesagt hatte. „Was ich that," schloß er, „war für mich jetzt das Beste, denn als Vogel erhielt ich den Zutritt zu Euch am schnellsten, und zugleich auch den Vortheil der Sprache. Wie schwer wäre es mir geworden, als Aeiou zu Euch allein zu kommen! Hätte ich aber im Knappenleibe gegen die Knappenseele eine laute Klage erhoben, so wäre ich sehr wahrscheinlich für wahnsinnig gehalten und in Gewahrsam gebracht worden.

Die gerührte Prinzessin vergoß nun Thränen des Mit-

leids und war so tief bewegt, so hingerissen, daß sie den Unglücklichen schon zwei Mal umarmen wollte, aber, da ihr der Sklavenkörper in's Auge fiel, plötzlich wieder zurückfuhr. Phanor konnte sich aber nicht länger bezähmen, sondern drückte sie heftig an sein Herz. Unwillkürlich entfuhr der Erschreckten ein lautes Angstgeschrei. Im Augenblick füllte sich das Gemach mit herbeieilenden Zofen und Garden so, daß man den sich selbst Vergessenden noch in den Armen der nun von zweifachen Schrecken Betäubten fand. Aeiou selbst stürzte mit dem Prinzenleibe herein, und befahl, den Frevler ins Gefängniß zu werfen, von dessen Betheuerungen man nichts vernahm, weil das allgemeine Getümmel zu groß war.

So lag denn Lilietta weinend auf einem sammtenen Ruhebette, Phanor klagend auf einem harten Stein des dunklen Kerkers, den Tod erwartend, dem er gewiß auch nicht entgangen wäre, hätte nicht die Geliebte selbst ihn erbeten. Aeiou ließ es zu, um sich den Nimbus der Großmuth zu erwerben. Die Todesstrafe wurde in eine ewige Verbannung gemildert.

Phanor näherte sich eben, in stumme Verzweiflung versunken, der Gränze des Reichs, als er einen Mann mit glänzendem Gefolge auf sich zukommen sah. Es war der Großvezier, des Prinzen geschworner Feind von jeher. Das sonderbare Schicksal wollte nun, daß dieser Todfeind des Prinzen gerade sein Freund werden sollte, indem er die körperliche Gestalt desselben, in welcher jetzt Aeiou's Seele wohnte, für ihn selbst hielt, die ihm verhaßte Seele des

Prinzen aber befreundete, weil sie im Sklavenleibe beherbergt war. So war er nun entschlossen, den vermeinten, in Ungnade gefallenen Schildknappen heimlich zu sich zu nehmen, um von ihm manche Geheimnisse des Prinzen zu erfahren, und gegen diesen sodann desto sicherer zu Felde ziehen können. Dem wahren Prinzen konnte nichts erwünschter kommen, er nahm den Antrag des Großveziers freudig an, und war daher sehr auf der Huth, sich nicht zu verrathen. Der Großvezier war aber nun der zweifach Gefoppte, indem von der einen Seite Aeiou gegen ihn offenen Krieg führte, Phanor von der andern Seite geheimen, da er ihm vom vermeinten Prinzen Aeiou, also eigentlich von sich selbst, nur in so weit wahre Nachrichten gab, als es zu seinem Zwecke diente, den Körper-Usurpator zu entthronen.

Durch diese wechselseitigen Machinationen gerieth bald das ganze Reich in Zwist, und die Großen trennten sich in zwei feindselige Parteien. Die schöne Lilietta fiel darüber in ein Nervenfieber, während dem sie nicht wußte, was in der Außenwelt um sie her vorging. Als Alles drunter und drüber ging, und die Sache des Großveziers beinahe zu unterliegen schien, verlor Phanor sich einst voll Mißmuth in einen der Hauptstadt nahe liegenden Wald. Es wurde Nacht und er konnte keinen Ausweg finden. Gleichgiltig gegen sein Leben, ja überdrüßig desselben, legte er sich auf den dichtbewachsenen Boden, das Haupt an einen Baumstamm gelehnt, in der Hoffnung, nicht mehr zu erwachen, sondern vor dem Anbruche des Tages von wilden Thieren verzehrt und verdaut zu werden Er hatte aber kaum eingeschlum-

mert, als er von einem grellen Lichte und dumpfen Gemurmel wieder geweckt wurde. Mit Grauen erblickte er hier ein gräßliches Ungeheuer, das aus dem angränzenden Reiche von einigen hundert riesenstarken Männern bei düsterrothem Fackelschein an dicken Seilen in den Wald geschleppt wurde. Als das kolossale Ungethüm in eine tiefe Grube gebracht war, verließen Alle mit furchtsamen Geberden den Wald und finstere Nacht verbreitete sich wieder rings umher. So satt Phanor seines Lebens auch war, so schauderte ihm doch vor dem Gedanken, von dem Unthier grimmig zerfleischt zu werden. In dieser angstvollen Lage erwartete er die Dämmerung. Als der Tag sich genug erhellt hatte, bestieg er endlich einen nahen Fels, blickte von diesem herab und sah, daß das Ungeheuer getödtet sei. Nun wuchs sein Muth, der sogleich einen neuen Entschluß zur Reife brachte, selbst ein Ungeheuer zu werden. Schon so Mancher wurde ein Ungeheuer ohne Grund, weil höllische Lust oder Teufelsgrimm ihn dazu antrieben. Wäre daher je ein Ungeheuer zu entschuldigen, so war es der unglückliche Prinz, der eines wurde, weil er dazu gezwungen ward. Seltsam bleibt's jedoch immer, daß die schändlichsten Menschen-Ungeheuer von jeher nicht von der Folterbank des Unglücks, sondern aus dem wollüstigen Rosensumpfe des Glücks sich erheben.

Die Gestalt jenes schrecklichen Scheusals war aus menschlichen und thierischen Theilen zusammengesetzt. Der Mittelleib, von der Größe eines Elefanten, hatte die Form einer giftgeschwollenen Kröte, über welche ein Hyänenrücken mit borstigem Höcker sich wölbte, der sich in einem vielfach

geringelten Schlangenschweif verlor. Das Gorgonenantlitz war ganz unmenschlich-menschlich; in den Augen die glühende Gierde und Wuth eines geilen Tyranns; die Backen zogen sich widrig zurück mit dem Grinsen des Verleumders; die Stirne war aufgedunsen von allverachtendem Hochmuth, die Zunge der Scorpionsstachel eines schmähsüchtigen Pasquillanten alles Guten, Schönen, Edlen und Heiligen; über den Mund trof unaufhörlich die schwarze Galle und der Giftgeifer eines Recensenten, der aus dem Qualm mephitischer Bösartigkeit Nahrung und Leben saugt. Die Arme waren zwei Morgensterne, aber keine himmlischen Boten des Tageslichts, sondern solche, von denen ein Schlag auf's Haupt den Getroffenen in die Todesnacht versenkt, Morgensterne aus dem Mittelalter. Die Brust war statt der Stacheln mit geschnittenen Gänsekielen von ungemeiner Größe, Härte und Schärfe besetzt, die das Ungeheuer nach Belieben abschießen und sogleich wieder ersetzen konnte.

Das Schrecklichste in diesem Ungethüm war die potenzirte menschliche Stimme.

So lagerte sich denn Prinz-Ungeheuer auf einem Hügel, von dem er die Stadt übersehen konnte, die vor ihm in so tiefer Stille dalag, als wäre sie ganz ausgestorben. Der König rief den geheimen Rath zusammen. Die Räthe mochten vielleicht die trefflichsten Gedanken haben, konnten sie aber leider nicht mittheilen, indem das unbändige Zittern sie nicht schreiben ließ, und die Stimme vor Angst verfallen war. Desto lauter ließ das menschliche Scheusal seine Schreckenstöne erschallen und forderte die Auslieferung des fal-

schen Prinzen, widrigenfalls die ganze Stadt verheert und weder Greis noch Kind verschont werden sollte.

Hätte die ganze Stadt gewußt, daß in dem Ungethüm die edelste und beste Seele stecke, die kein Huhn abstechen, vielweniger eine ganze Masse von Einwohnern zu zerreißen vermöge, so hätte sie über jene Drohung nur gelacht. Der König wollte, wie das ganz natürlich ist, den vermeinten Sohn durchaus nicht opfern lassen, sondern das Äußerste wagen. Aeiou aber, eine Wirkung seines schlechten Gewissens! bebte doch vor dem Gedanken der bloßen Möglichkeit, daß sein Nicht-Vater endlich den Bitten des Volkes nachgebe und dem Staat sein Theuerstes zum Opfer bringe; er verließ daher in der Nacht heimlich den Palast, um auf der entgegengesetzten Seite der Stadt zu entfliehen, und sich irgendwo so lange verborgen zu halten, bis die Gefahr vorüber sei. Unglücklicherweise aber hatte der Großvezier einen eigenen Plan, sich des Prinzen heimlich zu bemächtigen, und schlich daher jede Nacht mit einigen Auserwählten um den Palast, der während der gefahrvollen Schreckenszeit stets verschlossen war. Ihm konnte daher nichts erfreulicher sein, als die Entdeckung des mit einer kleinen Laterne aus dem sachte geöffneten Thor hervorschleichenden Flüchtlings, der sogleich ergriffen, geknebelt, und fortgetragen wurde.

Als sie auf die Anhöhe kamen, worauf das sogenannte Ungethüm sich der Stadt täglich präsentirte, die Auslieferung des Prinzen verlangend, ward Aeiou an eine Klippe gebunden, wie der Großvezier es gebot. Die Dienerschaft vollzog den Befehl sehr gern, weil der falsche Prinz, mit

Ausnahme des Nicht-Vaters, bei dem die Stimme der Natur diesmal distonirte, allgemein verhaßt war. Nicht minder verhaßt war aber der Großvezier, und wurde daher, zu seiner Überraschung, zum Prinzen dazugebunden. Als die Verbindung vollzogen war, sagte ein boshafter Spottvogel zum Großvezier: „Ihr habt im Lande schon so viel verschlungen, daß Ihr selbst mit Fug und Recht einmal verschlungen werden könnt: und zudem darf man bei dem Ungeheuer Euretwegen nicht einmal besorgt sein, wenn anders das Sprichwort wahr ist, daß Gleich und Gleich sich gern gesellt." —

Mit so bitterm Hohn verließ man das unglückliche Duett, das nun rechts und links seinen kläglichen Wechselgesang bis zum Sonnenaufgang fortsetzte. Da zeigte sich Prinz-Ungeheuer. Nun tobten und zerrten die Verbundenen mit erneuten Kräften; ehe Phanor aber, der gewiß keinem von Beiden etwas zu Leide gethan hätte, sie ganz erreichte, that der Großvezier einen so heftigen Riß, daß ein Strick zerbarst, er frei ward, und Aeiou allein angebunden blieb. Er ließ den um Hilfe Rufenden ohne Hilfe, und lief so schnell er konnte. Auf dem Punkte der Rettung ereilte ihn aber das Schicksal; er stürzte über eine Klippe und lag zerschmettert. Aeiou ersah die Gelegenheit, und ließ seine Seele, von der Angst verwirrt und betäubt, blitzschnell in den zerschmetterten Leib hineinfahren, brachte ihn auch auf kurze Zeit in die Höhe, mußte aber nothwendig bald wieder stürzen, und den Geist aufgeben. Dadurch ging die ihm zu Theil gewordene Gabe der Seelenwanderung zu Ende. Prinz Phanor verließ natürlich alsogleich das Corpus des Unge-

heuers, und erhielt nach so viel überstandenen Leiden seinen Körper und die Prinzessin. Das ganze Reich freute sich sowohl über die zwei verlornen Ungeheuer, als auch über den wiederbelebten rechtleibigen, leibhaften Prinzen, der seiner Braut bei der Vermählung feierlich schwören mußte, daß er während ihrer Ehe ja nie eine Seelenwanderung vornehmen wolle. Er versprach es und hielt sein Versprechen und sie verlebten in der besten Ehe die glücklichsten Jahre.

Der goldene Ring.

Italienische Sage.

Die kleine Begebenheit, welche hier erzählt wird, soll sich ungefähr in der nämlichen Zeit ereignet haben, welche dem Shakespeare den Stoff zu seinem Kaufmann von Venedig lieferte. Findet der Leser in beiden Geschichten einige Ähnlichkeit, so wird die hier mitgetheilte ihm dadurch vermuthlich noch interessanter erscheinen.

An der Straße, welche nach der Stadt Bologna führte, stand ein kleines Gasthaus, unweit davon eine kleine Kapelle. Das Gasthaus war hübsch, die Wirthin nicht nur artig, sondern auch ehrlich, die Tochter das Ebenbild der schönen Mutter, nur mit dem Unterschiede, daß man bei dieser an die Vergangenheit denken mußte, bei dem Mädchen aber beinahe Gegenwart und Zukunft vergaß, wenn es sprach oder lächelte.

An einem schönen Sommerabende traten drei Wanderer in das Gasthaus. Sie setzten sich unter das schattige Laubgewölbe des Rebengeländers und verlangten eine Flasche Wein. Der Älteste der drei Kumpane schien, nach der Aussprache und dem kleinen Spitzbarte zu schließen, ein Venezianer zu sein. Er bemühte sich, sehr artig zu thun, aber

seine Gesichtszüge und Mienen flößten wenig Zutrauen ein. Er lächelte unaufhörlich, aber nur mit dem Munde, nicht mit den Augen, die von der Person, mit welcher er sprach, immer abgewendet waren. Seine beiden Gefährten benahmen sich barsch und ließen manchen Soldatenfluch erschallen. Von der Hitze gequält, legten sie ihre Mäntel ab, steckten die Handschuhe in den Gürtel, und fingen endlich ein ernsthaftes Gespräch an. Nach einiger Zeit sagte der Venezianer zur Wirthin: „Schöne Frau! Wir möchten Euch gerne diesen großen goldenen Ring für ein paar Tage in Verwahrung geben."

Wirthin. Bedenkt, liebe Herren! daß wir in diesem Häuschen, so wie im nahen Dorfe, weder Schloß noch Riegel an den Thüren haben. Und wenn auch dies nicht wäre, wo fändet ihr bei mir die nöthige Sicherheit für die richtige Zurückstellung des werthvollen Ringes?

Venezianer. In Eurem Ehrenworte, schöne Frau!

Wirthin. Wenn ich aber noch in dieser Nacht sterbe, — wie ständ' es dann mit der Sicherheit?

Venezianer. Ihr könntet uns für diesen Fall eine schriftliche Empfangsbestätigung geben.

Wirthin. Allerdings, — wenn Ihr sie schreiben wollt.

Die Schrift wurde sogleich aufgesetzt und die Wirthin unterschrieb ihren Namen, so gut sie es vermochte, in Gegenwart des Dorfwundarztes Bartolo, welcher sich täglich um diese Zeit in der Schenke einzufinden pflegte, um etwas von den Tagsneuigkeiten aus dem Munde der Reisenden, die hier einkehrten, zu erfahren.

Der Inhalt der Urkunde lautete dahin, daß die Em-

pfängerin den Ring auf Verlangen wieder auszuliefern habe, aber nicht an Einen, auch nicht an Zwei, sondern nur an die Drei, von welchen sie denselben erhielt.

Die Wanderer verließen das Haus. Nach kurzer Zeit kam der Venezianer zurück und bat die Wirthin, ihm die Ring-Kapsel zu geben, damit er derselben eben so, wie die beiden Andern es gethan hatten, sein Siegel aufdrücken könne. Die Wirthin brachte die Kapsel, wurde aber in dem Augenblicke, da sie dieselbe auf den Tisch legte, abgerufen, um einen ankommenden Gast zu empfangen, der, vom Pferde steigend, nach ihr verlangte. Sie eilte, nachdem sie nur einige Worte mit dem Ankömmling gesprochen hatte, sogleich wieder zu dem Venezianer zurück, aber — Mann und Ring waren verschwunden.

Die Wirthin schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und schrie der herbeieilenden Tochter mit den Geberden der Verzweiflung entgegen: „Weh über uns! Weh über Dich und mich! Unglückskind! O daß Du nicht geboren wärest! O daß ich im Grabe läge! Wir sind verloren! Unser Unglück ist grenzenlos!" —

Sie weinte und wehklagte ohne Aufhören. Am nächsten Morgen erschienen die beiden Reisegefährten des Venezianers und verlangten den Ring, oder wenigstens die versiegelte Kapsel zu sehen.

Die Wirthin erzählte ihnen unter häufigen Thränengüssen und Betheuerungen, was vorgefallen sei. Die beiden Gesellen geriethen darüber zuerst in Erstaunen, dann in Zorn, und erklärten das Gesagte für eine Lüge, die Wirthin für

eine Betrügerin. Somit eilten sie nach Bologna, um die Sache vor Gericht anhängig zu machen.

Die Wirthin befand sich nun in der schrecklichsten Lage. Was konnte sie den Klägern, welche das ihr anvertraute Gut verlangten, entgegen setzen? Sie konnte nicht leugnen, daß sie den unseligen Ring, den sie nur den Dreien gemeinschaftlich ausliefern sollte, in den Händen eines Einzigen gelassen habe. Ihr Unglück war unvermeidlich.

Als die Verzweiflung der Mutter den höchsten Grad erreicht, und die Tochter Gianetta mit ihr gewetteifert hatte, welche von Beiden mehr Thränen vergießen könne, sprang das Mädchen plötzlich vor Freude, und sagte: „Aber wozu nützt nun alles Verzweifeln und Weinen? Ich weiß Einen, der uns vielleicht helfen kann; und dieser Eine ist kein Anderer als mein treuer, lieber Lorenzo Martelli, der Dir, Mutter, nicht behagen will. Und doch ist Er der Einzige, der uns helfen kann. Ich bin überzeugt, daß Er das Unmögliche möglich machen wird, weil der Liebe, — das weiß die ganze Welt, — nichts unmöglich ist.“ —

Gianetta sprach nun mit solcher Zuversicht, ergoß sich mit solcher Beredsamkeit, daß die Mutter ihr endlich nach Bologna, dem Wohnorte ihres Liebsten, zu gehen erlaubte. Lorenzo hatte dort unter dem berühmten Rechtsgelehrten Giovanni Andrea und seiner bewunderten Tochter Novella studirt, welche, wenn der Vater verhindert war, den Zuhörern Vorlesungen hielt, wobei jedoch die eben so gelehrte, als reizende Stellvertreterin das Vorsichtsmittel anwendete, daß sie sich hinter einen, die schöne Gestalt ver-

bergenden Vorhang setzte, um nicht die Gedanken der Zuhörer zu zerstreuen und statt der Themis die Novella erscheinen zu lassen.

Schon umarmten sich die Liebenden in Bologna; nachdem das erste Freudenfeuer des Wiedersehens etwas sanfter geworden war, meldete Gianetta dem Geliebten die Ursache ihres Kommens. Hatte sie in den ersten Augenblicken ihr Elend, und ihren Schmerz und ihre Mutter vergessen, so ergoßen sich nun ihre Klagen um so reichlicher und rührender. Lorenzo erblaßte und sagte mit gepreßter Stimme: „Ich soll eure Vertheidigung vor dem Gerichte übernehmen? Weißt Du, daß ich noch keinen Rechtshandel geführt habe, und ganz ungeübt bin? Dieser Fall erfordert aber einen sehr erfahrenen, sehr bewanderten Rechtsgelehrten, sonst seid ihr verloren." —

Gianetta behauptete dagegen ihren alten Satz: „Der Liebe sei nichts unmöglich;" und sie wußte diese sehr gewagte Behauptung mit so starken Gründen — nämlich mit Thränen, Lächeln und Küssen — zu unterstützen, daß Lorenzo endlich ausrief: „Ich will thun, was Du verlangst. Möge Gott mir Muth und Kraft verleihen! Auf jeden Fall aber sollst Du und Deine Mutter, so lange mir noch ein Bissen Brot bleibt, keinen Mangel leiden. Eh' das geschähe, wollte ich mich für euch durch die Welt betteln!" —

Der entscheidende Tag erscheint; die Richter versammeln sich. Die Kläger tragen die Klage vor. Der Anwalt der Beklagten wird gerufen; Niemand meldet sich; kein Laut zur Vertheidigung regt sich. Die Richter berathen, und gebieten

Stillschweigen, um das Urtheil bekannt zu machen. In diesem Augenblicke tritt Lorenzo an die Schranken und spricht:

„Ehrwürdige Richter! Erlaubet, ich bitte, erlaubet mir für eine Unglückliche zu sprechen, die keinen andern Beistand zu erwarten hat, die ohne mich verlassen wäre von aller Welt! Kurz sei meine Vertheidigungsrede!" —

„Viel Wahres und Gewichtiges hat der Anwalt der Kläger über die Pflicht der Zurückstellung eines anvertrauten Gutes gesprochen. Die Beklagte muß ihre Pflicht auf das pünktlichste erfüllen; dies zu thun ist auch ihr fester Wille, ihr innigster Wunsch. Es frägt sich aber vor Allem: Wem soll sie den goldenen Ring ausliefern? Was sagt die schriftliche Urkunde? Sie enthält die Worte: „Nicht Einem, nicht Zweien, sondern nur den Dreien soll die Empfängerin den Ring zurückstellen." — Wohlan denn! Die Dreie sollen erscheinen und — den Ring in Empfang nehmen!" —

Der Ausgang des Prozesses kam nun so, wie er kommen mußte. Der Dieb des Ringes hatte für gut befunden, sich unsichtbar zu machen, um sich des gestohlenen Gutes allein zu erfreuen: die zwei Kläger hatten aber kein Recht, den Ring zurückzuverlangen, da die Wirthin nur verpflichtet war, denselben an die Drei auszuliefern, was sie jetzt um so weniger thun konnte, als sie den sammt der Kapsel gestohlenen Ring nicht mehr hatte.

Lorenzo, der nun als Anwalt von Vielen gesucht wurde, erwarb sich bald ein bedeutendes Vermögen und dazu Gianetta's Hand.

Die Göttin der Vernunft.

Aus den Papieren eines englischen Arztes.

Während meines Aufenthaltes zu Neapel im Jahre 18— wurde ich zu einem kranken Schiffspatron gerufen, welcher außerhalb der Stadt in einer abgelegenen Herberge wohnte. Ich machte den ziemlich langen Weg zu Pferde.

Der Tag war schwül; die Glut des Sirocco, der aus Afrika's brennenden Sandwüsten herüberweht, versengte Himmel und Erde. Nun sank die breite Sonnenscheibe in's Meer; ein kühlendes Lüftchen erhob sich. Ich ritt über einen mit Weingärten und Orangenhainen bedeckten Abhang. Hinter mir lag die Stadt mit dem Amphitheater der sie umgebenden Hügel, über welche in der Entfernung die schneebedeckten Gipfel der Apenninen emporragten. Schon begann die Nacht, aber auch sie verbarg mir die schöne Umgebung nicht, denn die dunkelrothe Rauchsäule, welche während des Tages aus dem Krater des Vesuvs emporstieg, ward durch die einbrechende Dunkelheit in eine hellglänzende, schöne Feuersäule verwandelt, welche nun die Stelle einer nächtlichen Sonne vertrat, und das vor mir liegende Panorama in steter Beleuchtung erhielt.

Ich stieg in der Herberge ab, verordnete dem Kranken, zu dem ich gerufen war, und schickte mich eben zur Rückreise an, als der Eigenthümer der Herberge mir erzählte, daß ein unglück-

liches Weib, wahrscheinlich eine Engländerin, ohne Geld und ohne Freunde, in einem Bodenstübchen des Hauses über dem Stalle sterbend liege. Ich ließ mich sogleich zu ihr führen, und kroch mühsam in das elende Behältniß. Sie lag in einem Winkel desselben auf Stroh. Man hatte aus Mitleid eine alte Pferdedecke über sie gebreitet; diese hatte sich aber durch die unruhigen Bewegungen der Kranken hie und da verschoben, und zeigte mir nun, daß die Unglückliche mit einem abgetragenen, verblichenen Gewande von Purpursammt bekleidet war. Ihre Füße waren so aufgeschwollen, daß die Schuhbänder sich in's Fleisch eingruben, dessen Schwärze des kalten Brandes, welchen der gehemmte Kreislauf des Blutes verursachte, durch die dünnen, seidenen Strümpfe hervorschimmerte. Sie befand sich, vom Sonnenstich getroffen, in einer schlagflußähnlichen Betäubung; der linke Mundwinkel war herabgezogen; Furchen durchzogen die geschminkten Wangen, und gaben ihr beinahe das Ansehen einer indischen Wilden. Die Menschlichkeit schauderte bei diesem Anblick. Ich überzeugte mich bald, daß dieses unglückliche Wesen sich im sterbenden Zustande befand, und alle Mittel meiner Kunst fruchtlos angewendet würden; es war daher meine Pflicht, ihr die Qualen des Todes, so viel als möglich zu mildern. Ihr Zustand gestattete nicht, sie in ein anderes Zimmer zu bringen; auch bemühte ich mich vergebens, von den Hausleuten etwas über die näheren Verhältnisse der Unglücklichen in Erfahrung zu bringen. Der menschenfreundliche Wirth hatte sie, auf einem Düngerhaufen neben dem Stalle liegend, dem Sterben nahe, gefun-

den, und in das Dachzimmer bringen lassen. Ohne Bewußtsein dessen, was um sie her vorging, stieß sie von Zeit zu Zeit einen wilden Schrei des Wahnsinnes aus. Einmal fragte ich sie, ihren Kopf haltend, wie sie heiße und ob sie Freunde habe; sie schien die Frage zu verstehen; ihr Auge belebte sich, und auf dem Gesichte, welches schon das Gepräge des Todes trug, dämmerte eine Spur von Bewußtsein. Sie sprach französisch, mit gebrochenem, hohlem Tone: „Ich bin die Göttin der Vernunft; jeder Freund der Freiheit bete mich an!" Im nächsten Augenblicke sank ihr Kopf zurück und sie war eine Leiche, — ein Opfer jener Afterfreiheit, in deren Wirbel der wahnsinnige Taumel der französischen Revolution, jene Schandsäule entarteter Menschheit, sie hineinriß.

Ich begab mich am nächsten Tage zu unserm Vize-Konsul in Neapel, um der Unglücklichen ein anständiges Begräbniß zu erwirken. Durch ihn und einige seiner Bekannten erfuhr ich die folgenden Umstände aus dem Leben der verstorbenen Göttin der Vernunft: Lady *, einer der ersten Familien Englands angehörig, verließ ihr Vaterland, um sich unter der Aufsicht einer Tante, einige Zeit in Paris aufzuhalten. Dies geschah im Jahre 1789, wo Voltaire's Nachfolger ihre revolutionären Grundsätze zu verbreiten anfingen, und sich zu diesem Zwecke häufig des weiblichen Einflusses bedienten. Die Tante der Lady *, eine Frau von starken Leidenschaften und schwachen Grundsätzen, ließ sich durch die mißbrauchten Worte von Freiheit und Gleichheit, Menschenrechten u. s. w. schnell entzünden und irre leiten. Ihr Haus wurde der Sammelplatz der beiden Robespierre's und

anderer der wüthendsten Revolutions- und Schreckensmänner. Es konnte nicht fehlen, daß die junge Lady das so freigebig gespendete Gift gierig einsog. Der ältere Robespierre entdeckte bald, daß sie ein taugliches Werkzeug seiner Pläne und ein Opfer seiner Leidenschaft werden könnte; er bot daher seine ganze Sophistik auf, um sie für seine Pläne zu gewinnen, was ihm nur zu gut gelang, da Alles ringsumher die Sprache des Betrügers führte.

Die sogenannte Vernunft triumphirte über Religion und Tugend; die schöne, edle Lady * ließ sich bereden, bei einem, von Robespierre veranstalteten großen Feste die Rolle der Göttin der Vernunft zu spielen, und sich endlich gar mit dem moralisch-politischen Ungeheuer zu vermählen.

Von jener Zeit sank sie immer tiefer in den Abgrund moralischer Entartung, und heiratete endlich einen angeblichen italienischen Conte, der mit ihr nach Neapel zog, und sie, als er ihr kleines Vermögen durchgebracht hatte, verließ. Verlassen von Allen, verabscheut von ihrer eigenen Familie, endigte die Göttin der Vernunft, ein Opfer der unglücklichen Verblendung, ihr elendes Leben auf einem Düngerhaufen!

Die Verwünschung des Kehama.

Indische Sage.

Vorwort.

Der Stoff dieser indischen Mythe ist dem Gedichte: „the curse of Kehama," von Robert Southey nachgebildet, doch mit jener Freiheit, welche durch die Verschiedenheit in der Darstellungsweise eines romantischen Epos und einer prosaischen Erzählung bedingt wird. Diese Dichtung gründet sich auf den, unter den Hindus herrschenden Wahn, daß dem Gebet, verbunden mit Büßungen und Opfern, eine Kraft inwohne, welche, ohne Rücksicht auf den guten oder bösen Zweck des Betenden, die Götter zur Gewährung der Bitte zwinge.

Southey selbst nennt solche Gebete gleichsam auf die Götter ausgestellte Wechsel, deren Saldirung diese nicht verweigern können, wodurch denn der Frevler eine Macht erlange, die ihn selbst den Göttern furchtbar mache.

1.

Mitternacht war's, und noch hatte der Schlaf kein Auge geschlossen in Indiens Königsstadt. Ihre Straßen glänzten von einem Lichte, welches den Himmel zu entzünden schien, und Myriaden Menschen schwärmten, sich drängend, auf allen Wegen einher, Herr und Sclave, Greis und Kind, voll Begierde zu schauen und anzustaunen.

Die Giebel der Häuser und die Balkone sind angefüllt mit Frauen, die ihre Schleier zurückschlagen, um die unersättliche Schaulust am vorüberwallenden Leichenzuge zu befriedigen, als wäre die Trauerfeier ihnen eine Scene der Freude und des Vergnügens.

Vergebens gießen die blinkenden Himmelslichter der Nacht ihre matten Strahlen zur Erde hernieder; sie verlieren sich in dem unendlichen Glanze, welcher selbst das große Sonnenauge des Mittags besiegen würde. Auch der Mond strömt nur unwirksame Strahlen von seiner Himmelsbahn, denn zehntausend Fackeln lodern und flammen durch das mitternächtliche Dunkel, und verlöschen das Sternenlicht mit einem ungeheuren Glanzmeere. Wolken von Wohlgerüchen steigen zum rothen Himmel empor und schweben in der Höhe wie ein dunkel wogender Baldachin.

Nun dröhnt die Leichenposaune; Grabgesänge hallen. Auf einmal beginnen zehntausend Trommeln und Pauken, die wie ein Donnerschlag das Ohr treffen; zehntausend Stimmen vereinigen sich damit und ergießen dumpflärmend ihre wilde Trauer. Der Preisgesang wird von dem betäubenden Getöse erstickt. Weder das Dröhnen der Posaunen, noch das Ächzen der Wehklagenden wird mehr gehört, obschon Posaunen und Todesgesang sich vereinigen, das Leichengeheul anzuschwellen. Über Alles erhebt sich der einstimmige Zuruf der zahllosen Menge, der hallende und wiederhallende Name: „Arvalan! Arvalan!“ — Tausend Stimmen rufen mit einem Tone: „Arvalan!“ — Der Alles überwältigende Schall ringt sich, vielfach wiederholt, von Haus zu Haus, und rollt von Thurm zu Thurm.

Langsam wallt der Leichenpomp dahin. Vom Fackellicht beschienen, erglänzen die kahlen Häupter der Braminen, die, ihre Todtengesänge anstimmend, den Zug eröffnen. Plötzlich erschallt wieder der Ruf: „Arvalan!“ tausendstimmig und vom Echo vielfach wiederholt.

Was donnert ihr ihm vergebens seinen Namen in's Ohr? Wollt ihr den Todten erwecken?

Auf hohem Leichenbette getragen, erscheint Arvalan. Glühendes Roth liegt auf seinem Antlitz; es ist der Widerschein von dem purpurnen Baldachin über ihm. Er bewegt sich, er nickt mit dem Haupte; die Bewegung kommt aber von dem Dahinschreiten der Träger, wodurch der Leichnam, in hoher Pracht emporgehalten, durch die Gewalt seiner eigenen todten Last hin und her schwankt.

Dicht hinter dem todten Sohne wandelt Kehama; er stimmt nicht ein in den Todtengesang; er ruft den theuern Namen nicht. Im Trauerkleide schreitet er dahin, mit gesenktem Haupte, die Arme über die Brust gefaltet, schweigend und in Gedanken verloren. Beklagenswerther Fürst! Neidlos blicken seine Sclaven nun auf ihren unglücklichen Gebieter; freudig erblicken sie das Elend des mächtigen Rajah, denn die Natur hat in ihrem Stolze den Todesstreich geführt, und den Beherrscher der Menschen kennen gelehrt, daß er selbst ein Mensch sei, nicht ausgenommen von Leid und Schmerz.

Erbarmungswürdiger Anblick! Arvalan's Frauen, Asla und Nealliny, jung und schön, erscheinen im weißen Witwenkleide, von Gold und Edelsteinen glänzend, wie Königinnen des Morgenlandes. Verwandte und Freunde umgeben die Sänfte, wie bei einem Hochzeitfeste, mit Musik, Gesang und Tanz, ach! Opfertanz und Todesgesang! Den unglücklichen Schlachtopfern folgt eine lange Reihe von Sclaven, die, reich geschmückt zur Feier des unseligen Tages, ihrem Tode entgegen gehen. Der heiligen Dromete aufregender Hauch lüftet die fließenden Falten ihrer Kleider und schwellt das eingewebte Gold, welches auf der bewegten Luft zittert, und im Schimmer der Fackeln flimmert.

Nun kommt ein Mann und ein Mädchen; bleich und verwildert gehen sie neben einander. Zu beiden Seiten schreiten bewachende Bogenschützen. Armer Vater! Unglückliches Kind! Die Augen der unzähligen Menge ruhen auf ihnen, wie fragend: „Ist dieser jener Verwegene, der seine Hand

gegen Arvalan erhob? Ist er der Unglückliche, verurtheilt, Kehama's furchtbaren Zorn zu empfinden?" — Dann beklagen ihn alle Herzen der unzähligen Menge, denn es schlägt unter allen diesen Herzen nicht Eines, welches den Todten liebte. Wer konnte denn wissen, welches schwere Unrecht den Unglücklichen dahingerissen hatte, den Todesstreich der Verzweiflung zu führen? —

In den tiefsten Hintergrund zurück, tiefer als ein Auge reichen kann, strömt der Glanz der Fackelreihen, eine unübersehbare Reihe hingleitenden Lichtschimmers, und weit zurück wogt ein verworrenes dumpfes Tosen von Hörnern, Drometen und Trommeln, unaufhörlich wie das Brausen von Strömen, die über ein Wintergebirg herabstürzen, und lauter als das furchtbare Toben sturmbewegter Wogen am Felsenufer, wenn die Winde über die Fluten dahin rasen, und die See im Aufruhr des Ungewitters tobt.

Jetzt wallt der Zug zum Ufer des Flusses, dessen Gewässer tief und gewaltig dahinströmt. Hier zeigt sich der Scheiterhaufen, hoch aufgethürmt vom köstlichen Sandelholz, mit Myrrhen und Ambra bestreuet. Hier verstummt die Musik und jede Wehklage; die Bahre wird sanft niedergestellt. Man benetzt Arvalan's Gesicht; die darauf gesprengten Tropfen erwecken kein Lebenszeichen. Man betastet seine Brust; es regt sich nichts in ihr. Man betastet seine Lippen; sie sind ohne Hauch. Da ertönen von Neuem die dumpfen Paukenschläge und der tiefe Posaunenschall, und mit dem letzten, lautesten Wehgeschrei wird Arvalan's Name nochmal ausgerufen.

Anblick voll Entsetzen! Schon besteigt die schöne Asla den Scheiterhaufen. Ruhig nimmt sie ihren Sitz ein; ruhig überblickt sie alle Schrecken des Trauerpompes, indem man das Haupt des todten Arvalan auf ihren Schooß legt. Und, ach! Die arme, junge Neallinv! Schon wird ihr aller Schmuck abgenommen, Armbänder, Ringe, Ketten und Gürtel; nur den Tali *) läßt man an ihrem Nacken hangen. Zuletzt setzt man ihr den Blumenkranz des Todes auf das schwarzgelockte Haupt, ach, ein Anblick zum Erbarmen! Niemand vermag ihr Wehgeschrei zü hören, denn das mißtönige Lärmen und Heulen verschlingt jeden andern Ton, aber in ihrem Antlitze sind die Mienen des Todeskampfes und des Flehens um Hilfe zu sehen, in der schwellenden Kehle die Anstrengung, die mit vergeblichem Bemühen nach Leben ringt. Vergebens ist's, daß sie die Arme jetzt in fruchtlosem Kampfe zusammenzieht, jetzt die hoch emporgehobenen der Menge um Mitleid entgegenstreckt; man drängt sie zurück, man bindet sie an den Todten.

Nun weicht Alles ringsumher zurück, nur die Braminen umstehen im Kreise den Scheiterhaufen; jeder hält eine Fackel in der Hand. Vorschreitet Kehama, der Vater des Todten, und zündet den Holzstoß an. Zugleich neigen sich jetzt auf allen Seiten die entflammenden Fackeln; auf allen

---

*) Der Tali ist ein, in einen Knoten geschlungenes Band an dem ein goldener Kopf hängt. Der Bräutigam schlingt es bei der Vermählungsfeier um den Nacken der Braut; erst von diesem Augenblicke an ist die Ehe unzertrennlich geschlossen.

Seiten wird duftendes Öhl ausgegossen, und plötzlich lodern die Flammen auf allen Seiten zugleich empor; dann hüpft und springt die Schar der Schlachtopfer im wilden Tanze um das Todesfeuer; ihr fliegendes Haar flattert in die Glut hinein. Sie drehen sich in wirbelndem Taumel rings umher; die Einen sinken in das Feuer, die Andern stürzen sich hinein.

Dabei tobt und schallt unaufhörlich das allüberwältigende Getöse der Pauken und Drometen, vermischt mit dem Händeklatschen und dem Geschrei, welches die Menge erhebt, indem die tanzenden Scharen rundum in schwindelnden Wirbelkreisen berauscht schwanken und taumeln, bis Einer nach dem Andern, von den Flammen ergriffen, in die Glut fällt.

Nun hat das verschlingende Feuer Alle verzehrt; das Getöse der Pauken und Drometen schweigt. In stummen Erstaunen steht die Menge; tiefe Stille herrscht rings umher; nur das gräßliche Prasseln der Flammen wird gehört.

2.

Kehama allein schritt nun empor zum Leichenbette des Sohnes, dem er, Honig und Reis ausströmend, ein Todtenopfer brachte; dann rief er mit dumpfer, schmerzvoller Stimme den Geist des Gestorbenen. Und siehe! Arvalan's Geist erscheint. Nur Kehama's Scharfblick vermochte die luftige Schattengestalt zu sehen, nur sein Ohr vermochte den leisen Hauch der Stimme zu vernehmen.

„Und ist dies Alles," flüsterte der trauernde Geist, „was Du mir nach dem Tode zu gewähren vermagst? Die-

ser nichtige Leichenpomp, dieses leere Schaugepräng, welches des Todten spottet!"

Mit tiefem Schmerz vernahm der Rajah diese Worte. Er ächzte, schlug sich die Brust, und verhüllte das Angesicht mit dem weißen Trauergewande. Arvalan sprach:

„Bist Du der Mächtige gleich einem Gott? Muß ich die Zeit meiner Wanderjahre hindurch nackt und schaudernd im Elementenkampf, in unaussprechlichem Elende der Stunde harren, da Yamen's *) Zorn mich treffen wird? Von Dir erwartete ich, Du würdest mir, unsterblich wie ich bin, eine neue Körperhülle zur Wohnung schaffen, ja, mich neu gestalten. — Vater! ist dies nun Alles? Dies Alles? Und Du — Du bist der Mächtige!" —

In dieser Bitterkeit kränkender Vorwürfe fand Kehama einige Linderung seines Schmerzes; der auflodernde Zorn unterdrückte seinen Gram. „Wag' es nicht," — rief er, „mir Vorwürfe zu machen! Hat nicht meine Zauberkraft Dich gesichert vor Krankheit, Feuer und Schwert und vor allen Zufällen, welche den Menschen verderblich treffen? Und Du, o Thor, Du konntest zu Grunde gehen durch den Schlag eines Knüttels, geschwungen vom Arme eines Bauers, eben jetzt, da ich, vom widerstrebenden Himmel neue, mächtigere Gaben erzwingend, die Macht des Todtengottes so bald gehemmt hätte?" —

„Verschwende nicht Deinen Zorn an mir," sagte Arvalan, „es war die Stunde meiner sträflichen Verkehrt-

*) Yamen, Fürst der Hölle und Richter der Todten.

heit. Das Schicksal siegte und nicht frommt es nun, mich zu schelten, daß ich fiel. Ich bin im Elend, Vater! Andere Seelen, bestimmt für Indra's *) Himmel, genießen das Licht der Seligkeit; milde Elemente gewähren ihnen unzählige Freuden, die Sonne verklärt ihr glückliches Dasein mit unendlicher Wonne, und alle Sterne strömen ihre wohlthätigsten Einflüsse auf sie. So schweben sie freudig über die Erde dahin, und durchwallen das Reich der Lüfte. Ist die Zahl ihrer Tage voll, dann erscheinen sie furchtlos vor dem erhabenen Thron. Mich aber, neuerdings eingekerkert in einen nackten Körper, und begabt mit Sinnen, die nur für das Gefühl des Bösen und der Leiden aller Art empfänglich sind — welches schreckliche Loos kann mich in Yamen's Hölle treffen? — Wenn Du, o Vater, mich je geliebt hast, so erbarme Dich meiner und rette mich! Du kannst es, die Elemente kennen Dich und gehorchen Deiner Stimme." —

Kehama. Nicht länger sollen die Elemente Dich quälen; selbst in diesem Augenblick, da ich mit Dir spreche, fühlst Du, daß ihre Macht verschwunden ist! Sei ohne Furcht! Die Vergangenheit kann ich nicht zurückrufen, denn sie ist des Schicksals Eigenthum geworden; die Zukunft aber muß das Schicksal mir überlassen, und nicht Yamen's Wille, sondern der meinige soll Dein Loos bestimmen. Indeß verleihe ich Dir alle Macht, deren Dein schwacher Geist theilhaft zu werden vermag. Weißt Du sonst noch ein Mittel, Dein hartes Loos zu mildern?

---

*) Indra, der Gott der Elemente.

Arvalan. Nur die Rache. Gewähre sie mir! Rache, volle, schwere Rache! Nicht der Todesstreich plötzlicher Strafe, nicht der Todeskampf, der sich selbst vernichtet und sein Schlachtopfer endlich in Ruhe vergehen läßt, — nein! eine rastlos fortwährende Rache!

Kehama. Ist dieser Becher Dir so süß? Du sollst ihn haben, voll bis an den Rand! —

3.

Indem Kehama also sprach, entflammte die Glut des furchtbarsten Stolzes seine Wangen. Hastig und zürnend stieg er den Holzstoß hinan, erhob, Stillschweigen gebietend, seine Hand und rief: „Führt den Mörder hieher!" —

Dem Befehle gehorsam, erschien sogleich Ladurlad, ruhig, doch furchtbetäubt; Kailyal aber, seine Tochter, fuhr, als ihr Vater gerufen wurde, mit einem Schrei empor, zog sich zurück, und spähte mit ängstlich rollenden Augen, wie Hilfe suchend, umher, obschon sie wußte, daß hier keine Hilfe zu hoffen sei.

Nicht ferne von ihr, dicht am Ufer des Ganges, stand, kunstlos und ärmlich aus Holz gebildet, das Bildniß der Marriataly, der Schutzgöttin der Armen, unbeachtet von den höhern Ständen. Als Kailyal dieses Bildniß jetzt erblickte, sprang sie hastig hinzu, umschlang es inbrünstig mit beiden Armen, und bat ihre Schutzgöttin um Rettung. Sie wurde ergriffen; rauhe Männerhände zerrten und verletzten die zarten Glieder der Jungfrau; sie aber wich nicht von der Stelle, und hielt das Bildniß fest umschlungen mit

der Kraft des Wahnsinnes und der Verzweiflung. Sie gab jetzt keinen Laut von sich, sie athmete nicht, sie vermochte nicht einmal ein stilles Gebet in ihrer Seele zu bilden; jeder Gedanke, jedes Gefühl, jede Lebenskraft vereinigte sich in dem Bemühen, das Bildniß fest umklammert zu halten. Mit steigendem Zorne bemühten sich die Männer, ziehend und zerrend, das Mädchen wegzureißen. Plötzlich schwankt das Bildniß, stürzt und fällt in den Fluß; das Ufer weicht, und die Unheiligen, Erbarmungslosen, die ihre Beute zurückziehen wollen, stürzen mit dem Bildniß und mit der Jungfrau, die es noch immer fest umklammert hält, in die Fluten.

„Sie ist mir entkommen!" rief Kehama. „Du aber bist hier; Dich, den größeren Verbrecher, halt' ich fest." — Bei diesen Worten heftete er seine Augen mit Ingrimm auf den unglücklichen Ladurlad. Die düstern Züge des zornentflammten Angesichtes erschienen im Widerschein des rothglühenden Scheiterhaufens noch gräßlicher.

Indeß fortwährend tiefe Stille herrschte, erhob Ladurlad seine Stimme und rief: „Gnade! Gnade! Nur zur Selbstvertheidigung, nur dem Naturtriebe gehorchend, nur um mein Kind zu retten, erschlug ich, o König der Welt! Deinen Sohn. Sei gnädig, o Fürst! Tödte mich, aber quäle mich nicht mit Todesmartern!" —

Der Allgewaltige würdigte den Flehenden keines Wortes. Er stand schweigend, mit Verderben brütender Seele. Endlich erschollen aus seinem Munde die Worte des Entsetzens:

»Mein Zauber soll Dir Schutz verschaffen,
Schutz gegen alle Todeswaffen;
Dir schade weder Holz noch Stein,
Dir schade weder Feuer noch Flut;
Kein Schlangenbiß vergifte Dein Blut;
Dich tödte keines Raubthiers Wuth!
Dich drücke nie die Last der Zeit;
Von jedem Siechthum sei befreit!
Und dennoch, Frevler, sei verflucht!
Die Erde muß gehorchen mir,
Muß jede Frucht verweigern Dir;
Das Wasser, mir nur unterthan,
Wird Deinem Munde nimmer nah'n;
Die Luft soll im Vorüberzieh'n
Von Dir hinweg mit Abscheu flieh'n;
Kein Thau, sinkt er zur Erde nieder,
Benetze jemals Deine Glieder!
Vergebens rufest Du den Tod,
Dich zu befrei'n von Qual und Noth!
So lang Kehama herrscht auf Erden,
Sollst Du nie frei von Leiden werden;
Des wilden Feuers Höllenschmerz
Erfülle Dir Gehirn und Herz!
Nie schließe Dir zu sanfter Ruh'
Ein Schlummer Deine Augen zu!
Diesem Fluche sei geweiht
Von nun in alle Ewigkeit!«

Stumm und unbeweglich, mit hängenden Armen und mit dem starren Blicke des Wahnsinnes, stand Ladurlad. „Ist's ein Traum? (so fragte sich der Unglückliche.) Ich höre ja das

Rauschen des Flusses, das Knistern der Flammen, das Sausen des Windes, welcher die weiße Asche der verbrannten Gebeine rings umher verstreut.“—Er blieb regungslos in derselben Stellung, als hoffe er sich zu überzeugen, Alles sei ein Traum, und als scheue er sich, nur zu bald den Beweis von der Wirklichkeit seines Unglücks zu erkennen. Von Zeit zu Zeit begegnete sein Auge dem Auge Kehama's, welches noch immer auf ihm fest haftete. —

4.

Nun wendete sich der Rajah gegen den Scheiterhaufen, und die zahllose Menge erhob neuerdings den Todtengesang, und das Getöse der Drometen, Cymbeln und Pauken fiel ein, mit allüberwältigendem Schalle. Ladurlad fährt aus seiner Erstarrung auf, er blickt wild um sich her, als suche er unter all der Menge nur sie, die Eine, die geliebte Tochter, die holde Kailyal, sie, die ihm so manches Jahr des Witwenstandes versüßte.

Ist auch sie dahin? Ist er nun allein noch übrig, um die Last seines ewigen Fluches zu tragen, ohne ein theilnehmendes Wesen, welches ihn trösten, ihn wenigstens beweinen kann? —

Er schreitet endlich von der furchtbaren, fluchbeladenen Stelle hinweg; die Menge weicht vor ihm scheu zurück, wie vor einem Verpesteten. Schon wandelt er fern vom wogenden Volksgedränge; wohin? das weiß er nicht, — nur weit, weit vom Orte des Verderbens.

Indeß erschienen am östlichen Himmel die ersten Tagesschimmer. Sieh! was zeigt sich dort auf dem Flusse? auf den langsam dahingleitenden Wellen, in der Ferne dunkel und undeutlich hinabschwimmend? — Der Unglückliche folgt gedankenlos dem Laufe des Stromes und heftet, ohne zu wissen, warum? sein Auge auf den unbekannten Gegenstand. Als er aber näher kommt, entdeckt er das Aufwogen eines weiblichen Gewandes; freudig fährt er empor wie ein Grabbewohner, welcher den Ruf eines Engels vernimmt, und ruft: „Ja, Marriataly, Du hast Dich gewürdiget, sie zu retten! Ja, sie ist's, Kailyal ist's! Bewußtlos hält sie noch immer Dein Bild, o Göttin, umschlungen, durch Deine rettende Macht in glücklicher Stunde auftauchend aus dem Schooße der Wellen, und von ihnen sanft emporgetragen."

Von Freude und Hoffnung dahin gerissen, stürzt Ladurlad sich hastig in den Strom. Das Gewässer, Kehama's Zauberfluch kennend, weicht von ihm zurück. Das Wunder nicht gewahrend, ereilt er seine Tochter, durchschreitet die Tiefe des Strombettes in wildem Entzücken, umfaßt und rettet sein Kind. Auf einer Stelle des Ufers bildet weicher Sand eine sanfte Fläche; dorthin trägt Ladurlad seine Tochter, deren Hände, sinnlos wie sie ist, noch immer das Bildniß der rettenden Göttin fest halten. Er legt das bleiche Mädchen auf das Sandbette, stützt ihr sinkendes Haupt mit seinen Knien, beugt sich zu ihren Lippen, bleich wie der Tod, ob er noch einen Lebensathem fühle, indeß er selbst in Furcht und Hoffnung den eigenen

Athem zurückhält, und legt, sie zu erwärmen, seine Hand bald auf ihre kalte Brust, bald auf das Herz. Endlich glaubt er die erste Spur von Regung des wiederkehrenden Lebens wahrzunehmen. Er reibt ihre Füße und legt sie in die Sonne; er drückt ihre Lippen, legt nochmal die Hände auf ihre Brust, und findet nun stärkere Lebensspuren. Das Herz pocht, die Lippen beben; sie athmet, sie öffnet die Augen und schließt sie wieder, als versänke sie in Todesruhe.

So liegt sie stumm und schweigend in den Armen ihres Vaters, der sich mit unverwandten Blicken über sie hinneigt. Endlich öffnet sie die Augen, die auf seinem Gesicht verweilen, ohne einen Ausdruck von Gedanken oder Gefühlen, gleich Einer, die mit offenen Augen schläft. Nachdem Ladurlad, zwischen Furcht und Hoffnung getheilt, die Tochter lange betrachtet, ruft er mit bebender Stimme den Namen Kailyal. Auch sie flüstert leise das Wort: „Vater!“ und erhebt, mit neu erwachendem Bewußtsein und Leben das Haupt: „Mein Vater! Du hier? Du lebst noch? So hat er uns doch verschont?“

Hoffnung und Freude glänzten bei diesen Worten in den Mienen des Mädchens, Ladurlad aber schüttelte sein Haupt und sagte mit Wehmuth: „Ach! er hat einen Fluch, einen unabwendbaren Fluch auf mein Haupt gelegt, der mir Herz und Gehirn mit einem unverlöschbar brennenden Feuer erfüllt. Die Luft des Himmels darf mich nicht anhauchen, Regen und Thau darf mich nicht benetzen, das Wasser muß meines Durstes spotten, und von mir entweichen, die Erde muß mir ihre Früchte verweigern, kein wohlthätiger Schlum-

mer darf mir die Augen schließen, und der Tod, der zu Allen kommt, muß mich fliehen, und darf nie, nie den armen Ladurlad von seinen Qualen befreien!"

„Es ist ein Traum! (rief das Mädchen in ängstlichem Ton) ein wilder Traum!" — Sie stand auf, umschlang mit beiden Armen den unglücklichen Vater, betastete seinen Mantel, hob die Augen zum Himmel, that einen Schrei des Entsetzens, und rief: „Weh mir! Er trug mich aus den Fluten des Stromes, — und sein Kleid ist trocken!"

5.

Hoch stand die Sonne; Himmel und Erde glühten. Unter einem Cacaobaum, der seinen immer schmäler werdenden Schatten rückwärts warf, lag Ladurlad, still und bewegungslos, neben ihm Kailyal, das Antlitz auf seine Knie lehnend, um ihre thränenvollen Augen zu verbergen. Ladurlad hatte sich in die Betrachtung und Anschauung seines furchtbaren Geschickes so vertieft, daß ihm die Wirklichkeit selbst jetzt wie ein schrecklicher Traum vorkam. Sich von der Wahrheit zu überzeugen, stand er vom heißen Boden auf, schritt hastig an das Ufer, beugte sich, und tauchte einen Arm in's Wasser; dieses, Kehama's Zauberfluch folgsam, wich vor seinem Arme zurück; der Unglückliche zog die trockene Hand aus den Fluten, und rief mit dem Tone der Verzweiflung: „Allgewaltig ist Kehama! Luft und Wasser kennen seine Macht; der Schlaf gehorchet seinem schrecklichen Gebote, und selbst das Grab muß mir die Ruhe versagen. Vischnu, der erhaltende Gott, kann mich

nicht retten, und Schiwen, der Zerstörende, vermag es nicht, mich in meinem Elende zu vernichten!"

„Lästere nicht die Götter! (sagte Kailyal.) Auf die Himmlischen stützen wir ja all' unsere Hoffnung. Schon haben sie, die Unsterblichen, die Hilfreichen, unser Wehgeschrei vernommen, und in ihrer ewigen Gerechtigkeit herabgeblickt auf die dunkle Stunde unsers Elends." — Indem sie diese Worte sprach, leuchteten ihre Augen von Frömmigkeit und kindlicher Liebe, und sie umschlang mit Innigkeit das Bildniß der Schutzgöttin Marriataly. „Du warst es (sagte sie), die mich aus den Fluten des Stromes gerettet hat. Ohne Deine Hilfe wäre ich jetzt nicht hier, um den Fluch zu theilen, der auf meinem Vater ruht, um zu leiden — und Dir dennoch zu danken. Erhebe, o mein Vater, das Bildniß unserer himmlischen Retterin! Die Gewaltigen der Erde verschmähen sie, sie aber ist den Armen hold, die ihr dienen. Laß uns denn ihr Bildniß aufstellen! Laß uns mit Mund und Herz segnen die Schutzgöttin, die über unsere undankbare Vernachlässigung zürnen würde!"

Mit diesen Worten begann Kailyal ihr frommes Werk; schweigend half der Vater. Sie lockerten mit Baumzweigen die Erde auf, machten eine enge Grube, stellten Marriataly's Bildniß hinein, und befestigten es mit rings umher gelegtem Sande. Als die Arbeit verrichtet war, betete Kailyal mit inbrünstiger Andacht: „O Marriataly! rettende, schützende Göttin! Ich flehe Dich an; zürne mir nicht, daß ich Dir nicht mehr, wie sonst, mit Gesang und Tanz diene! Die Blumen, mit welchen ich noch

unlängst Deine Stirne umwand, verwelken nun; nimmer werde ich, Dich anbetend, Abends Dein Bildniß festlich umtanzen, den vollen Krug auf meinem Haupte wiegend, während mein Vater, am Eingange der Schilfhütte sitzend, der frommen Feier zusah und Dich, o Göttin, segnete und auch Deine Tochter. Er, der Allgewaltige, er hat uns gezwungen, die süße Heimat zu verlassen!" —

Unvorsätzlich wendete Kailyal hier die Augen nach der holden Gegend ihrer Heimat; da ihr aber die hohen Dome, die Thürme und Zinnen der nahen Stadt im Glanz der Mittagssonne wie Feuer in der dunkelblauen Luft entgegenschimmerten, rief sie mit Schrecken: „Fort, mein Vater! fort aus der Nähe unsers Verfolgers, der tausend Augen hat, um uns zu erspähen, fort!" — Sie ergriff die Hand des Vaters, der sich leiten ließ und ihr wie ein Kind folgte.

6.

Der Abend sank; sie wanderten noch immer fort, rastlos und hoffnungslos. Ohne ein Ziel ihrer Wanderung zu kennen, wußten sie nur so viel, daß sie nirgends Ruhe finden würden. Die kühlenden Abendlüftchen säuselten rings umher; die spielenden Wellen schaukelten sich am Ufer. Dem Unglücklichen schien es, als spotteten sie seiner Leiden; denn die säuselnden Lüftchen kühlten ihn nicht; das Feuer der Verwünschung brannte ihm im Herzen und im Gehirn, und die Natur hatte keinen heilenden Balsam für seine Qual.

Es ward Nacht; der bleiche Mond trat in den dunkeln Himmelsraum; kein gastliches Haus war zu sehen, welches

den Wanderer einlud. Verlassen und verloren, vom langen Wachen müde, legte sich der unglückliche Vater und sein unglückliches Kind in der Wüste nieder. Plötzlich erblickten sie ein hohes Bambusrohr mit einer weißen Fahne, im Nachtwinde rauschend, vor sich, ein Warnungszeichen, welches die Hindus an jenen Orten aufzustellen pflegen, wo Tiger sich einfinden, und schon mancher Wanderer das Opfer grimmiger Raubthiere geworden war. Vater und Tochter erschraken beim Anblicke des grauenhaften Todeszeichens; die Verzweiflung ließ keinen Gedanken der Furcht aufkommen.

Ladurlad hatte nur sein Elend vor Augen, Kailyal nur den leidenden Vater, der zur Erde niedergesunken war, ohne einen Klagelaut von sich zu geben, und aus Liebe zu ihr die wüthende Qual schweigend ertrug.

Der Mond verschwand. Kailyal konnte die rothe Glut in den Augen und auf den Wangen des Greises nicht sehen. Gerne hätte sie seine brennende Wange berührt; sie fürchtete aber, ihn dadurch etwa aus seiner Betäubung zu wecken, und neigte sich deshalb nur ängstlich vorwärts, um seinen Athem zu behorchen.

„Vielleicht," so dachte sie, „hat Marriataly seine Leiden, dem Zorne des bösen Rajah zum Trotz, durch einen sanften Schlummer gemildert." —

Dieser frommen Täuschung sich hingebend, wachte die holde Jungfrau mit der äußersten Anstrengung ihrer Kräfte so lange, bis diese erlagen, und die wohlthätige Natur die Augenlider der Erschöpften selbst zum Schlummer schloß, indeß Ladurlad keineswegs, wie sie glaubte, von seinen

Qualen ausruhte, denn ach! der Fluch brannte unaufhörlich in seinem Gehirn. Der Nachtthau sank rings um ihn her befeuchtend zur Erde, aber das unbedeckte Haupt des Unglücklichen blieb trocken; der Nachtwind rauschte in den Zweigen der Bäume und spielte um sein Haupt; Ladurlad hörte das Wehen, aber es berührte ihn nicht.

So lag er denn in stummer Verzweiflung und horchte, ob sein Kind schlafe. Da erhob sich in seiner Seele der Gedanke: „Warum soll die Schuldlose die unheilbaren Qualen des Vaters theilen? Besser ist's, ich leide allein. Ich muß ihn leiden, den schrecklichen Fluch, der unvertilgbar auf mir lastet; warum aber soll das Unglück auch sie zermalmen, unnütz und ohne Zweck? Von mir getrennt, wird sie in Sicherheit leben, denn der Rajah glaubt sie todt und denkt nicht mehr an ihre Verfolgung.“—

Ladurlad stand leise auf und entfernte sich, ohne daß Kailyal erwachte. Plötzlich fuhr sie empor, fand den geliebten Vater nicht mehr an ihrer Seite, rief laut seinen Namen, und hörte, ach! die Tritte des Entfliehenden. Sie horchte, sich selbst mißtrauend. Bald verlor sich der Schall; sie stürzte fort mit einem Schrei des Entsetzens. Finsterniß und die Bäume mit ihren Zweigen und Wurzeln hindern die Hast der Eilenden. Sie ruft den Namen Ladurlad und wiederholt ihn mit immer stärkerer Stimme, bis Heiserkeit ihr den Ton raubt. Er hörte den Ruf und floh noch hastiger.

Erschöpft lehnte sich die Athemlose an einen Baumstamm. Laut schlug ihr das Herz in der keuchenden Brust.

Todesstille rings umher. Durch den Wald scholl endlich das Gebrüll eines Tigers; sie erkannte den Ton und erbebte nicht. Er verlor sich in der Ferne; aber statt dessen näherte sich ihr eine entsetzliche Erscheinung: eine düstere Gestalt stand neben ihr, menschenähnlich und doch Schauder erregend, indem sie in der schwärzesten Nacht durch das von ihr ausströmende dunkelrothe und bläulichgelbe Licht sichtbar wurde. Das Gespenst heftete seine Augen starr auf sie; Höllenfeuer schien aus den wildrollenden Kreisen hervorzusprühen, und wurde mit jedem Blicke düsterer mit seinen dunkelrothen Flammen. Sie konnte ihre Augen von dem höllischen Anstarren nicht wegwenden und blieb, wie von einem bösen Zauber gebunden, auf derselben Stelle eingewurzelt. Ihre Glieder erlahmten, keiner Bewegung mächtig. Gedanken und Besinnung schwanden. Sie hörte nicht mehr des Tigers näherkommendes Gebrülle, sie dachte nicht mehr an ihren Vater. Eiskalt stockte das Blut im Herzen; ihre Hand lag bewußtlos auf dem krampfhaft festgehaltenen Zweige. Regungslos stand sie; die Augenballen, gleich denen einer Marmorstatue, starrten das Schreckbild an, sahen und begriffen nicht, was sie sahen.

Der Wind saust, die Blätter rauschen vor seinem Hauch, die Wolken theilen sich, die Finsterniß entflieht in die Thäler. Oben am Himmel treten die Sterne in ihrer Schönheit hervor; breit und hell erscheint der siegende Mond in der dunkelblauen Nacht. Deutlicher und dunkler zeigt sich in seinem Lichte das häßliche, grauenhafte Gespenst. Die Mondstrahlen machen sein Antlitz, die menschliche Gestalt,

die Gestalt — Arvalan's kenntlich. Seine Arme breiten sich aus, sie zu umfassen.

Der höchste Grad des Entsetzens brachte sie jetzt wieder dahin, daß sie Besinnung und Bewegung erhielt, gleichsam, als ob ein Blitzstrahl ihre Bezauberung plötzlich gelös't hätte.

Nahe an der Straße stand ein offener Tempel des guten Gottes Pollnar, welchen die Reisenden um Schutz bitten. Dorthin eilte die Unglückliche.

7.

Schon hatte sie das Heiligthum erreicht, aber selbst hier fühlte sie sich von den Armen der verfolgenden Schreckgestalt umschlungen. In diesem Augenblick ergriff der beleidigte Schutzgott den Unhold und schleuderte den laut Aufheulenden in die verdunkelten Lüfte. Athemlos enteilte die Jungfrau; der Fuß der Fliehenden stieß an die aufragende Wurzel eines Giftbaumes; sie fiel zu Boden und lag ohnmächtig in seinem, Tod aushauchenden Schatten.

Soll nun, Du liebliches Mädchen, auf solche Art Dein Leben enden? Will kein Gott sich Deiner erbarmen?

Mit leichenblassem Angesicht, fest geschlossen die himmlischen Augen, das Haupt auf die Brust herabgesunken, die Arme der Länge nach ausgestreckt, — so lag sie wie leblos! Schon erscholl das Geheul des näherkommenden Tigers, der seine Beute wittert; — doch, wozu soll der Tod die Diener seiner Zerstörung senden? Die Tod athmenden Zweige hängen ja über ihr, und der Giftthau des Verderbens sinkt auf sie herab!

Indem die arme Kailyal nun als ein dem Tode geweihtes, hilfloses Opfer auf dem Boden lag, schwebte einer der holdesten Genien im Glanze des Mondes sanft zur Erde herab. Noch unentschlossen, wohin er den Flug wende, erblickte er die Jungfrau. Seine sich senkenden Fittige trugen ihn zu ihr; er hob sie zart empor, drückte sie, von Mitleid gerührt, sanft an seine Brust, und trug sie in die Haine des heiligen Berges Himakut, welchen Casyapa, der Vater der Unsterblichkeit, bewohnt. Der Erhabene saß unter dem Baum des Lebens, an dem die heilige Quelle entspringt. Dem Genius gütig entgegenlächelnd, sagte er: „Weißt Du wohl, Erinia, welche Sterbliche Du in den Wohnort der Unsterblichen bringst?“ —

Erinia. Ich fand sie in einem Hain der Erde, unter einem Giftbaum, so leblos, wie Du sie hier erblickst. Das Mitleid bewog mich, sie in Deine himmlische Laube zu bringen. O Vater! blicke sie mit gütigem Auge an!

Casyapa. Wie aber, wenn sie Sünderin ist? wenn sie den Pfad der Finsterniß wandelte? wenn ihr in dunkler Stunde der Tod bestimmt war, und der Mond sein Antlitz abwendete, um das unglückliche Ende der Schuldbelasteten nicht zu sehen?

Erinia. Welche Lüge ward dann in die Reinheit dieser Mienen geschrieben? Du aber, Vater der Unsterblichen, Du, vor dessen Blick Alles offen liegt, — warum stellest Du mir diese Frage?

Casyapa. Kennest Du Kehama?

Erinia. Den Allgewaltigen, den Tirann der Erde, den Feind der Götter, wer kennt ihn nicht?

Casyapa. Fürchtest Du ihn?

Erinia. Er ist furchtbar.

Casyapa. Ja, er ist furchtbar. Die Geister der Hölle und die Seelen ewiger Verdammniß begrüßen ihn jubelnd als ihren Helden; Yamen, der Richter der Todten, vermag es kaum, den Aufruhr der verruchten Scharen zu bändigen. Fürchtet ihn nicht selbst der Himmel? Gestört ist durch ihn die Wonne der Seligen, die Ruhe der Götter; und Du wagst es, ihm zu trotzen?

Erinia. Ich wage es; ich trotze ihm.

Casyapa. Auch seiner Rache? Wo nicht, so bringe die Jungfrau auf die Erde zurück, und lege sie dem Tiger in den Weg oder unter den Tod aushauchenden Giftbaum! Sie werden Kehama's Willen vollziehen.

Erinia. Nimmer!

Casyapa. So stelle Dich seinem Zorne blos! Denn wisse, er will den Fuß des zertretenden Übermuthes auf den Nacken dieser Unglücklichen setzen.

Erinia. Ich wußte nicht, wie unglücklich, und wie schön sie sei, als ich sie hieher brachte. Armes Kind der Erde! Soll ich Dich nun verlassen, da ich weiß, wie unglücklich und wie schön Du bist? O mein Vater! Gestatte dem Mädchen, in dem heiligen Haine zu wohnen!

Casyapa. Es darf nicht sein, denn die Gewalt und das Böse würden dann hier eindringen. Mitleid, Friede und Weisheit sind mein, doch bin ich nicht im Besitze einer sol-

chen Macht, welche die Unglückliche gegen den Allgewaltigen zu schützen vermöchte; auch könnte ich sie nicht retten, wenn der Geist des getödteten Arvalan sie bis hieher verfolgte, um seine Rache zu sättigen und auf sie noch mehr Leiden, auf sich selbst noch mehr Verdammniß zu häufen.

Erinia. Der todte Arvalan?

Casyapa. Ihm hat Kehama alle Macht verliehen, deren entkörperte Geister theilhaft werden können, bis die Tage seiner Wanderung zu Ende sind.

Erinia. Blicke hin! Das holde Mädchen saugt belebende Heilkraft aus dem Dufte des heiligen Haines. Sie regt sich; ihre Hand hat die Quelle des heiligen Stromes berührt, dessen Wellen zurückgewichen wären, wenn ein unreines Wesen sich ihnen genähert hätte.

Casyapa. Ja, die Jungfrau ist rein von aller Sünde. Das Wasser der heiligen Quelle spielt um ihre Hand; die Wellen zittern freudig und schimmern hell auf, wo sie schmachtend ruht, als wollten sie das holde Wesen freundlich begrüßen. Der Baum des Lebens, der sich über ihr wölbt, beugt seinen Wipfel zu ihr herab, und träufelt Himmelsthau auf sie. Sie erholt sich vom Todeskampfe, sie athmet wieder, und ihr Herzblut beginnt von neuem seinen Kreislauf. Wie schön ist sie in ihrer Ruhe! Lebensblüte röthet ihre Wangen; die Augen öffnen sich, holdleuchtend wie der Mond im dunkelblauen Nachthimmel.

Casyapa hatte aber diese Worte kaum gesprochen, als Kailyal die geöffneten Augen schnell wieder schloß, gleich Einer, die aus einem lieblichen Traume zu schmerzli-

cher Wirklichkeit erwacht, und gerne noch einmal einschlummern möchte, um den Traum fortzusetzen. Sie regte sich nicht, aus Furcht, die schöne Erscheinung zu verscheuchen. Endlich schlug sie voll Verwunderung das Auge auf; es schien ihr, sie habe die irdische Pilgerreise vollendet, sie sei in ihrer himmlischen Heimat angelangt und wandle unter Göttern und seligen Geistern.

Auf Erinia's Wink schwebte ein Nachen des Himmels heran.

„Wohin willst Du sie bringen?" sprach der Vater der Götter.

„Geradezu nach dem Paradiese," erwiederte Erinia, „in meine Laube der Seligkeit, in den Wohnsitz des Gottes Indra. Er, der Feind ihres Feindes, wird sie gegen ihren Verfolger beschützen, und fürchtet auch er Kehama's Macht, so nehme ich, schwach, wie ich bin, sie in meinen Schutz."

„Vertraue Du" erwiederte Casyapa, „auf Brama! Was er will, ist recht, und sein Wille muß in allen Dingen vollzogen werden."

8.

Erinia legte das staunende Mädchen in den Himmelskahn, welcher die Gestalt einer Meermuschel und die blasse Rosenfarbe der verglimmenden Abendröthe hatte. Das aufgespannte Segel wölbte sich wie ein Regenbogen über das Mädchen. Vor dem durch den Äther hingleitenden Nachen theilten sich zu beiden Seiten die Wolken, und scherzende

Lüftchen spielten mit dem flatternden Segel. Das Auge eines kaum sichtbaren Engelsköpfchens glänzte wie ein Leitstern, um dem Schiffchen seine Bahn im pfadlosen Raume des Firmamentes zu bezeichnen. Es segelte durch Luft und Sonnenschein sanft und leicht dahin, wie ein Schwan, wenn kein Windhauch die spiegelglatte Fläche des Stromes kräuselt.

Kailyal lag in stillem Entzücken, wie ein lächelndes Kind, im Muschelkahn, ihre Augen auf den neben ihr hinschwebenden Schutzgeist geheftet, dessen himmlische Huldgestalt sich in die Schönheit der, von den Schultern bis an die Sohlen reichenden Schwingen wie in ein Prunkgewand hüllte. Die Farbe der unentfalteten Schwingen glich dem reinsten Azurblau einer heitern Sommernacht, wenn der Mond sein Silberlicht hinströmt; waren sie ausgebreitet, so schimmerte ein ewiger Farbenwechsel durch den zarten Stoff hervor, jetzt glänzend gleich der aufblühenden Rose, jetzt dunkel glühend wie das rothe Feuer des Rubins, dann strahlend, wie das flammende Gold der aufgehenden Sonne.

Durch Licht und Sonnenschein hinsegelnd, gelangte das Himmelsschiff an den Eingang des Paradieses; hier sank es hinab, schnell wie ein Meteor, aber sanft, wie fallender Thau, der selbst den zartesten Halm nicht beugt.

„Tochter der Erde!" sagte Erinia: „Hier ist Dein Ort der Ruhe, hier das Paradies, meine Laube der Seligkeit!"

Die glückliche Kailyal wußte nicht, wo sie ihre Augen sollte verweilen lassen; sie blickte freudig nach allen Seiten.

Erinia. Hier Du holdes Wesen, ruhe in Frieden!

Ich will, schwach, wie ich bin, Dich beschützen. Hier soll der Allgewaltige Dir kein Leid zufügen, so lange Indra seinen Thron behauptet.

Kailyal. Auch Du — unsterblich wie Du bist — auch Du fürchtest ihn? Ich glaubte, der Tod habe mich seiner Macht entzogen; aber ach! selbst die Todten sind vor ihm nicht sicher.

Erinia. Lange Jahre des Lebens und der Glückseligkeit, o Kind der Erde, seien Dein! Vom Tode habe ich Dich gerettet, und ich werde Dich auch vor Deinen Feinden schützen, so lange das Paradies sicher ist.

Kailyal. O guter Geist! Nicht mich allein beschütze! Ich habe auch einen Vater, der viel leidet auf der Erde, ein armer, guter Mann, dessen Elend keine menschliche Hilfe lindern kann. Nur ich vermag den Unglücklichen zu trösten, auf dem Kehama's Fluch ruht. O nimm auch ihn in Deinen Schutz!

Erinia. Komm und bitte selbst den milden Gott Indra! Worte, wie Du sie sprichst, werden ihr Ziel nicht verfehlen; sie werden sein Herz rühren und ihn bewegen, den Donnerkeil zu schleudern, so lange er noch sein eigen ist.

9.

Erinia führte das Mädchen nun in den Garten des Gottes. Auf einem Berggipfel in der Mitte des heiligen Haines erhob sich ein Baum von ungeheurer Größe, tausend Äste weit umher verbreitend, und vom Thau des Himmels genährt, welcher wie Diamanttropfen von den Laubblättern

in einem immerwährenden Regenschauer auf den Boden herabfällt, wo dann am Fuße des Baumes tausend Bäche sich bilden, welche unter duftenden Gebüschen, theils vom Schatten umnachtet, theils im Lichtschimmer funkelnd, mit melodischem Gemurmel dahingleiten, und endlich einen See bilden, dessen Spiegelfläche im Ätherblau des Himmels glänzt.

Hier prangt der Palast des Gottes Indra, erbaut aus Elementen, die sonst einander in ewiger Zwietracht feindlich bekämpfen. Wasser bildet den Fußboden, Feuer die Wände, und beide vereinigen sich in der Wölbung des Domes. Thürme und Zinnen von Feuer steigen an der Wasserkuppel empor; Regenbogen wölben sich über die feurigen Giebel, Wolken umgeben das Flammendach, und Flammen bilden die Kapitäler der Wolkensäulen. Hier ringen die Elemente in rastlosem Wettkampfe; in Liebe verfolgt und in Liebe verfolgend, erneuern sie unaufhörlich ihr geheimnißvolles Werk; die einzelnen Theile wechseln immerfort, doch unverändert bleibt das Ganze.

Erinia trug das Mädchen auf ausgebreiteten Flügeln zu dem Gotte hin.

Indra saß auf seinem Throne, umgeben von den Geistern der Elemente; die säuselnden Lüfte entlockten ihren Harfen entzückende Harmonie. Die himmlischen Klänge schwiegen, und Indra, sanfter in seinen Mienen, sprach:

„Erinia! Du wagst es, eine Sterbliche hieher zu bringen?“ —

Erinia. Auf der Erde fand ich sie, im Schooße des Todes liegend. Ich trug sie in die Gefilde Casyapa's em-

vor, in der Absicht, sie, wenn sie in den himmlischen Lüften genesen wäre, der Erde wieder zu geben. Andere Gedanken erwachten in meiner Seele, als Casyapa mir das ihr drohende Schicksal enthüllte, denn ach! sie ist eines jener unglücklichen Geschöpfe, welche der Macht des allgewaltigen Kehama unterliegen, der Göttern und Menschen gleich furchtbar ist. Der Geist seines ermordeten Sohnes Arvalan verfolgt das unschuldige hilflose Mädchen. Was blieb mir also übrig, als sie in die Gefilde des Paradieses, in die Laube meiner Seligkeit zu bringen? Hier ist dem Geiste des verabscheuungswürdigen Arvalan der Eintritt versagt, und Du bist hier der höchste Herrscher.

Indra. Keinem Menschenkinde ist der Aufenthalt in den Gefilden der Seligkeit gestattet, bevor es seine sterbliche Hülle abgelegt hat, denn der Sterbliche eignet der Zeit, der Gebrechlichkeit und dem Tode; Schmerz, Gram, und Unbestand bilden sein Gefolge. Fänden Sterbliche hier Aufnahme, so würden unsere Freuden gleich irdischen Frühlingen dahinschwinden. Mögen sie dahinschwinden diese Freuden! Möge eine höhere Hand mir das Scepter entreißen, das Paradies zerstören! Wenn wir aber fallen, so sei es nur der Arm des Schicksals, der uns zerschmettert! Wir wollen nicht selbst den Streich herausfordern und beschleunigen, nicht selbst das Verderben herbeirufen.

Erinia. Furcht, die sich dem Streiche schmiegt, zieht das Verderben herbei. Wer sich selbst vor dem Wagen des Geschickes niederwirft, der wird von dessen Rädern zermalmt.

Indra. Alles kann sich dann noch zum Besten wenden, wenn Vischnu, der Erhalter, retten will.

Erinia. Baue nicht auf anderer Götter Hilfe! Auf Deine eigene Macht vertraue! Dann werden auch die höhern Mächte sich Dir verbinden. O daß mein Arm jene Blitze schleudern könnte, die müßig und unschädlich Dein Haupt umspielen! Paradies und Erde fänden unter ihrem Schutze Sicherheit und Ruhe!

Indra. Glaubst Du, es fehle mir am Willen? Verwegner Sohn des Himmels! Mein Arm ist, so wie der Deinige, zu schwach gegen den allgewaltigen Kehama, der nun König der Könige ist auf der Erde! Versäumt ward der Augenblick, wo das Schicksal es gestattete, seiner Macht Einhalt zu thun. Nun ist er unumschränkter Herr hienieden, und mein Blitz vermag nicht einzudringen in den Kreis seiner Allgewalt.

Kailyal. Holder Geist! Bringe mich auf die Erde zurück! Hier strahlt mir keine Hoffnung. Noch lastet Kehama's Verwünschung auf meinem unglücklichen Vater. Er soll aber die Last des Fluches nicht allein tragen! Ich fürchte ihn nicht den allgewaltigen Kehama. Holder Geist! Bringe mich auf die Erde zurück!

Kailyal kniete nieder, und umschlang, schweigend und gedankenvoll, die Knie des Schutzgeistes, ihr Haupt zur Erde geneigt. Indra, welcher die Bitte des frommen Mädchens mit Bewunderung vernommen hatte, sprach:

„Kind der Erde! Schon jetzt zeigt sich das himmlische Wesen Deiner Seele. Welches Wohl oder Weh Dich auch treffen möge, so bleibe dieses edle Pflichtgefühl stets Dein Begleiter, und alle guten Geister werden Dir beistehen!"

Hierauf wendete er sich an Erinia, und befahl ihm, das Mädchen wieder auf die Erde zurückzubringen, an jene Stelle am Ufer des Ganges, wo Ladurlad, ungefährdet von Kehama's Macht, bis zur Stunde der Entscheidung ruhen könne.

10.

Indessen hatte sich Kehama zu dem großen, furchtbaren Opfer bereitet, welches seine Macht auf die Stufe der Vollendung erheben sollte. Schon waren neun und neunzig Tage verflossen, schon hatten neun und neunzig Rosse geblutet; noch ein Opferthier fehlte, und dann erschien der schreckliche Tag, der ihm unumschränkte Macht über die Erde und das Paradies verleihen mußte.

Noch schwärmte das hundertste der Opferrosse über Thal und Hügel frei nach seinem Gelüste. Noch hatte es keinen Zwang des Zügels gefühlt, und keine menschliche Hand hatte seine Mähne berührt. Es mußte makellos sein, um zu dem Opfer zu taugen. Hoch steht die Sonne am Himmel, nah ist die Stunde. Die gedrängte Volksmenge hat einen weiten Kreis geschlossen und zieht ihn nun immer enger zusammen, das Opferpferd in die Enge treibend. Den Raum am Vorhofe des Tempels umgeben Kehama's Bogenschützen in langen Reihen, die sich bei der Annäherung

des Pferdes öffnen und, nachdem es in denselben hineingelaufen ist, schnell wieder schließen. Vor dem Thore des Tempels stehen die Braminen, welche die Axt für Kehama's Hand bereit halten. Das Pferd, erschreckend über den Anblick der Menschenmenge, wendet den Kopf nach allen Seiten; es wiehert laut auf, und sein Wiehern widerhallt an den Mauern des Tempels. Im Tempel sitzt Kehama auf seinem goldenen Thron, das duftende Feuer bewachend, das ihm die Zahl der Stunden zu messen dient. Zur Rechten und zur Linken steht die Zahl seiner Sklaven, die ihm mit wehenden Pfauenfedern die Luft kühlen und erfrischen.

Endlich ist der Augenblick gekommen. Kehama erhebt sich, nimmt das Opferbeil vom Altare und schreitet hinaus. In diesem Augenblicke springt plötzlich Ladurlad aus der Volksmenge laut aufschreiend hervor, um das Roß mit unheiligen Händen zu ergreifen. Tausend Bogenschützen drücken die sonst unfehlbaren Pfeile ab; sie füllen die Luft, doch stürzt der Hagelregen dahin, denn er, dem sie gelten, ist durch Zauber fest, und sein Leben trotzt allen Waffen. Die ihn umschwirrenden Pfeile prallen von ihm ab, wie von einer Demantrüstung, und fallen ohnmächtig zur Erde.

Kehama ballt, von Wuth entflammt, die Hand, indem er den Mann erblickt, der kühn die Mähne des Opferrosses faßt, mit einem Sprunge sich hinaufschwingt, und mit den Geberden und dem Geschrei eines Rasenden im Kreise umhersprengt. Endlich wird er von den Trabanten ergriffen und zu Kehama's Füssen hingeschleppt, dessen Wort ihn zum Tode verdammen soll, um entweder in den Flammen

zu sterben oder, gefoltert und lebendig aufgehangen, Glied für Glied Speise zu werden dem Gewürme der Erde und den Vögeln des Himmels.

Ganz anders aber dachte die Menge. Von Mitleid und von menschlichen Gefühlen ergriffen, verhielt sie sich still und ruhig. Erstickte Seufzer und unterdrücktes Ächzen, auch mancher geheime Fluch und manches geheime Gebet stieg, um die Rettung des Unglücklichen flehend, zu den beleidigten Göttern empor.

Auf Ladurlad's Lippen schwebte aber ein bitteres Lächeln, und er rief mit lauter Stimme: „Ja, allgewaltiger Rajah, ich bin Ladurlad! Gedenkst Du mich zu tödten?" — Die Mienen des Allgewaltigen verloren den gewohnten Ausdruck des Hochmuths, als er den Mann erkannte; Grimm und Verachtung, doch auch Scham, umwölkte seine Stirne. Dann rief er mit gräßlichem Lächeln: „Laßt den Elenden frei von hinnen ziehen! Er trägt seinen Fluch! Die Rache wird an ihm ihr Äußerstes thun. Ihr aber, die ihr den Verwegenen nicht zurückhieltet, zittert!"

Nun befahl er den Bogenschützen, ihre Waffen abzulegen. Die Sklavenschar gehorchte. Er rief seine Reiter und befahl ihnen, die Entwaffneten zu umringen und sie nieder zu hauen. Zehntausend Schwerter flogen blitzend aus der Scheide, fielen tödtend nieder und ihre Blitze erloschen im Blute der Sterbenden. Um die Mittagszeit begann das Gemetzel; die Nacht brach an, ehe das Werk des Todes geendigt war!

11.

Geier, welche die Tirannei des Kehama schon oft mit Futter versehen hatte, kamen herbei, von nah und ferne, und die Tieger enteilten den Wäldern, nach Beute lechzend, da sie das Todesröcheln hörten und Blut witterten.

Ladurlad, welcher vergebens den Tod gesucht hatte, wanderte indessen einsam und traurig dahin. Die Hoffnung, die vor Kurzem ihm noch geleuchtet hatte, war erloschen; eine wilde Freude glühte in seinem Antlitz, ein Lächeln der Rachelust und des Triumphirens. Er schlug unwillkürlich den Weg nach seiner Heimat ein, und fortwandelnd, ohne zu wissen wohin, erstaunte er, als er sich plötzlich auf der wohlbekannten Stelle fand.

Ein Ahorn überschattete mit seinen breiten Zweigen die Hütte; daneben stand Marriataly's Bildniß, noch geschmückt mit dem Kranze, welchen Kailyal's Hände ihr um die Stirn gewunden hatten. Die Pfauen sprangen, als sie ihren Herrn wieder erblickten, vom laubigen Dache, umkreis'ten den Ankömmling und wendeten die glänzenden Hälse nach allen Seiten, das langentbehrte, ihnen sonst von dem Mädchen gestreute Futter erwartend. Dem armen Ladurlad schien aber jeder Gegenstand der wohlbekannten Szene, selbst jeder gewohnte Ton ganz fremd. Er stand düster vor der Hochzeitlaube, die er in jener glücklichen Stunde gebaut hatte, da er seine schöne Braut Yedillian mit festlichem Jubel und mit jugendlichem Stolz heimführte. Ach! Die holde Laube, die er auch nach dem Tode des geliebten Weibes

mit zärtlicher Sorgfalt pflegte, — sie war nun duftlos; dürr rauschten die welken Blätter ihm entgegen, und die Blumen lagen trauernd auf dem Boden. Wie glücklich war er einst, und wie elend fühlte er sich nun!

Aus den nächstgelegenen Hütten scholl ihm Musik und Jubel entgegen; er sah die fröhlichen Bewegungen einer glücklichen Schar; er hörte die jauchzenden Stimmen, aber sein Herz nahm keinen Theil an ihrer Freude. Auch sie, die Fröhlichen, gedachten nicht mehr des Elendes ihres alten Gefährten; die Qualen des auf ihm ruhenden Fluches, einst der Gegenstand ihres Mitleids und ihrer Verwunderung, waren dem Gedächtniß der Glücklichen entschwunden. Mißmuthig wendete er sein Antlitz von ihnen mit dem Ausrufe der Verzweiflung: „Sende, Indra, einen Deiner Donnerkeile, mich zu tödten!“ — Bald aber ward das empörte Gemüth ruhiger; er pflückte Blumen, bekränzte Marriataly's Stirne, und sagte: „Nicht für mich selbst, mächtige Göttin, fleh' ich Dich an! Meinen Fluch von mir zu nehmen, übersteigt ja Deine Macht. Sei gnädig aber dem holden Mädchen, welches täglich Dein Bildniß mit frischen Blumen bekränzte und jeden Abend in all' seiner Schönheit vor Dir tanzte! Wo immer sie auch verloren und verlassen umherirrt, leite und schütze Du sie, o Marriataly!“

Kaum hatte er sein Gebet vollendet, als ein lautes feindseliges Gelächter erscholl. Hoch aus der Luft schien es zu kommen. Er blickt empor, und sieh! Das Angesicht des todten Arvalan erscheint am klaren, blauen Himmel, nichts als das Angesicht mit Lippen, vom frechsten Hohn verzerrt,

mit Augen, deren gelblich blaue Glut der Schwefelflamme glich, die sich verdüstert, ehe sie ganz erlischt.

Ladurlad erkannte ihn. Von Zorn glühend beim Anblick des Unholds, der die Quelle aller seiner Leiden war, bückt er sich, und hebt von der Erde einen Pfahl auf, dessen Spitze vom schwarzen Blute starrt — denselben Pfahl, mit dem er die Todeswunde schlug, als Arvalan sich in böser Stunde der unglücklichen Kailyal bemächtigen wollte. Zweimal versuchte es Ladurlad in seinem ohnmächtigen Zorn, den Streich gegen den unverletzbaren Schatten zu führen. Arvalan läßt ein schallendes Hohngelächter erschallen, faßt mit ausgestreckter Hand einen brennenden Sonnenstrahl, und schleudert die Flammenglut auf Ladurlad's Haupt, — doch vergebens!

Der geschwungene Pfahl zerfiel in weiße Asche, Ladurlad's Haupt blieb unversehrt. In seinem Herzen, in seinem Gehirne brannte ein wildes Feuer; gegen die Wirksamkeit jeder andern Flamme hatte Kehama's Verwünschung ihn gesichert. Nochmal streckt das Gespenst einen Arm aus; vom Himmel stürzt gehorchend ein Wirbelwind nieder, und ein Sandschauer strömt wie Hagelsturm auf Ladurlad's Haupt. Des Unglücklichen Hütte lodert in Flammen auf; zerschmettert liegt die Hochzeitlaube; gestürzt ist Marriataly's Bildniß.

Geblendet irrt Ladurlad mit unsichern Schritten umher und weiß nicht, wohin er fliehen soll, verfolgt vom unaufhörlichen Hohngelächter des bösen Geistes.

In dem Augenblick, da Ladurlad sich rettungslos

verloren glaubt, schwebt Erinia, Hilfe bringend, aus himmlischen Höhen herab, ein Flammenschwert in seiner Rechten. Dreimal senkt er es in die Schattengestalt des — nur für solche Waffen verwundbaren Gespenstes, welches nun heulend entfloh.

Auf den Wink des Schutzgeistes eilte der himmlische Nachen herbei. Erinia legt den staunenden Vater, der, was er sieht, kaum glauben kann, zur Seite des vor Entzücken weinenden Mädchens.

So segelt der himmlische Nachen sanft aufwärts durch Sonnenschein und Ätherklarheit.

12.

Von der Höhe des Gebirges Meru ergießt sich der, dem Hindus heilige Strom Ganges, dessen geheime Quelle Niemand kennt. Von Fels zu Fels gleitet die Wogenfülle, ein leuchtender Silberspiegel, feierlich dahinrauschend. Die Sonnenstrahlen schmücken ihn mit einem funkensprühenden, hell aufschimmernden Regenbogen. Am Fuße des Gebirges ruht ein entzückend schönes Thal, in dessen blühenden Schooß der Strom, von einem ewig heitern Himmel überwölbt, sich ergießt.

Hier, wohin die Macht des allgewaltigen Kehama nicht reichte, landete nun der himmlische Nachen, und der Schutzgeist legte den schlummernden Ladurlad auf ein weiches Blumenbeet am Ufer des vom Fluße gebildeten Sees. Kühlende Lüfte umspielten seine, von den Thränen

der neben ihm knienden Tochter benetzten Wangen, und Kehama's Fluch blieb hier wirkungslos.

Das Maß der Glückseligkeit voll zu machen, erschien noch eine vierte Gestalt; eine schönere wandelte nie auf Erden, eine schönere schuf keines Malers Pinsel, denn der Tod hatte ihre Reize veredelt und ihr einen, aus den feinsten Elementen gebildeten Leib gegeben. Sie weilte; ihr Blick ruhte unverwandt auf dem Vater und dem Kinde. Zu sprechen vermochte sie nicht; Thränen glitten über ihre Wangen, Thränen der Liebe und des Entzückens.

Kailyal erblickte die ätherische Huldgestalt, und staunte sie an, vor Wonne verstummend. Jetzt erwachte Ladurlad; die Gestalt öffnete ihre Arme — und erkannte das Weib seiner Liebe auf Erden — seine Yedillian. Er sprang auf, und drückte sie an sein Herz. O Seligkeit des Wiederfindens! Welche der Himmelsfreuden gleicht dir? —

O wie sehr freveln diejenigen, die uns sagen, die Liebe könne jemals sterben! Alle andern Leidenschaften entweichen mit dem Leben; sie sind eitles Nichts, und vergehen da, wo sie geboren wurden. Nur die Liebe ist unzerstörbar, und nie erlischt ihre heilige Flamme. Sie kam vom Himmel und kehrt zum Himmel zurück. Die Liebe, hienieden nur zu oft ein übel empfangener Gast, verfolgt, mißhandelt, unterdrückt, wird im Himmel erst geläutert und bewährt, und findet erst dann den Vollgenuß ungetrübter Seligkeit. Hienieden säet sie Schmerz und Kummer, erst jenseits kommt ihre Zeit der Ernte. Wenn eine Mutter das in zarter Jugendblüte verlorne Kind dort wiederfindet, genießt sie dann

nicht für alle sorgenvolle Tage, für alle schlaflosen Nächte, für alle Leiden, alle Thränen ein Übermaß der Wonne?

So erfreuten sich auch Ladurlad und seine Kailyal hier des reinsten Glückes. Sie wußten zwar, es werde ein Tag kommen, da sie diesen Wohnsitz der Seligen verlassen und Kehama's furchtbarer Gewalt würden wieder unterliegen müssen; aber der Glaube war ihre Stütze. Sie trauten festen Muthes, daß ihr Leiden enden, die Tirannei schwinden, und alles Übel sich in Gutes umwandeln würde.

13.

Indeß hatte Arvalan's böser Geist, von der himmlischen Waffe des guten Genius verscheucht, rachеglühend, eine düstere Höhle aufgesucht, den Aufenthaltsort einer Zauberin, welche ihm ehemals bei Verübung so mancher Frevelthat Beistand geleistet hatte. Auch jetzt hoffte er auf ihre Hilfe.

Lorrinite (so hieß die Unholdin), liebelos und ungeliebt als Mädchen, glich der wurmzernagten Rose, die ungepflückt am Dornenstengel welkt. Ihr böses Herz war ein Tummelplatz von Leidenschaften, die nie das schöne Ziel erreichen, welches die Natur dem Weibe setzte, voll von unbefriedigten Begierden und unerfüllten Hoffnungen, voll von bitterem Gram und geheimen Groll, welche sie unaufhörlich zur Rache aufreizten. Dieser, in ihrem Innern rastlos gährende Zwist riß sie zu allem Bösen hin. Sie haßte alle Männer, weil kein Mann sie liebte; sie haßte alle Weiber, weil sie geliebt wurden. So, voll Grimm, Hohn und Verzweif-

lung, gab sie den bösen Dämonen sich hin, um sich durch ihre Beihilfe am menschlichen Geschlechte zu rächen, und ward zugleich ihre Meisterin und Sklavin.

In dieser Gemeinschaft mit ihnen lernte die Unholdin alle verderblichen Geheimnisse, und erlangte die Macht, Unheil zu stiften. Weh Jedem, welchen ihr feindseliges Auge anblickte! Keine menschliche Kunst vermochte den Unglücklichen zu retten, den sie sich einmal zum Opfer erkoren hatte; sie zehrte seine Lebenskräfte auf, sie sog ihm das Blut aus den Adern. Das giftigste Thier, vor dem alle andern Geschöpfe flohen, floh vor dem noch tödtlicheren Gift ihres Auges. Das Kind im Mutterleibe zitterte, wenn die böse Zauberin sich ihm näherte, und der Tod selbst schauderte, wenn er ihre Tritte vernahm. Auf ihren Wink tobten die Fluten über das Land; auf ihren Wink versiegten die Quellen, lechzten die verödeten Fluren; auf ihren Wink stürzte der Blitz aus den Wolken, und Städte loderten in Flammen; auf ihren Wink eilten die Seuchen herbei, und Raubthiere nährten sich am hellen Tage vom Fleische der Todten und Sterbenden, die auf dem weiten Leichenfelde lagen.

In der Höhle dieser Zauberin erschien nun Arvalan's Geist und sprach: „Mächtige Mutter! weise Mutter! räche mich an meinen Feinden!"

Lorrinite. Sohn! verlangst Du meine Hilfe? Wer sind sie, die Dich beleidigt haben? wo weilen sie? Auf der Erde, in der Tiefe des Meeres, in den Höhen der Lüfte? Weder die Erde, noch Luft und Meer sollen sie schützen vor meiner Macht! —

Arvalan. Sie, die meine glühende Leidenschaft sich zum Gegenstande erkor, sie, die mein Vater zum Tode verurtheilte, — Kailyal, sie lebt! Sie hassend, sehn' ich mich noch immer nach ihr, und meine Rache verlangt nach ihr, die ein Schutzgeist mir im himmlischen Nachen entführte. Wohin, das sollst Du, Meisterin der Zauberkünste, mir verkünden!

14.

Auf einen Laut, welcher — ein Gemische von Heulen und Zischen — den eingeschrumpften Lippen der Zauberin entflog — erschienen zwei geflügelte Hände ohne Arm und Leib; sie brachten eine Kugel von flüssigem Kristall, schwarz von Farbe und doch hellschimmernd. Tausend Augen mußten in ewige Nacht versinken, denen Lorrinite ihr Licht ausgesaugt hatte, um dieses Werkzeug des Zaubers zu bilden.

„Schaue in diese Kugel hinein (sagte sie) und sage mir, was Du siehst!" —

Arvalan. Ein Berggipfel, in Lichtwolken gehüllt, erhebt sich vor meinen Augen; aus demselben stürzt ein Wasserfall, mit Regenbogenfarben geschmückt. Unten breitet sich die Silberfläche eines Sees aus. An seinem Ufer erblicke ich eine Laube, welche der Wohnsitz seliger Geister zu sein scheint. Drei Wesen treten heraus, das erste, seinen blauen Flügel bewegend, — es ist der Schuzgeist, der mir Kailyal entriß; ihm folgt ein Mädchen, — sie ist's! In dem letzten erkenne ich das Angesicht meines Todfeindes. Mutter! bewaffne meinen Arm zum Todeskampf Gib mir

eine Zauberrüstung gegen sein furchtbares Schwert, daß ich sie überfalle und meine Rache sättige!

Lorrinite. Ihr Geister, dienstbar meinem Befehle, vollzieht mein Gebot!

Plötzlich erscholl's wie dumpfes Donnergebrülle; die Erde bebte, der Boden barst, und aus der geöffneten Kluft kam Helm und Panzer, Schild und Schwert hervor.

Arvalan rüstete sich hastig. Lorrinite führte ihn zu dem mit flammenspeienden Drachen bespannten Zauberwagen. Er besteigt ihn und fährt ihn empor zum Wohnsitze der Seligen auf dem Gebirge Meru. Dahin ist alle Zauberkraft. Fest steht der Wagen; vergebens ist alle Anstrengung, weiter zu kommen.

Plötzlich stürzt der Wagen und das Drachengespann und der Wagenlenker, in die Tiefe eines Stromes hinabgeschleudert. Sie stürzen fort und fort zu den diamantenen Eisklippen im Mittelpunkt der Erde, wohin kein menschlicher Laut, wohin selbst die Macht des allgewaltigen Kehama nicht zu dringen vermag. Dort ist der unselige Geist festgebannt, sprachlos und bewegungslos: nur das Bewußtsein ewiger Qual bleibt dem Verworfenen, der sterben will und nicht sterben kann!

15.

Indessen hatte Kehama das hundertste der Opferrosse geschlachtet und dadurch Göttermacht errungen. Nun durfte Erinia den beiden Unglücklichen keinen längeren Aufent-

halt in der Himmelslaube der Seligkeit gewähren. Er brachte sie wieder auf die Erde, und verbarg die arme Kailyal nebst ihrem Vater in eine einsame, schöne Gegend, auf eine grüne, sonnenhelle, waldumkränzte Wiese, in deren Mitte ein alter, Ehrfurcht erweckender Banianbaum stand, dessen Haupt, gestützt auf fünfzig, aus einem Hauptstamm hervorwachsende Stämme, sich weithin als Schutzdach verbreitete. Mancher seiner Schößlinge senkte sich in die Erde, drang, Wurzel fassend, in die Tiefe, und erhob sich dann wieder selbst als Bäumchen, einen Wald von Kindern und Enkeln bildend. Ringsumher schwoll ein weicher Rasen, rein und unverkümmert von Dorngesträuch und Unkraut. Heiliges Dunkel waltete unter dem Laubdache, abwechselnd durchflogen vom diamantenen Farbenspiele des Lichtes. Das Ganze war in seiner tiefen Stille einem Tempel so ähnlich, daß ein frommes Herz hier zum Beten begeistert wurde.

In der Nähe des Baumes sprangen viele Quellen hervor, welche in einen, mit sanftem Gemurmel dahingleitenden Bach zusammenflossen, der sich endlich zu einem See ausbreitete, in dessen klarer Fläche sich die vielfarbigen Uferblumen mit sanft geneigten Häuptern spiegelten.

16.

Hier bauten sich Ladurlad und Kailyal eine Hütte aus Rohr, Weidenzweigen und Schlingkraut. Bald war das leichte Werk unter dem milden Himmel vollendet. Hier brachte das reizende Mädchen den guten Geistern täglich ein Opfer, und sang tanzend der Göttin Marriataly from-

me Loblieder, wobei der unglückliche Vater, obschon das wilde Feuer der Verwünschung ihm im Gehirn und im Herzen brannte, über seine Leiden erhaben, andächtig und mit stiller Ergebung horchend saß.

Tage schwanden, Tage kamen; weder ein Freund noch ein Feind näherte sich dem abgeschiedenen Aufenthalt der beiden Einsamen.

An einem lieblichen Abende lag Kailyal schlummernd in ihrer Laube. Plötzlich erschien eine Schar Indier, welche schon lange das Land durchzogen, um ein Mädchen zu finden, welches würdig wäre, dem Gotte Jaga-Naut als Braut geopfert zu werden. Als sie die Schlummernde erblickten, standen sie, von Erstaunen über die himmlische Schönheit ergriffen, unbeweglich. Sie glaubten, der Gott selbst habe sie an diesen abgelegenen Ort geführt, um hier seine erwählte Braut zu finden. Sie hoben die Unglückliche sachte empor, legten sie auf eine von biegsamen Zweigen des Banianbaumes geflochtene Tragbahre, und entfernten sich langsam und leise mit ihrer schönen Beute.

17.

Jubel herrschte in der Stadt und im Tempel des Gottes Jaga-Naut, als seine Diener mit der gefundenen Braut heimkehrten, deren himmlische Seele in einem Leibe von himmlischer Schönheit wohnte.

Schon erschien der ungeheure Prachtwagen von Gold und Silber, und mit Edelsteinen besetzt. Tausend Braminen zogen ihn. Der Schall der Drometen und Pauken wech-

selte mit feierlichen Lobgesängen. Auf dem Wagen prangte das Bildniß des Gottes unter einem purpurnen Baldachin; daneben saß Kailyal, bräutlich geschmückt, einen Blumenkranz auf den dunkeln Locken, über welchen ein Schleier von Silberstoff, mit goldenen Sternen durchwirkt, flatterte. Die Unglückliche, die mehr einem Marmorbilde als einem lebenden Wesen glich, saß mit zu Boden gesenkten Blicken. Alles, was rings um sie vorging, schien ihr eine Traumerscheinung zu sein.

Tausende von Menschen umwogten den Wagen. Viele warfen sich in frommer Raserei unter seine zwanzig Räder, welche, schwer dahinrollend, ihre wahnsinnigen Schlachtopfer zermalmten, ihre Gebeine zerquetschten, ihr Blut verspritzten, während ihr Geheul in einem dumpfen Röcheln dahinstarb. Kailyal schauderte vor dem gräßlichen Anblicke des Entsetzens, der im Stande war, die Lebendigen zu tödten, und die Todten aus ihren Gräbern zu erwecken. Nur der Gedanke an den Schutzgeist Erinia, nur die Hoffnung, daß er zur Rettung herbeieilen würde, vermochte die Dulderin aufrecht zu erhalten.

Endlich war der schreckliche Todes-Brautzug geendet; der Wagen kehrte in den Tempel zurück. Musik und Gesang und Tänze der Tempelmädchen begannen. Am Schlusse derselben wurde Kailyal auf ein prächtig geschmücktes Bette gelegt, das Thor des Tempels geschlossen, und die Unglückliche blieb ihrem Schicksale überlassen, allein in dem einsamen Raume der dunkelnden Tempelhalle.

Kailyal fuhr von ihrem Lager empor; sie hob ihre

Hände und Augen zum Himmel, und rief, von Seelenangst gefoltert: Erinia, mein Beschützer, Sohn des Himmels! wo weilst Du?"

In dem Augenblick erschien der Bramine, welcher den Auftrag hatte, sie zum Opfertode zu führen. Schon sprach er die Schreckensworte: „Folge mir!" Schon streckte er den rechten Arm aus, um die Zögernde zu ergreifen, aber plötzlich stürzte er wie todt zur Erde. Das Gespenst Arvalan erschien: Wuth und Hohn sprühte aus den wildrollenden Augen, und ein bläulich gelbes Höllenlicht umfloß die scheußliche Gestalt.

Aber nicht vergebens hatte die Jungfrau den Schutzgeist gerufen. Er brach hervor, wie der Blitz aus einer Wolke, ergriff das in einen menschlichen Leib gehüllte verruchte Gespenst, trug es bis zur höchsten Zinne des Tempels empor und stürzte es dann zur Erde, daß es in seinem Blute schwamm. In diesem Augenblicke zeigte sich die furchtbare Zauberin Lorrinite, umgeben von einer Legion böser Geister, denen sie zurief: „Ergreifet ihn!" Da stürzte sich das Heer der Dämonen, einem Wirbelwinde gleich, auf den Schutzgeist. Er vermag es nicht, einer Legion böser Geister zu widerstehen; weder sein Flammenschwert, noch seine Macht reichen in dem zu ungleichen Kampfe aus. Erinia, der Siegreiche, wird überwältigt, gefesselt und zu Lorrinitens Füßen gelegt. Auf ihren Ruf belebt sich Arvalan's Leib auf's Neue, und sie ruft dem ruchlosen Gespenst zu: „Erblicke hier Deinen Feind! In die alten Grabmäler einer, unter den Wogen des Meeres liegenden Stadt will ich ihn

einschließen, wo kein Mensch hinkommen, kein Gott ihm helfen kann. Dorthin traget ihn, ihr Geister, in den Aufenthalt endloser Verzweiflung! Ich selbst will ihn in den Gräbern festbannen. Du, Arvalan, bemächtige Dich indeß Deiner Beute!"

Fort stürzten, dem Befehle gehorchend, die Dämonen, wie sausenden Sturmes Toben, und die Jungfrau blieb, verlassen von aller Hilfe der Erde und des Himmels, allein mit dem Ungethüm Arvalan. Aber sie selbst verließ sich in diesem schrecklichen Augenblicke nicht. „Yamen! (rief sie) rein und schuldlos nimm mich auf in Dein stilles Reich!" Mit diesen Worten ergriff sie eine brennende Fackel, und steckte das Brautlager in Brand. Aufloderten die Flammen, und bald stand, von ihnen ergriffen, der ganze Tempel in Feuer. Heulend entfloh das Gespenst. Kailyal aber sprach: „Verzeiht, ihr Himmlischen, die That! Mir blieb kein anderes Rettungsmittel übrig, um der schändlichen Gewaltthat zu entgehen. Rein empfange mich das Todtenreich!" — Indem sie diese Worte sprach, eilte sie, sich in das dichteste Flammengewühl zu stürzen; plötzlich aber erscholl eine Stimme: „Kailyal, bleibe! Mein Kind! Dein Retter ist hier!" — Und durch Rauch und Flammen drang Ladurlad hervor, bahnte sich einen Weg durch alle Hindernisse, umfaßte die Staunende mit kräftigen Armen, hob sie empor, und trug sein Kind durch Glut und Feuer unversehrt aus dem Tempel.

18.

Ladurlad. Die Erde ist nun in die Macht der Bösen gegeben, und gehemmt ist alle Wirksamkeit der guten Geister.

Kailyal. Ach, mein Vater! Erinia entriß mich der ersten Gefahr; aber die bösen Dämonen bemächtigten sich seiner, sie brachten ihn in den Wohnort endloser Verzweiflung, sie schloßen ihn — so befahl ihre Meisterin — in die alten Gräber unter den Wogen des Meeres, wohin kein Mensch einen Weg finden, kein Gott ihm helfen kann.

Ladurlad. Rühmt sie dessen sich? Hat sie ihn eingeschlossen in die alten Gräber und verläßt sie sich darauf, daß die Wogen des Meeres keinen Zutritt gestatten? Kurzsichtig ist das Auge der Verruchtheit, nichtig die Kraft der Thorheit. O mein Kind! Kehama's Verwünschung liegt auf meinem Haupte, aber die unsterblichen Götter, welche das Böse so lange dulden, bis es zur Erreichung des Guten, ihres weisen Zweckes, gedient hat, sie wenden Alles zu unserem Wohl.

Kailyal. So weißt Du also, wohin sie den Schutzgeist brachten?

Ladurlad. In die Gräber jener Stadt, welche der mächtige König Baly in grauer Vorzeit erbaute. Sie glich an Schönheit und Pracht den Wohnungen der Götter, wie er selbst einem Gotte glich. Jahrhunderte lang kämpfte der Ozean gegen die Paläste der hochprangenden Königsstadt. Endlich gelang es der Flut, sich über sie zu verbreiten, nicht aber sie zu zerstören, da ihre Grundfesten zu gewaltig waren.

Recht sagte die Unholdin, daß kein Weg den Menschen dahinführe, ich aber bin nicht dem Menschen gleich!

19.

Das entzückte Mädchen erhob dankend die Hände zum Himmel, und schlang dann jubelnd ihre Arme um den Nacken des Vaters, indem sie ausrief: „Komm', komm'! laß uns eilen! Erinia leidet. Fort! fort!"

Sie wanderten von der frühesten Morgendämmerung bis zur einbrechenden Nacht, rastlos und von der freudigsten Hoffnung beflügelt.

Tage und Wochen flossen dahin, ehe sie das heiß ersehnte Ziel ihrer Reise erreichten. Endlich erblickten sie die Thürme der großen, alten Stadt. Im Glanz der Mittagssonne schimmerten die goldenen Giebel der Paläste durch das grüne Gewässer hervor, das zwischen ihnen wogte, denn alle Zinnen und Dome der Stadt ragten über die Oberfläche des Meeres empor, ein mit Wehmuth erfüllender Anblick, indem man erkannte, welche Wunderwerke die überwältigende Flut hier verschlungen hatte, da Monumente solcher Art die alte Herrlichkeit der ehemaligen Königsstadt bezeugten.

Dicht am Rande des Ozeans trotzte manches, in Felsen gehauenen Tempels Riesenkraft aller Brandung der rastlos ankämpfenden Wogen, die mit vergeblicher Gewalt an seine Grundfeste schlugen. Einsam standen nun die Tempel, die einst bei schönen Opfertänzen von Gesang und Saitenspiel widerhallten. Jahrhunderte sind nun dahingeflogen, und

es ertönt kein anderer Laut, als der Wogen dumpfes Tosen, die an das Ufer schlagen, und das heisere Brausen der Winde, die durch öde Höhlen ziehen, und mit der dumpfen Klage der Fluten ihren Trauerhall vereinigen.

Mit Ehrfurcht betrachteten unsere Wanderer die Werke der Vorwelt und näherten sich schweigend dem Ufer. Ladurlad jubelte nun über sein wunderbares Schicksal; er hob mit stolzem Gefühl seine Hände zum Himmel und rief: „Welche Macht hat mir Deine furchtbare Verwünschung, schrecklicher Kehama, ertheilt! Ich danke Dir nun." Hierauf wendete er sich zu dem Mädchen mit den Worten: „Du siehst, wie weit und wie ferne diese Thürme sich ausdehnen; ich werde lange suchen müssen, bis ich das finde, was ich suche; ich werde erst nach einigen Tagen zu Dir zurückkehren können. Nimm indeß jene Höhle zu Deinem Aufenthalt, und verwahre jeden Abend ihren Eingang mit großen Steinen gegen das Eindringen wilder Thiere! Bete vor dem Einschlafen für uns Beide, und sei dann ruhigen Herzens! Der Himmel wird die Schlafende beschützen."

Indem er dies sagte, drückte er die Tochter segnend an sein Herz, ließ ihr seinen Mantel zur nächtlichen Decke zurück, und setzte den Fuß in die Meereswellen. Die Wellen, Kehama's Verwünschung gehorchend, wichen vor dem Schreitenden zurück, und er ging auf trockenem Boden. Kailyal stand am Ufer, sah, wie die Wellen sich über dem Haupte des in die Tiefe hinabsteigenden Vaters wieder schloßen, faltete die Hände und betete weinend.

Tage verfloßen. Sie saß am Ufer, so lange die Sonne

schien; wenn die Dämmerung dunkelte, ging sie in die Höhle; ein Fels war ihr Bette, das Sternenlicht ihre Nachtlampe, das Brausen der Wogen ihr Schlaflied.

Sieben Tage schmachtete sie mit zunehmender Angst nach des Vaters Rückkehr. Er kam nicht, und schon verzweifelte die Unglückliche, ihn je wieder zu sehen.

20.

Immer tiefer stieg Ladurlad hinab. Schon stand er auf dem Meeresgrunde, schon trat er in die große Königsstadt, über welche die Fluten einen krystallenen Dom wölbten. Bewundernd weilten seine Augen auf den ehernen Thoren und Portalen, auf den kolossalen Pilastern, Säulen und Statuen von Göttern und Helden, auf ungeheuern Palästen und auf Tempeln, mit geheimnißvollen Sinnbildern und Basreliefs geschmückt. Er wandelte durch breite, lange Straßen, welche, seit jenen Tagen der Vorwelt, kein menschlicher Fuß mehr betrat, kein menschlicher Fuß je mehr betreten sollte. Furchtbare, tiefe Todesstille herrschte rings umher, die Sonnenstrahlen drangen durch das hellgrüne Gewässer, welches die Quadersteine des Bodens so rein hielt, daß keine Spur irgend eines Schlammes sich zeigte.

Endlich gelangte Ladurlad zu dem Palaste, welchen einst der mächtige König Baly bewohnt hatte. Ein Garten hinter dem Palaste, einst ein ewig grünendes Paradies, in welchem unvergängliche Blüten mit gleichzeitigen Früchten aller Art an Duft, Farbenspiel und Schönheit wetteiferten,

zeigte sich auch jetzt noch in entzückender Pracht. Lauben von hochroth glühenden Korallen und buntschimmernde Muschelgrotten bildeten silberweiße und purpurne Blumenbeete, die sich auf dem glänzenden Wasserspiegel schaukelten. Quellen sprudelten, wie ehemals, aus bemoostem Gestein, und farbig schimmernde Fische durchzogen das durchsichtige Gewässer, wie bunte Vögel den Luftraum beleben.

Nach langem Suchen erblickte Ladurlad endlich zwischen schwarzen Marmorwänden eine hohe Pforte von Erz. Vor derselben stand das Bildniß des Todes auf einem Hügel von Kronen und Szeptern. Die Thorflügel standen offen und zeigten eine breite Treppe, welche in die Gruft der Könige hinabführte. In dem dunklen Grabgewölbe umfloß ein düsterrothes Licht die Sarkophage, welche eine lange Säulenhalle füllten. Das Licht kam aus den in der Höhe schwebenden Lampen von Karfunkel. Mit Schauder erfüllte hier den Wanderer das Bild des Todes, noch mehr aber das Leben, indem er die Gestalt des Schutzgeistes Erinia, mit Demantketten an einen Pfeiler am Grabmale des Königs Baly gefesselt, erblickte. Vor ihm lag ein furchtbares Ungeheuer, welches die Zauberin Lorrinite als Wächter dahin gebannt hatte. Der gräßliche Drache, mit stahlartigen Schuppen gepanzert und mit zischenden Schlangen umgeben, schoß funkensprühende Blicke, da er die Annäherung eines menschlichen Wesens bemerkte, und öffnete den, mit drei Reihen von Zähnen versehenen, glutdampfenden Rachen, gierig, sein Opfer zu verschlingen. Nun erhob sich das Ungeheuer,

erfaßte den muthigen, aber waffenlosen Ladurlad mit den Krallen, drückte ihn umschlingend an sich, und setzte die Zähne in seinen Nacken, um seine Gebeine zu zermalmen, und sein Lebensblut zu saugen. Bei so ungleichen Kräften mußte Ladurlad wohl in kurzer Zeit erliegen, hätte ihn nicht auch jetzt Kehama's Zauberfluch geschützt, der unter andern Verwünschungen gegen ihn auch die Worte aussprach:

»Kein Schlangenbiß vergifte Dein Blut!
Dich tödte keines Raubthier's Wuth!«

Diese Worte, die zu Ladurlad's Qual und Verderben dienen sollten, gereichten jetzt zu seiner Rettung. Vergebens bot der Drache all' seine Kräfte, all' sein Gift auf; er vermochte es nicht, den Kämpfer zu tödten. Drei Tage und drei Nächte währte der Todeskampf im Grabgewölbe. Immer schwächer wurden die Kräfte des Ungeheuers, und es sank endlich, von der Macht des so lange entbehrten Schlafes überwältigt, wie leblos zu Boden. Den Augenblick benützend, ergriff Ladurlad ein, am Grabmale des Königs Baly hängendes Zauberschwert, und führte einen gewaltigen Hieb nach der Demantkette, welche den Schutzgeist gefesselt hielt. Die Kette zersprang, und Erinia verließ mit seinem Befreier die Gruft.

21.

Schon sank die siebente Nacht zur Erde. Kailyal ging jetzt nicht mehr in ihre Höhle, deren Schutz sie sonst bei einbrechender Abenddämmerung gesucht hatte. Nun stand sie einem Marmorbilde gleich am Ufer des Meeres, die Au-

gen zu den Wellen gesenkt, welche im weißen Mondlicht vor ihr glänzten, und ihr leises Ächzen vermischte sich mit dem Klagelaut der sie umsäuselnden Nachtlüfte.

Dies war die Nacht, in welcher dem guten König Baly gestattet war, die Erde zu besuchen, um dem Feste beizuwohnen, welches die Nachkommen seiner dankbaren Unterthanen dem Andenken ihres geliebten Fürsten jährlich zu feiern pflegten.

Der Schatten des Hochverehrten schwebte, in eine ätherische Hülle gekleidet, einher, als die trauernde Jungfrau wehklagend am Ufer stand. In ihrer Nähe erblickte Baly aber zwei gräßliche, feindselige Wesen: Arvalan und Lorrinite, harrend, um sich ihrer Beute zu bemächtigen. Baly weilte, das Ende zu erwarten. Aus den Fluten erhoben sich die Gestalten Ladurlad's und Erinia's. Das Mädchen stürzte mit einem Schrei des Entzückens in die Arme des jubelnden Vaters; da erscholl plötzlich eine dumpfe Stimme, und sie vernahm die Worte: „Weg von ihm, Du bist mein!“ — Kailyal wendete sich und erblickte Arvalan's Schreckengestalt. Todesschauer durchbebte ihr Innerstes; die Stunde der Freude sollte die Stunde ihres grenzenlosen Unglücks werden!

Das scheußliche Gespenst erfaßte die Zitternde mit grimmiger Gierde, und Lorrinite, deren gellendes Hohngelächter erscholl, rief ihre bösen Dämonen herbei, die sich Ladurlad's und des Schutzgeistes bemächtigten. In diesem Augenblick rief eine, Ehrfurcht und Gehorsam gebietende Stimme: „Entweicht, Verruchte!“ Und sieh! Es zeigt

sich König Baly's in blendender Glorie strahlende Majestät. Heulend entfloh die Zauberin. Auf Baly's Wink öffnete sich die Erde, und hinab stürzte das Gespenst Arvalan in die unermeßliche Tiefe der Unterwelt zu gerechter Strafe und zu endlosem Weh.

22.

Kaum hatte die geborstene Erde sich wieder geschlossen, als Kehama mit der Schnelligkeit des Blitzes erschien. Den Augen des Wüthenden entsprühten Funken, welche das Mondlicht verdunkelten, und sein Fuß stampfte den zitternden Erdboden; aus dem Abgrunde erschollen aber Baly's Worte: „Noch hast Du, Rajah, das Reich der Unterwelt nicht besiegt! Die Erde und das Paradies sind Dein, aber, so lange Du Dich des Thrones der Hölle nicht bemächtigt hast, hält Yamen Deinen Sohn in ehernen Banden."

In Kehama's Innerstem loderte die Flamme des Zornes gegen seinen Sohn auf, und er rief: „Ließ der Thor sich mit ehernen Banden fesseln? Er dulde denn, wie er's verdient! Du aber wagst mir zu trotzen? Höre mich, Yamen! Bereite mir Deinen Thron, bereite mir den Trank der Unsterblichkeit, wenn ich Deinen Sitz einnehmen und meinen Fuß auf Deinen Nacken setzen werde!" —

Indem Kehama's Donnerstimme diese Worte kaum gesprochen hatte, fiel sein Blick auf die Jungfrau, die zum Himmel emporblickend, schweigend und gedankenvoll stand. Sein Zorn schwand, während seine Augen sich auf die schöne Unglückliche hefteten. Kailyal's schüchterne Mienen, schie-

nen den von Bewunderung und Leidenschaft Ergriffenen zu fragen, welches Schicksal sie zu erwarten habe? Ladurlad aber heftete Blicke voll stolzer, triumphirender Verachtung auf den Rajah, welcher nun das Wort nahm:

„Ladurlad! Ich und Du — wir haben beide zugleich den Willen des Schicksals vollzogen, jeder von uns, ohne zu wissen, zu welchem Zweck. Da nun aber meine Herrschaft über Erde und Himmel feststeht, so sei unsere Feindschaft geendet! Ich nehme den Fluch von Deinem Haupt.“ —

Indem er also sprach, erlosch das Feuer, welches in Ladurlad's Gehirn und Herzen brannte, und aller Schmerz verschwand so plötzlich, daß Ladurlad erstaunte, ob des unerwarteten Wechsels.

Kehama wandte sich nun aber zu dem Mädchen und sagte: „Jungfrau ohne Gleichen, erhaben an Schönheit über alle Töchter der Erde, bestimmt zu dem herrlichsten Lose! Laß Dein Herz jubeln im Hochgefühle gerechten Stolzes! Das Schicksal hat Dich, Glückliche, zu Kehama's Braut erkoren, zur Königin des Himmels und der Erde. Komm, Du Hochbegabte! Theile mit mir die Unsterblichkeit und den Thron der Welt!“

„Nie — nie — nimmermehr, mein Vater!“ rief Kailyal. „Es ist nicht so, wie er sagt, — es kann nicht sein! Ich — ich seine Braut — nun und nimmermehr!“

Bei diesen Worten rief Kehama mit wild auflodern-dem Ingrimm: „Berathe Deine Tochter! Sage ihr, daß Du nun vom Fluche frei bist, und lehre sie, ihrem günstigen Schicksale sich dankbar fügen! Lehre sie ihren Trotz beugen,

denn das Schicksal fordert unterwürfigen Gehorsam! Sage ihr, daß, wenn sie diesen verweigert, Deines Fluches schreckliche Wirkung sogleich wieder beginnt!"

„Sie bedarf nicht meines Rathes," erwiederte Ladurlad. „Eitel sind Deine Drohungen; denn, mag auch die Welt sich Deiner Tirannei beugen, — Tugend und Wille sind frei! So haben die Götter es in ihrer Weisheit beschlossen, als sie den Menschen schufen. Mag da kommen, was will, dies ist unser Fels der Stärke. Kein Leiden, kein Übel vermag den Geist der Guten nieder zu beugen; er wird, was immer er auch erdulden muß, Sieger bleiben im Kampfe mit dem Bösen." —

„Hartnäckige Thoren!" rief Kehama, „mein und des Schicksals Wille muß vollzogen werden, und ihr widersteht vergebens. Nehmt indeß euern verdienten Lohn, bis wir uns wieder sehen!" —

Indem er dies sagte, schwang er seine Hand gegen sie, voll von Verwünschungen; dann erhob er sich und verschwand im Luftraum.

23.

Kehama war kaum entschwunden, und schon zeigte sich die schreckliche Wirkung seines Fluches. Mit neuer Gewalt fing das wilde Feuer in Ladurlad's Gehirn und Herzen zu wüthen an. Er stieß einen Schrei aus, — aber nicht über sein eigenes Leiden, sondern über einen Anblick, der sich ihm darstellte, indem er Kailyal's Antlitz und ihre ganze Gestalt, mit einem Abscheu erregenden Aussatze be-

nen den von Bewunderung und Leidenschaft Ergriffenen zu fragen, welches Schicksal sie zu erwarten habe? Ladurlad aber heftete Blicke voll stolzer, triumphirender Verachtung auf den Rajah, welcher nun das Wort nahm:

„Ladurlad! Ich und Du — wir haben beide zugleich den Willen des Schicksals vollzogen, jeder von uns, ohne zu wissen, zu welchem Zweck. Da nun aber meine Herrschaft über Erde und Himmel feststeht, so sei unsere Feindschaft geendet! Ich nehme den Fluch von Deinem Haupt." —

Indem er also sprach, erlosch das Feuer, welches in Ladurlad's Gehirn und Herzen brannte, und aller Schmerz verschwand so plötzlich, daß Ladurlad erstaunte, ob des unerwarteten Wechsels.

Kehama wandte sich nun aber zu dem Mädchen und sagte: „Jungfrau ohne Gleichen, erhaben an Schönheit über alle Töchter der Erde, bestimmt zu dem herrlichsten Lose! Laß Dein Herz jubeln im Hochgefühle gerechten Stolzes! Das Schicksal hat Dich, Glückliche, zu Kehama's Braut erkoren, zur Königin des Himmels und der Erde. Komm, Du Hochbegabte! Theile mit mir die Unsterblichkeit und den Thron der Welt!"

„Nie — nie — nimmermehr, mein Vater!" rief Kailyal. „Es ist nicht so, wie er sagt, — es kann nicht sein! Ich — ich seine Braut — nun und nimmermehr!"

Bei diesen Worten rief Kehama mit wild aufloderndem Ingrimm: „Berathe Deine Tochter! Sage ihr, daß Du nun vom Fluche frei bist, und lehre sie, ihrem günstigen Schicksale sich dankbar fügen! Lehre sie ihren Trotz beugen,

denn das Schicksal fordert unterwürfigen Gehorsam! Sage ihr, daß, wenn sie diesen verweigert, Deines Fluches schreckliche Wirkung sogleich wieder beginnt!"

„Sie bedarf nicht meines Rathes," erwiederte Ladurlad. „Eitel sind Deine Drohungen; denn, mag auch die Welt sich Deiner Tirannei beugen, — Tugend und Wille sind frei! So haben die Götter es in ihrer Weisheit beschlossen, als sie den Menschen schufen. Mag da kommen, was will, dies ist unser Fels der Stärke. Kein Leiden, kein Übel vermag den Geist der Guten nieder zu beugen; er wird, was immer er auch erdulden muß, Sieger bleiben im Kampfe mit dem Bösen." —

„Hartnäckige Thoren!" rief Kehama, „mein und des Schicksals Wille muß vollzogen werden, und ihr widersteht vergebens. Nehmt indeß euern verdienten Lohn, bis wir uns wieder sehen!" —

Indem er dies sagte, schwang er seine Hand gegen sie, voll von Verwünschungen; dann erhob er sich und verschwand im Luftraum.

23.

Kehama war kaum entschwunden, und schon zeigte sich die schreckliche Wirkung seines Fluches. Mit neuer Gewalt fing das wilde Feuer in Ladurlad's Gehirn und Herzen zu wüthen an. Er stieß einen Schrei aus, — aber nicht über sein eigenes Leiden, sondern über einen Anblick, der sich ihm darstellte, indem er Kailyal's Antlitz und ihre ganze Gestalt, mit einem Abscheu erregenden Aussatze be-

deckt sah, welcher die Blume ihrer Schönheit, plötzlich entstellend, zerstörte. Nur sie selbst bemerkte die häßliche Veränderung, eine Folge von Kehama's Fluche, an ihrem Leibe nicht. Sie fühlte nur den Schmerz des Vaters. Als sie endlich ihre eigene Entstellung gewahr wurde, blickte sie zum Himmel und sagte: „Furchtbarer Kehama! Deine Wuth, Dich an mir zu rächen, hat mir eine Wohlthat gewährt. Danken muß ich Dir, denn der Verlust einer Schönheit, die mir und meinem Vater so gränzenlose Leiden verursacht hat, schützt mich nun vor tausendfältigem Unglück. Sicher und ungefährdet werde ich nun durch das Leben wandeln!" —

Eine einzelne Thräne drängte sich gewaltsam aus dem Auge der Jungfrau, dann aber hob sie freudigen Stolzes das Antlitz zum Himmel empor, und der Sieg über den flüchtigen Schatten weiblicher Eitelkeit war errungen.

Indeß war Erinia bis zum Throne des Gottes Schiva gedrungen, welchen ein Meer von blendendem Lichtglanze umgab. Vor der Seele desjenigen, der sich ihm nähern durfte, schwand alles Irdische wie ein Traum der Nacht dahin, und die Ruhe des reinsten Glückes erfüllte sein Innerstes. Aus der Glorie des Heiligthums erschollen wie Himmelsmelodie dem anbetenden Schutzgeiste die Worte:

„Ihr, die ihr leidet, duldet, wandelt hin zu Yamens Thron! Heilmittel bietet er für jedes Weh, und was auf Erden Leid und Mißklang ist, verwandelt er in Freud' und Harmonie."

24.

Erinia's Schwingen entfalteten sich im Schimmer des Regenbogens, und trugen den Sanftschwebenden zur Erde hinab. Er stand nun an dem Ufer, von welchem er sich himmelan erhoben hatte. Kailyal trat ihm mit dem Lächeln milder Wehmuth entgegen, Kehama's Werbung und die Ursache ihrer Entstellung mit leiser Stimme meldend.

„Verzage nicht, himmlisches Wesen!“ (sprach der Schutzgeist.) „Hochmuth und Laster, seien sie hienieden auch noch so lange übermächtig, sie werden und müssen endlich doch erliegen, und siegen wird und muß endlich die Tugend und das Recht. Folge mir, Ladurlad! folge mir, Kailyal! Laßt uns gehorchen Schiva's Gebot. Wir sollen wandeln in Yamen's Reich, zu trinken dort Amreta, den Trank der Unsterblichkeit. Folgt mir!“

Und sie traten muthig die Wanderung in das Todtenreich an. Endlich standen sie am Rande der Erde. Ein ungeheurer, bodenloser Abgrund gähnte ihnen entgegen. Wildes Tosen und Heulen unterirdischer Gewässer scholl aus der Tiefe, und ein dichter Qualm, schwärzer als die Gewitternacht, stieg empor.

Ladurlad und Kailyal zitterten; eiskalter Schauder durchdrang ihr Gebein. Erinia betete; die Strahlen der zum Himmel erhobenen Augen schienen Worte des Geistes zu sein. Dann umschlang er den Vater und die Tochter mit ausgebreiteten Flügeln; ein Schwung, und die grundlose Tiefe der Nacht nahm die Verschwundenen auf.

25.

Nachdem sie lange immer tiefer und tiefer gesunken waren, hörte das Brausen und Tosen der Gewässer auf, die Nacht schwand, und ein fremdartiger Schimmer verwandelte sich allmälig in hellen Lichtglanz. Hier endigte sich Kehama's Macht, folglich auch die Wirkung seines Fluches. Das wilde Feuer, welches in Ladurlad's Gehirn und Herzen brannte, erlosch, und Kailyal prangte wieder im Schmucke ihrer himmlischen Schönheit. Sie standen am Ufer einen spiegelglatten Sees, welcher die Gränze des Todtenreiches bildete. Hier schwebten die Schatten derjenigen, welche vor der Zeit des ihnen bestimmten Lebenszieles den Leib eigenmächtig zerstört hatten. Sie harrten nun trauernd des Augenblicks, welcher sie vor Yamen's Thron rufen würde, um den entscheidenden Urtheilsspruch über ihr künftiges Schicksal zu vernehmen. Hier weilen auch die Schatten derjenigen, die zwar nicht den Lastern aus Hang zum Bösen fröhnten, auch nicht mit gräßlicher Lust Verbrechen auf Verbrechen häuften, doch aber, den Leidenschaften sich blindlings hingebend, sich selbst in's Verderben stürzten und Andere mit sich rissen. Sie erkannten nun, sich selbst verwünschend, alle Übelthaten, die sie auf Erden verübt hatten, und bebten vor der ihnen drohenden Strafe, deren Vollzug sie wehklagend jeden Augenblick erwarteten.

Ladurlad und Kailyal schauderten bei dem Anblick der jammervollen Erscheinungen. Erinia bedeckte die vor Schrecken Erstarrten mit seinen Schwingen, und schwebte

mit ihnen über den See. So gelangten sie an die eherne Pforte, hinter welcher das Schreckensreich der — der ewigen Verdammniß Verfallenen sich unermeßlich ausdehnte.

26.

An der Pforte stand der riesige Wächter des Höllenreiches, Nerody, der Furchtbare. Als dieser die Ankommenden erblickte, rief er, von Erstaunen ergriffen, mit dumpfer Stimme: „Wer bist Du, Sohn des Lichtes? was führt Dich und diese Beiden in das Reich der Qual und der Verzweiflung? Kann das Ohr eines Himmlischen den Wehruf der Unglückseligen, kann das Auge eines Himmlischen den Anblick dieser Schreckensszenen ertragen? Kann lebendiges Fleisch unversehrt durch dieses wilde Feuer wandeln?"

Ihm erwiederte der Schutzgeist: „Nerody! Wächter des Höllenreiches! Wir gehorchen dem Befehle Schiva's; er, dessen Blick die Zukunft durchdringt, er sendet uns hieher, Yamens schwankendem Throne Rettung und Sicherheit zu bringen, Kehama's Macht und Übermuth zu bezwingen. Geleite uns!"

Plötzlich erschien ein Muschelwagen von Demant, mit zwei schwarzen Schwänen bespannt, und auf demselben lagen zwei hellglänzende, weiße Mäntel.

„Nur in diesem Kleide," sagte Nerody, „könnt ihr, Kinder der Erde, unversehrt durch die Feuerfluten zu Yamen's Throne gelangen."

Ladurlad und Kailyal hüllten sich in das schützende Gewand, bestiegen den diamantenen Wagen, und

setzten sich zu beiden Seiten des Schutzgeistes, dessen Schwingen sie bedeckten.

Die Pforte öffnete sich und der Wagen flog hin, von unsichtbarer Macht gelenkt. Die tiefste Finsterniß herrschte ringsumher; nur vor dem Wagen schwebte ein dunkelroth glühendes Phantom, welches die Finsterniß gleichsam sichtbar und noch furchtbarer machte. Der Weg zog sich zwischen einem ungeheuern Felsenwall von Erz und Urgranit dahin. Endlich breitete sich das unermeßliche Todtenreich, von düsterm Feuerglanz beleuchtet, mit allen Schrecken aus. Der Wagen flog über eine Brücke von Stahl, über einen hochauflodernden Flammenstrom gebogen; dann glitt er abwärts, immer tiefer und tiefer. Heulen und Brüllen scholl aus dem Abgrunde herauf, ein Chor der Verzweiflung! Tausende und Tausende der Verruchten riefen den Namen Kehama's, und forderten ihn auf, unter zahllosen Verwünschungen ihrer Qualen, zu ihrer Rettung aus ewiger Verdammniß herbeizueilen. Alle Höllengewölbe wiederholten ihr Geschrei, ihre Flüche. Endlich erblickten sie Yamen's Thron auf einem hohen Demant-Felsen im Mittelpunkte des Schreckensreiches. Feuerfluten umgaben den Fels, gespenstische Riesengestalten den Thron, der einem Grabmal von schwarzem Marmor glich. Auf demselben saß Yamen, auf der obersten Stufe Baly, der unerbittliche aber gerechte Richter der Todten. Ihm zur Seite stand ein leerer Thron von geschmolzenem Gold; ihn stützten drei, gleich düstern Feuerkohlen glühende Gestalten mit emporgehaltenen Armen, zur Strafe für gräßliche Verbrechen, welche sie im Leben auf der Oberwelt verübt hatten. Hin-

ter ihnen brütet eine Wolke, unbeweglich und so schwarz, daß alle Gluten und Flammen sie zu erhellen nicht vermögen. In diese Wolke hüllt sich die Strafgöttin Azyoruka, welche jeden, durch den Spruch des Todtenrichters der ewigen Verdammniß Verfallenen mit Riesenarmen ergreift und in den Abgrund der Verzweiflung und des Verderbens ohne Ende stürzt.

Hier entstieg Erinia mit seinen Schützlingen dem Wagen, beugte sich dreimal vor dem Beherrscher der Unterwelt, und sagte: „Auf Schiva's Gebot bringe ich diese Flehenden, verfolgt von dem Tirann der Oberwelt, zu Dir, daß Du ihnen Schutz gewährest gegen Kehama, den allgewaltigen Rajah, der die Erde unterjocht, des Paradieses sich bemächtiget hat, und nun in seinem ruchlosen Übermuth auch hier erscheinen wird, das Reich der Unterwelt zu besiegen, hier, wo die Macht des Schicksals ihm das Ziel setzen wird."

Yamen erwiederte: „Die Stunde der Entscheidung naht. Harret, duldend und gläubig!"

27.

Indeß hatte Kehama, der allgewaltige Beherrscher der Erde, sich durch seine Zaubermacht auch des Wohnsitzes der Götter bemächtigt, und er kam nun mit allen Attributen eines Gottes gerüstet, in die Unterwelt, um auch ihr Gebieter zu werden. Schon begann der Kampf mit Yamen. Die Finsterniß der schwärzesten Nacht umgab die Kämpfenden. Todesstille und Schauder herrschten im Höllengebiete.

Bald war der unsichtbare, grauenvolle Kampf entschieden. Düsterrothe Glut erhellte das Dunkel. Zu Kehama's Füßen lag Yamen; der siegende Rajah setzte seinen Fuß auf den Nacken des Besiegten, und prangte, auf dem Grabmal sitzend. Nun erblickte er den ihm gegenüberstehenden, von den drei glühenden Gestalten gestützten goldenen Thron, und er rief ihnen mit gebieterischer Stimme zu: „Wer seid ihr? für wen hat das Schicksal den Herrscherthron bestimmt? und warum sind euer nur drei?" —

Ihm antwortete die erste Gestalt: „Ich, der auf Erden kein Verbrechen scheute, um Schätze auf Schätze zu häufen, ward verdammt, hier ewig meine Verbrechen zu beweinen."

Die zweite sprach: „Ich, der als Eroberer meinen Menschenbrüdern unzählige Leiden verursachte, ich, der ich unrechtmäßig einen geraubten Thron bestieg und als Tirann herrschte, — ich ward verdammt, hier ewig meine Verbrechen zu beweinen."

Und die dritte: „Ich, der die Unschuld mordete, das Recht und alles Heilige mit Füßen trat, — ich ward verdammt, hier ewig mein Verbrechen zu beweinen. Und sieh! wir sind nun unser drei. Ein Vierter muß noch kommen, unsere Qual zu theilen, den vierten Theil der Last auf sich zu nehmen, damit Yamen's Thron in seiner Herrlichkeit erhaben wieder prange. Er muß uns Schuldbelasteten gleich sein an Schuld. Kehama, komm! Wir harren Deiner schon lange!"

Kehama erwiederte die schauderhafte Aufforderung

mit schallendem Hohngelächter, und wendete sich an die bebende Kailyal mit den Worten: „Du, die sich vor mir hieher geflüchtet, Ohnmächtige! erkenne nun, wie fruchtlos jedes Wesen sich meinem Willen widersetzt. Mein mußt Du sein. Bestimmt bist Du vom Schicksal, den Becher der Unsterblichkeit mit mir zu trinken und den Thron der Welt mit mir zu theilen. Ergib Dich und reize nicht meinen Zorn zu Deinem Verderben!" —

Kailyal antwortete: „Du bist allgewaltig, Kehama, und zu Deinen Füßen liegt die Welt; doch wisse: das entschlossene Herz und der tugendhafte Wille — sie sind frei! Nie, Rajah, nie kann zwischen Dir und mir Gemeinschaft sein!" —

Kehama erwiederte: „Noch einmal, Bethörte, leg' ich's dringend Dir an's Herz, nur einmal noch! Erblicke hier den goldenen Thron! Hier sollst Du mir zur Seite sitzen. Nimmst Du als meine Braut den Platz hier willig ein, so lege ich das Schönste der Erde zu Deines Vaters Füßen, und er soll König sein. Weigerst Du Dich, so soll er sogleich als die vierte Stütze dieses Thrones ächzend und jammernd hier stehen, und kein Flehen soll mich zur Gnade je bewegen."

Kailyal verneinte schweigend; Ladurlad schloß sie in seine Arme. Da befahl Kehama, in wildem Grimm auflodernd, den Amreta-Becher zu bringen, und sprach zum Grabmale gewendet: „Öffne dich! Gib heraus dein Kleinod!"

28.

Seinem Befehle gehorsam, öffnet sich das Monument; in seiner Marmorhöhlung liegt ein ungeheures, gräßliches

Gerippe. Kehama ruft: „Gib mir den Becher!“ — Sogleich erhob sich die grauenhafte Knochengestalt aus ihrer Ruhe, streckte einen Riesenarm aus, reichte dem Rajah den Becher, und sprach mit dumpfem Ton: „Nimm hin und trinke! Für Dich und Kailyal ist er bestimmt!“ —

Kehama setzte den Becher an den Mund. Während er trinkt, rufen die drei Glutphantome:

„Kehama, komm! Wir harren
Deiner schon zu lang!“

Der Unglückliche wußte nicht, daß die Eigenschaft des Trankes sich verändere, je nachdem der Trinkende gut oder böse ist. Er wollte dadurch unsterblich werden; er ward es, — aber nur zu seiner ewigen Qual. Indem die Glut endloser Leiden sein Innerstes durchströmte, erglühte auch sein Körper wie geschmolzenes Gold, und die drei Glutstützen des Thrones riefen mit gräßlichem Geschrei:

„Komm, Bruder, komm!
Wir harren Deiner schon zu lang.
Nun tragen wir nicht länger mehr
Allein ungleiche Last.
Komm, Bruder komm!
Wir sind nun unser Vier.“ —

Erliegend der Macht des Schicksals, die ihn auf diesen Punkt in diesem Augenblick erreichen mußte, gab Kehama, die Beute plötzlicher Verzagtheit und das Gegentheil von dem, was er war, den Becher dem Beingerippe zurück und nahm die leere Stelle der vierten Thronstütze ein. Yamen bestieg schweigend seinen goldenen Thron.

Nun befahl das Beingerippe auch dem zitternden Mädchen, vom Amreta-Becher zu trinken, den Willen der Götter zu erfüllen und ihr Schicksal zu erwarten. Gehorchend ergreift sie mit bebender Hand den Becher. Furcht und Erstaunen durchschauern ihr Innerstes, aber die Hoffnung der Gläubigen siegt. Sie läßt sich auf die Knie nieder, erhebt die Augen, aus welchen fromme Thränen hervorquellen, zum Himmel und spricht: „Ihr Himmelsmächte! ihr kennet meinen schuldlosen Willen; ihr kennet die Reinheit meines Herzens. Ihr lenket Alles, was da lebt und ist; wozu soll mir die Furcht?"

Sie hob den Becher an die blassen Lippen und trank. Das Auge der Gnade strahlte auf sie, wie der Mond auf die Silberfläche der reinsten Quelle. Indem sie in heiliger Entzückung kniet, lös't ihr irdisches Wesen sich in ätherischen Duft auf, nur das himmlische bleibt: der Geist und die zur Vollkommenheit geläuterte Liebe. Erinia ruft in der Überfülle seines Entzückens aus: „Nun bist Du mein, auf ewig mein!" — Kailyal vermag nichts zu erwiedern, als die Worte: „Auf ewig Dein!" Und Yamen spricht: „Tochter der Erde, nun des Himmels Kind! Wandle hin mit Deinem himmlischen Gefährten, dem Genossen Deiner ewigen Seligkeit, in den Paradieseslauben Dich endloser Wonne zu erfreuen!"

Kailyal zögerte, dem Gebote des Gottes zu gehorchen; ihre Augen zum Vater hingewendet, streckte sie nach ihm die Arme aus. Yamen sprach zu ihr die tröstenden Worte:

„Blicke nicht nach ihm zurück in der bangen Trennungsstunde! Wiederfinden wirst Du ihn in der Himmelslaube Deiner Mutter.“ —

Ein Wolkenwagen nahm sie und den Schutzgeist auf, mit ihnen emporschwebend.

Yamen blickte mit segnendem Lächeln auf Ladurlad, der sanft wie ein Kind, das sich, von keinem düstern Bilde gestört, von keiner Sorge gedrückt, vom langen Spiel ermüdet, hinlegt und einschläft, — in süße Ruhe dahinsank.

Yamen sprach: „Selig sei Dein Schlummer, noch seliger sei Dein Erwachen! Ein Himmelsmorgen strahle aus Deiner Erdennacht!“ —

Und Ladurlad erwachte in Yedillian's Paradieseslaube, und er fand Alle, die er liebte, um sich nimmer von ihnen zu trennen.

Balladen und Romanzen.

Dädalus.

I.

Künstler-Neid.

In seines Himmels Kunstgenuß
Schuf, göttlichbildend, Dädalus
  Gestalten, reich an Reiz und Leben.
Mit jedem Augenblicke schienen,
Von Seele leuchtend Blick und Mienen,
  Sie zum Olymp emporzuschweben.

Weit aus Minervens Heiligthum
Erschallt des Künstlers hoher Ruhm.
  Es kommen, um nach seinen Lehren
Des Geistes Schöpferkraft zu bilden,
Aus den entferntesten Gefilden,
  Kunstjünger, die den Meister ehren.

Vor Allen doch im Pantheon
Hob Talus sich, der Schwester Sohn.
  Auch Er schafft himmlische Gestalten,
Und zieht aus der Erfindung Tiefen
Sich Kräfte, die noch leblos schliefen,
  Um neues Kunstwerk zu entfalten.

Des Schlangenkinnes starkes Bein
Mit schneid'ger Zähne spitzen Reih'n
  Lehrt ihn, der Säge Schwert erzwingen;
Es muß das Eisen sich bequemen,
Am Rand der Zähne Form zu nehmen,
  Und trennend in die Stoffe dringen.

Zwei gleiche Eisenfüße fügt
In einen Knoten er geschickt;
  Steht einer, zieht der andere Kreise *),
Damit nicht Willkür die Gesetze
Des Ebenmaßes kühn verletze,
  Das Aug' des Schönen Wahrheit preise.

Allein des Schülers frühe Kunst
Raubt ihm des bangen Meisters Gunst.
  „Nicht soll er meinen Ruhm verkürzen!"
Er spricht's, und führt mit falscher Miene
Den Jüngling auf Cekropia's Zinne; —
  Zum Abgrund muß der Arme stürzen.

Bestrafend solche Freventhat,
Bannt Richterspruch aus Land und Stadt
  Den Künstler mit entweihter Seele:
„Die Hand, befleckt mit reinem Blute,
„Sie bild' uns nicht das Schön' und Gute,
  „Daß Schmach die Tempel nicht entstelle!"

---

*) Der Zirkel.

Gequält von Reue, foltert Schmerz
Des Künstlers allzu rasches Herz.
Sein Friedenshimmel ist verschwunden,
Zerrissen der Begeisterung Schleier.
Im Busen brennt ein Todesfeuer;
Der Seele Flügel sind gebunden.

„Weh mir!“ — er stöhnt's aus tiefer Brust,
Der Schlangenbisse sich bewußt —
„Weh mir! Entblättert ist mein Kranz,
„In Nacht verhüllt des Ruhmes Glanz.
„Wenn Frevel Herz und Hand beflecken,
„Kann keine Kunst den Genius wecken;“

„Kein Gott ruft den entweihten Sinn
„In's heit're Reich der Schönheit hin.
„Wie bild' ich himmlische Gestalt,
„Wenn Höllenglut im Herzen wallt?
„Was frommt's, den Marmor zu beleben?
„Kann Leben ich dem Todten geben?“

„Weh mir! Am Meisel klebet Blut,
„Zur Schöpfung fehlen Ruh' und Muth.
„Ich schaffe Götter — doch kein Glück!
„Mit jedem neuen Meisterstück
„Erbt sich des alten Frevels Kunde
„Unsterblich fort von Mund zu Munde.“ —

So klagt er fern vom Vaterland,
Bis er in Kreta Ruhe fand,
Wo König Minos, schwer gekränket,
Der Tochter Schmach in dunkeln Stellen
Dem Aug' der Sonne zu verhehlen,
Dem Künstler Huld und Gnade schenket.

Beseelt von fremder Zone Glut,
Erwacht sein Geist mit neuem Muth,
Und schafft, Verbrechen zu verstecken,
Ein labyrinthisches Gedränge
Voll Windung vielverschlung'ner Gänge,
Die kreisend meilenweit sich strecken.

Drin haus't des Minotaurus Wuth,
Genähret von dem jungen Blut,
Das ihm Athen alljährlich spendet.
Zerreißend faßt das Ungeheuer
Die Opfer schnell mit wildem Feuer,
Die, kaum entknospet, schon geendet.

Doch Theseus naht voll Heldensinn,
Die Liebe selbst zur Führerin.
Sein Schwert durchbohrt das Ungeheuer.
Zum schönen Lohn der schönen Thaten —
Ein kurzes Glück im Arm des Gatten!
Folgt Ariadne dem Befreier.

Zur Rückkehr ist das Schiff bemannt.
Voll Sehnsucht nach dem Vaterland,
Eilt Dädal an die Meereswogen.
Froh an der Hand des Vaters wallet
Sein Söhnlein Icarus. Schon schallet
Der Schiffer Lust zum Himmelsbogen.

Doch König Minos, ernst und streng,
Tritt in das wimmelnde Gedräng
Den flieh'nden Künstler zu erfassen:
„Nicht Rückkehr kann ich Dir gewähren.
„Leb hier in Freuden und in Ehren!
„Im Tod nur darfst Du mich verlassen."

„Mein mußt Du bleiben, Dädalus!
„Zu lieblich ist's, dem Genius
„Und seiner Schöpferkraft gebieten." —
Der Künstler: „Wisse! Kunst und Leben
Kann nur in Freiheit sich erheben;
Dem Zwang' entkeimen keine Blüten.

Den Genius hält nicht Zeit und Raum,
Das Schicksal selbst bezwingt ihn kaum.
Nicht hemmt ihr seinen Sternenflug,
Der stets hoch über euch ihn trug.
Mögt ihr auch Meer und Erde sperren —
Den Himmel könnt ihr mir nicht wehren."

II.

Ueberspanntheit und Kunstregel.

Entrüstet heißt der König ihn
Nebst seinem Sohn vom Ufer zieh'n
In des Palastes Marmorhallen.
Den Schein der Freiheit doch zu geben,
Läßt er die Gärten ihn durchschweben
Nach Künstlerlaune und Gefallen.

Doch alle Pracht birgt nicht den Zwang,
Kühlt nicht des glüh'nden Herzens Drang:
Er fühlet sich nur eingeschlossen;
Elysiums Gärten, gold'ne Mauern,
Erheitern nicht der Seele Trauern;
Der Genius schweigt, von Schmach umflossen.

Doch schnell wie Himmelsstrahl durchfliegt
Ein Bild ihn, das den Geist entzückt,
Und Ahnung gibt von dem, was oben
Das ganze Reich der Kunst entfaltet
Sich plötzlich, groß und schön gestaltet
Er fühlt sich hoch emporgehoben.

Rasch wird die irdische Natur
Geformt zur hohen Ätherflur.
Des Vogels glänzendes Gefieder

Versucht er künstlich nachzubilden
Zur Reis' in himmlischen Gefilden;
Nicht Müh', noch Schwierigkeit beugt nieder.

Vor Freude zitternd und doch bang,
Vereint er Federn kurz und lang;
Leim bindet sie; Wachs muß verkleben,
Der Kiele immer läng're Reihen,
Daß mit beweglichem Gedeihen
In sanfter Krümmung sie sich heben.

Das Ganze scheint ihm noch ein Traum;
Er glaubet seinen Augen kaum.
Des Söhnleins zarter Schulter schmieget
Er nun zuerst die Wunderschwinge;
Dann wird mit mancher starken Schlinge
Sie an den eig'nen Leib gefüget.

Nun Vater nur, nicht Dädalus,
Faßt er den Sohn mit heißem Kuß,
Und drückt an's Herz die zarten Hände:
„Eh' Du den Flug beginnest, höre
„Der Kunst und Weisheit kluge Lehre,
„Daß glücklich das Beginnen ende!"

„Stets fliege auf der Mittelbahn,
„Weil Äußerstes nie währen kann!
„Schwebst Du zu nah' an Staub und Fluten,

„Wird Last Dich bald zu Boden drücken.
„Laß Höh' auch nicht Dein Ziel verrücken!
„Verweg'nes schmilzt an Sonnengluten." —

Die Schwinge trägt den Vogel kaum
So leicht hin durch den lichten Raum
Als jetzo Sohn und Vater schweben.
Gleich ferne von den tiefen Wogen
Und von dem hohen Himmelsbogen
Entzückt sie unbeschränktes Leben.

Allein des Knaben rasches Blut
Entflammt zu bald verwegner Muth.
Der Erde niedriges Gewimmel
Wird ihm verhaßt; hoch will er schweben;
Der junge Geist, voll kühnem Streben,
Brennt vor Begierde nach dem Himmel.

Die Klugheit däucht ihm klein; empor
Schießt er zum nahen Sternenchor,
Und schwimmt in einem Meer der Wonne.
Nicht glaubet er des Fluges Grenzen,
Scheut nicht des Mondes mild'res Glänzen,
Und stürmt im Wahn bis an die Sonne.

Jetzt schmilzt das Wachs; der Schwinge Bug,
Die zu hoch den Verweg'nen trug,
Dient, federlos, nicht mehr zum Fliegen.

Kahl sieht er sich an beiden Armen;
Um Hilfe rufend und Erbarmen,
Stürzt er so schnell, als er gestiegen.

Das Meer empfängt den bleichen Raub,
Verschlingend ihn, wie leichtes Laub.
Zu spät erspäh'n des Vaters Blicke
Verschmähter Lehre böses Enden;
Er kann das Unglück nicht mehr wenden,
Und weichet seufzend dem Geschicke.

„Mir raubet Nemesis Gebot
„Den Sohn für Schwestersohnes Tod.
„Kunst tröstet kein entweihtes Herz;
„Unsterblich währen Ruhm und Schmerz!"—
So klaget er. Mittrauernd grüßten
Den Landenden der Heimat Küsten.

Die Todesglocke.

I.

Den Becher voll von duft'gen Wein,
Lag Ritter Wolf von Hartenstein,
Ein glühend Nordlicht anzuschauen,
Die Blicke selbst im Frohsinn wild;
Doch saß, voll Liebe und Vertrauen,
Ein Brautpaar ihm zur Seite mild,

Die Tochter Kunigunde,
Sanft wie die gute Stunde;
Das Herz von Liebe warm,
Ruht sie in Heinrichs Arm!

*

Rasch treten Knappen in den Saal;
Wolf hebt den Schedel derb und kahl,
Es stehen in des Trosses Mitte
Zwei schöne Knaben blaß und zart.
Der Ritter frägt mit rauher Sitte:
„Sprecht, weßhalb ihr ergriffen war't!" —
„Den Bübchen thät behagen,
„Ein Häslein sich zu jagen
„Nah' an der Burg im Wald."
So die Anklag' erschallt.

*

Der Ritter höhnt: „Hat's wohl behagt?
„Ihr habt euch nur den Tod erjagt;
„Will euch die künft'gen Frevel sparen,
„So fährt ihr doch gen Himmel auf.
„Bis morgen sollt sie aufbewahren,
„Dann schließt den jungen Lebenslauf!" —
Vergebens ruft der Armen
Gewimmer um Erbarmen;
Ihr Stöhnen dringt nicht ein
In's Ritterherz von Stein.

*

Sie faßt des Felsenkerkers Nacht;
Doch als die Sonne kaum erwacht,
Naht sich ein Zug ehrwürd'ger Bürger,
Und wird zum Ritter eingeführt.
Sie stehen zitternd vor dem Würger,
Den keine ihrer Bitten rührt:
„Wollt nicht zu strenge richten,
„Und Gottes Gab' vernichten!
„Ach schont das junge Blut,
„Des Vaters einz'ges Gut!"

*

Und bleich tritt nun ein Greis hervor,
Kniet hin, und hebt die Händ' empor.
Die Thräne schleicht von hohlen Wangen,
Es sinkt das Haupt, von Schnee umkränzt;
Die Stimme hält der Schmerz gefangen,
Im Auge kaum noch Leben glänzt.
Mitleid ergreifet Alle:
Von Seufzern stöhnt die Halle.
Er scheint ein Bild von Stein
Am Kirchhofgrab zu sein.

*

Und endlich rufet dumpf und leis
Aus seinem Innersten der Greis:
„Gott ist der Vater von uns Allen —
„Der Knaben Vater — ach — bin ich!
„Laßt nicht den Todesruf erschallen!
„Er tönt zu früh, zu fürchterlich.

„Gott speiset ja die Armen;
„Drum hab' auch Du Erbarmen!
„Mir blieb kein Bissen Brot,
„Sie trieb die bitt're Noth." —

*

Wolf schlürft den Becher aus voll Ruh';
Dann spricht er grinsend: „Wer bist Du?
„Hat Dich das Grab zurückgegeben?" —
Der Greis: „Ein Glöckner bin ich, Herr,
„Und nähre kümmerlich mein Leben;
„Es wird die Arbeit mir zu schwer.
„Daß ich nicht Hungers sterbe,
„Hilft mir in dem Gewerbe
„Des ältern Knaben Hand
„Treu bis zum Grabesrand." —

*

„Und Wolf: der Brut gebührt der Tod!
„Sünd' bleibet Sünd' auch in der Noth." —
Ohnmächtig stürzt der Greis darnieder,
Der Schmerz nur läßt ihn nicht vergeh'n;
Auf rafft er sich vom Boden wieder,
Vermag mit Wunderkraft zu steh'n:
„So stirb' denn selbst nicht minder,
„Herzloser ohne Kinder!
„Dein blut'ges Leichentuch
„Umheule Menschenfluch!" —

*

Hin schreitet er; es schweigt im Saal.
Die Stille bricht des Ritters Schall!

„Halt! nur des Jüngern Blut soll fließen,
„Doch mußt Du für die Gnade mir
„Alsbald ein Todtenglöcklein gießen!
„Das sei des Kerkerthurmes Zier.
„Und geht der Bub' zum Blocke
„So ziehst Du selbst die Glocke,
„Und machst die Sterbestund'
„Dem ganzen Gaue kund!"

*

„Du selber hast den Tod verdient,
„Weil Du Dich frevelhaft erkühnt,
„Mir Flüche auf das Haupt zu senden.
„Gehst' Du nun die Bedingniß ein,
„Magst Du den Tod von Dir abwenden,
„Und einen Buben auch befrei'n.
„Willst Du nicht dies erfüllen,
„So höre meinen Willen:
„Du stirbst nach Beider Tod,
„Von ihrem Blute roth!"

*

Umsonst stürzt Kunigunde hin,
Zu beugen den entmenschten Sinn;
Umsonst sind Heinrich's heiße Bitten;
Die Hölle fühlt kein Sonnenlicht!
Als lang der Greis mit sich gestritten,
Wankt er zum Ritter hin und spricht:
„Kann ich den Einen retten,
„Magst Du den Zweiten tödten!

„Den Einen schütze Gott —
„Ich folg' des Andern Tod'!" —

*

Der einen Rettung hocherfreut,
Vergißt der Greis des Andern Leid,
Und schreitet ängstlich rasch zu Werke
Mit rastlos eifrigem Bemüh'n;
Den morschen Leib hebt neue Stärke,
Daß von dem Fleiß die Adern glüh'n.
Die Glocke zu vollenden
Gelänge seinen Händen,
Doch fehlet zu dem Schall
Der Glocke noch Metall.

*

Was er vom Ritter auch begehrt,
Ihm wird nicht Stoff' noch Hilf' gewährt;
Der wünscht der Glocke kein Gelingen,
Damit er labe seine Wuth,
Säh' er das Werk ihn nicht vollbringen,
Und strömen aller Dreien Blut.
Der Greis den Freunden allen
Läßt seine Klag' erschallen:
„Errettet mir den Sohn,
„So werd' euch Gottes Lohn!"

*

Und sieh! von allen Straßen nah'n
Die Freunde schon zur Burg heran;
Verehrter Heil'gen Bilder tragen

Sie auf den Schultern fromm und still:
„Wo Stolz und Härte Menschen plagen,
Ist Helfen Gottes heil'ger Will'.
Nimm hin des Hauses Schilder,
Der Heiligen Schutzbilder!
Sie schützten uns so lang';
Sei ihrer Hilf' nicht bang!"

*

Auflechzt des Feuers rothe Glut;
D'rin schmilzt der Freunde frommes Gut.
Die Glocke steht in ihrer Schöne;
Da blickt der Greis zum Himmel auf:
„Bald schallen nun die Schreckenstöne,
„Zu enden eines Sohnes Lauf!
„Wer darf auf Menschen bauen?
Nur Gott will ich vertrauen,
Das Leben schuf uns Gott; —
Er schuf uns auch den Tod!" —

*

Doch wie er noch zum Himmel blickt,
Naht ihm, vom Ritter abgeschickt,
Ein Knappe; dem erschallt's vom Munde:
„Erfahr', o Greis, die höchste Noth!
„Der Ritter will zu dieser Stunde
„Erblicken Deines Söhnleins Tod!
Eh' zehn Minuten flieh'n,
Mußt' Du die Glocke zieh'n!" —

Verzweifelnd spricht kein Wort
Der Greis — und eilet fort.

II.

Er klettert auf, den Thurm entlang;
Schon schwebt die Glocke hoch am Strang,
Er ziehet rasch, er ziehet wild;
Dumpf schallt die Glocke durch's Gefild;
Sie stöhnet gräßlich, schwer und bang —
Und alle fasset wüthender Drang,
Er aber steht, ein Geist der Nacht,
Hoch oben, und Verzweiflung erwacht
Tief unter ihm in der Erde Tiefen,
Daß aufsteh'n die Todten, die lange schliefen,
Und, von den schrecklichen Klängen verlezt,
Der Himmel verdunkelnd sich entsezt.
Es ächzet der Greis, er müht sich hart;
Es weht in den Winden der graue Bart,
Und durch die Wolken dringen
Sein Bitten und sein Singen:
„Rase, Glocke, rase!
„Rase von dem Thurm!
„Rase, Glocke, rase!
„Heule durch den Sturm!
„Herauf, herauf, ihr Todten!
„Zum Todesfest erscheint!
„Verzweiflung ist dem Armen
„Der lezte Freund."

„Herab, herab, ihr Wolken!
„Sendet euern Blitz!
„Vernichtet des Entmenschten
„Gräuelvollen Sitz!
„Rase, Glocke, rase!
Ächze von dem Thurm!
„Bis die Todten aufersteh'n,
„Burg und Frevler untergeh'n,
„Rase, Glocke, rase,
„Heule durch den Sturm!
„Fort und fort und ohne Ende
„Reg' ich hier die Kochenhände,
„Bis Verzweiflung Alle faßt,
„Und der Tod hier schwelgend praßt."

III.

So schallet schrecklich das Geläute,
Herab vom grauenvollen Thurm,
Schallt unermeßlich in die Weite;
D'rein heulet wilder Sturm.
Die Glocke tönt, die Glocke dröhnt,
Bis ringsumher Verzweiflung stöhnt.
Wahnsinn ergreift das junge bräutliche Paar,
Und Heinrich stürzt in den eigenen Stahl,
Und mit sträubendem Haar
Saust Kunigundens stürzender Fall
Vom Erker auf die Klippen hinab;
Das rauhe Gestein wird ihr blut'ges Grab.

Und in den Wolken stürmt ein Gewitter,
Und strömt sein Feuermeer herab,
Zerschmettert Burg und Fels in Splitter,
Und es dampfen die rollenden Trümmer
In des Feuers Höllenschimmer,
Und es hallet zu des Todes Beute
Noch immer fort und immer
Das gräßliche Geläute,
Bis — ein Fluch sein letztes Wort —
Des Blitzes Strahl den Ritter durchbohrt.
Nun schweigt des Sturmes Toben,
Und Helle glänzt von Oben;
Die düstern Wolken fernhin ziehen.
Weste schmeicheln, Blumen glühen.
Entathmet und entseelt,
Und unversehrt dem Tod vermählt,
Sinkt nun der Greis vom Thurm hinab,
Und wo er sinket, wird zum Grab
Die Ruhestelle ihm erwählt;
Und hold, im lichtumfloss'nen Schimmer
Der eingestürzten Trümmer,
Erscheinet, kniend, sich umschließend,
Das Tageslicht begrüßend,
Das Knabenpaar, in Glorie verklärt:
Denn Unschuld ist dem Himmel werth;
Und mag die Welt in Schutt versinken —
Dem Reinen wird sein Engel winken!

Die Messe um Mitternacht.

Stolz stand Graf Hugh im Rittersaal
In Mitte seiner Ahnenbilder;
Laut schmetterte Trompetenschall,
Hell schimmerten die Wappenschilder.
Ihm huldigten beim lauten Feste
Die heitern Scharen hoher Gäste,
Ihm kos't die Tochter zart und weich,
Ludmilla, mild und engelgleich.

*

Verklärt erscheinet die Gestalt,
Und jeder Blick ist eine Seele,
Und haucht der Liebe Allgewalt! —
Auf daß sie einen Gatten wähle,
Versammelte zum schönen Feste
Der Vater die erlauchten Gäste;
Doch sie hat — ach! zu früh gewählt,
Ihr Herz dem Edelsten vermählt.

*

Vergebens schimmert Band und Stern;
Der Freier Mühe ist verloren:
Ach, Ludwig steht dort, still und fern,
Und ihn hat sie sich auserkoren.
Entsprossen adligem Geschlechte,
Gab ihm Natur auch hohe Rechte;

Doch stürzt' ein feindliches Geschick
Sein Haus; es flohen Macht und Glück.

✻

Der Graf, dem Hause fern verwandt,
Berief zu sich den armen Knaben,
Der, für das Edelste entbrannt,
Mit jedem Tage schön're Gaben
Entfaltet. Wohl dem Wackern, — bliebe
Nur seinem Herzen fern die Liebe!
Doch sie wächst auf mit ihm zugleich,
Und öffnet ihm ihr Zauberreich.

✻

Wohl schmettert nun Trompetenschall,
Wohl schimmern Gäst' und Wappenschilder
Im vollgedrängten Rittersaal —
Ludmillen sind es Marmorbilder!
Doch als der Vater seinen Willen
Befehlend bittet zu erfüllen —
Will Sinn und Leben ihr entflieh'n,
Und athemlos sinkt sie dahin!

✻

Schnell ahnt der Graf des Weigerns Grund,
Und Ingrimm tobt in seinem Herzen.
Verbannung thut er Ludwig kund,
Nicht achtend seiner eignen Schmerzen.
„Geh'," spricht er, „such' Dir and're Sterne!
„Denn Heilkraft wohnt in Zeit und Ferne;

„War Vater Dir; aus Kindespflicht
„Beraube mich des Kindes nicht!"

✵

Die schweren Worte graben sich
Tief in des Jünglings edle Seele;
Sie fordern drohend fürchterlich,
Daß er dem Elend sich vermähle.
„So fahret hin, der Erde Freuden!
„Von Lieb' und Leben muß ich scheiden;
„Mein Herzensblut, geweiht dem Tod,
„Ihr wandle sich's in Morgenroth!" —

✵

So ruft er Lebewohl der Welt,
Und bleich zwar, doch mit festem Schritte,
Trägt er, der Liebe Todesheld,
Zum Grafen ernst die letzte Bitte:
„Die Liebe ist des Lebens Zierde,
„Drum werd' ihr nie des Fluches Bürde!
„Ihr nahmt mich einst an Euer Herz —
„Für Euch zu groß ist mir kein Schmerz."

✵

„Nichts kommt der Lieb' hienieden gleich,
„Doch Dankbarkeit ist ihre Schwester.
„An Gram und Lust sind Beide reich,
„Und wer sie trennt, vereint sie fester.
„Verzeiht der Jugend Träum' und Schwächen!
„Die Pflicht gebeut, — das Herz muß brechen.

„So laßt mich zieh'n in Tod und Schlacht,
„Daß Ruhe mir und Euch erwacht!"

*

Es fühlt der Graf sich tief gerührt
Von seines Pfleglings Blick und Rede,
Und aus der Scheide schnell geführt
Hat er das Schwert und rufet: „Bete!"
Der Jüngling stürzt mit Frost und Glühen
Zur Erd' und ruht auf seinen Knien;
Und dreimal steigt und sinkt das Schwert,
Das Ritterehre ihm gewährt.

*

„Zieh hin, mein Sohn! Gott sei mit Dir!
„Erfüllter Pflicht folgt Glück und Friede.
„Erwirb Dir Ruhm, des Ritters Zier,
„Und werde nie des Guten müde!
„Als eignes Kind bleibst Du mir theuer;
„Doch nimmer duld' ich jenes Feuer,
„Wovon Dein Herz zur Schwester glüht,
„Daß äußerer Glanz dem Hause blüht."

*

Und bebend fühlt Ludmillens Hand
Den Abschiedskuß, die letzten Thränen,
Und flüstert, schmerzvoll abgewandt:
„Dein Schutzgeist sei mein heißes Sehnen!" —
Schon zieht er an des Heerbanns Spitze,
Schaut Helmesflammen, Lanzenblitze,

Geleitet von getreuer Schar
Zu Ruhm und Sieg, Schmerz und Gefahr.

*

Drei volle Jahre sind dahin
Und zwanzig Schlachten sind geschlagen,
Und Ruhm und Ehre sein Gewinn;
Das Äußerste sieht man ihn wagen,
In's wildeste Getümmel stürzen,
Der Lebenstage Zahl zu kürzen.
Oft ist sein Leib vom Blute roth —
Doch flieht ihn der gesuchte Tod.

*

Einst, auf dem Schlachtfeld liegend, stöhnt
Der bleiche Jüngling auf in Schmerzen:
„Wie sehr der Wunden Menge brennt,
„Mehr schmerzt die Wunde tief im Herzen;
„Wenn Ruh' entfloh, vermag kein Kämpfen,
„Kein Sieg den Flammentrieb zu dämpfen;
„Die Ruhe Gott allein verleiht —
„Ihm sei mein Gram sofort geweiht!" —

*

Ab legt er Panzer, Helm und Schwert,
Eilt in des Büßerkleides Trauern,
Gebeugt und still in sich gekehrt,
In eines Klosters dumpfe Mauern.
Selbst in der Mönche heil'gem Kreise
Wird angestaunt des Jünglings Weise.

Was Feindeswaffen nicht gelang,
Vollendet hier des Schmerzes Drang

*

Einst ward er von der Brüder Schar
Vermißt im Chor und in der Zelle;
Ach! leblos vor dem Hochaltar —
So lag er an der Stufen Schwelle;
Wie im Gebete hingegossen,
Vom Licht der Lampe hell umflossen;
Und in des Kreuzgangs Mauer barg
Der Mönche Todtenlied den Sarg.

*

Ludmilla, arme Dulderin!
Empfand Dein Herz die Todesstunde?
Vergebens tönt dem bangen Sinn
Verehrung aus der Freier Munde!
Vergebens eifern Pracht und Feste!
Es fehlt dem Leben ja das Beste,
Dir fehlt das heißgeliebte Herz;
Das ruht im Grab mit seinem Schmerz!

*

Es stirbt des Auges Ätherglut,
Im Antlitz trauert Geisterblässe;
Entschwunden ist der Lebensmuth,
Und sie erliegt des Schmerzes Größe.
Sie faßt unendlich banges Sehnen;
Dem Einen fließen ihre Thränen.

Ihn denkt sie nur, Ihn sieht sie nur;
Sein Grab und Tempel ist Natur.

*

An's Krankenlager fesselt bald
Verhohlner Gram die jungen Glieder;
Die seelenvolle Huldgestalt
Welkt blumengleich zur Erde nieder. —
Gespenstisch-grau der Abend sinket;
Geheim das Chor der Sternlein winket,
Umhüllt vom Trauerflor der Nacht;
Und Ahnungsschauer kalt erwacht.

*

Nur eine Lampe schwach erhellt
Des goth'schen Saales weite Räume;
Des Zwielichts düst'res Grau'n vermählt
Mit Wirklichkeit die Fieberträume.
Und einsam schmachtet sie im Harme,
Und hebt zum Himmel auf die Arme,
Und stöhnet matt und fleht zu Gott:
Er wolle enden ihre Noth.

*

Schlafähnlich faßt Ermattung sie;
Doch plötzlich Licht um's Lager wallet,
Wie Purpurglut der ersten Früh'
Den dunkeln Himmel schwach durchstrahlet.
Matt hebet sie die bangen Glieder;
Entzückt und bebend sinkt sie nieder.
Hoch schlägt das Herz, hoch wallt die Brust
Von Glut und Frost, von Schmerz und Lust.

*

Ein schwarzes Leichentuch erscheint,
  Das aufgespannt im Saale schwebet;
Auf dessen dunkelm Grund vereint
  Ein weißes Kreuz sich hell erhebet;
Und am Altar in Todesbläſſe
Ein Priester liest die stille Messe,
  Das Haupt gesenkt und ohne Laut,
  Wie einer, der auf Gott nur baut.

*

Und Andacht füllt Ludmillens Herz;
  Sie betet, faltet fromm die Hände,
Und blicket fest und himmelwärts,
  Gewiß, daß nun ihr Leiden ende.
Und auf von seinen Knien hebet
Der Priester schweigend sich und schwebet
  Die Stufen des Altars hinan,
  Um sich dem Heiligsten zu nah'n.

*

Sich wendet jetzo die Gestalt,
  Und hebt den Arm empor zum Segen,
Und: „Friede sei mit Dir!" so schallt
  Der Dulderin sein Ruf entgegen.
Schon schwelgt sie an den theuern Zügen
Und muß der Himmelslust erliegen;
  Das Auge sinkt, es ruht das Herz —
  Den Geist trägt Liebe himmelwärts.

Tasso's Verklärungsnacht *).

Zum lauten Tage ist die Nacht geworden,
Getümmel wälzt sich durch die Straßen hin;
Es strömen unaufhörlich rege Horden,
Die nach dem Kapitole zieh'n,
Das, glänzend wie der Vorwelt Geisterorden,
Im Mondlicht ruht, ein Riese im Ruin.
Dahin nun drängen Männer sich und Frauen,
Den schöngewund'nen Lorbeerkranz zu schauen.
Tasso! Tasso! Roma hallt
Laut von Deinem Preise wieder;
Nur zu Deinem Feste wallt
All die Menge auf und nieder

---

*) Tasso, durch Liebe und Lieblosigkeit gleich heftig zerüttet an Leib und Seele, und vom Unglücke verfolgt, wie kaum irgend ein Dichter, brachte die letzten Monate seines 52jährigen Lebens in Rom zu, um sich der, vom Cardinal Cinthio Adobrandini beim Papste ihm erwirkten Ehre der feierlichen Krönung auf dem Kapitol zu erfreuen. Clemens VIII. sagte selbst bei dieser Gelegenheit zu dem Dichter die schönen Worte: »Ich biete Euch den Lorbeerkranz, damit er von Euch die Ehre empfange, die er Andern verlieh.«

Die Feierlichkeit sollte im Frühling des Jahres 1595 vor sich gehen. Tasso's Gesundheit hatte aber schon so sehr abgenommen, daß er sich in das Kloster St. Onuphrio bringen ließ, um sich zu dem herannahenden Tode vorzubereiten. Er starb daselbst am 25. April des genannten Jahres.

Wenn aus dieser schönen Nacht
Herrlich nun der Tag erwacht,
Wird mit tausend Jubeltönen
Dich der Kranz des Ruhmes krönen.

*

Hell und leuchtend liegt der Kranz auf Purpurkissen,
Ein Bild vom glückumstrahlten Geistesglüh'n;
Das Holde bei Erhabenem nicht zu missen,
Schmiegt an das Gold sich freundlich mildes Grün.
Aus jedem Blatt will neue Freude sprießen,
Aus jedem Blatt will frischer Muth erblüh'n,
Für ein in Lieb' und Schmerz verglomm'nes Leben
Das müde Haupt als Glorie zu umschweben.
Tasso! Tasso! O wach' auf!
Sieh! die Demantsterne weichen;
Vor des Tages Heldenlauf
Müssen sie in Gram erbleichen. —
Ach! er schlummert — höret nicht,
Welchen Kranz ein Volk ihm flicht,
Ruht in St. Onuphrio's Zelle
Lächelnd auf geweihter Stelle.

*

Schon schmücken sich die Edelsten der Schönen
Mit Allem was Natur und Kunst vermag,
Des Dichters Haupt mit zarter Hand zu krönen
Am späten, aber schönsten Lebenstag.
Vom heil'gen Vater selbst die Worte tönen,
Die Rom ergreifen, wie ein Zauberschlag:

„Wie manchem Haupt der Kranz auch Schmuck gewähre,
Er wird dem Kranz verleihen Ruhm und Ehre."
Tasso! Tasso! Und Dir schafft
Nicht ein neues Lebensfeuer,
Solcher Weihe Segenskraft?
Sind verstummt denn Seel' und Leier? —
Ach! im bleichen Körper ruht
Die verglomm'ne Lebensglut;
Ach! für seine Herzenswunden
Wird kein Balsam mehr gefunden!

*

Und sieh! In alter Herrlichkeit erscheinet
Vor Dir nicht Roma, die glorreiche, nur;
Denn mit der Weltbeherrscherin vereinet
Feurig wetteifernd auch sich die Natur;
Dich Hohen, den bald eine Welt beweinet,
Will auch verherrlichen des Himmels Flur.
Schon trägt die Nacht, Dein Fest schön zu besorgen,
In ihrem Schooß den schönsten Frühlingsmorgen.
Tasso! Tasso! — Eitler Ruf!
Ach, zu viel hast Du geduldet;
Für das, was Dein Genius schuf,
Bleibt Dir eine Welt verschuldet! —
Wach' empor! Erwache! Schon
Sollst Du ernten Deinen Lohn. —
Ach, er schläft in enger Zelle;
Um ihn wird's — nicht in ihm helle!

*

Schon ist der längste Theil der Nacht verflossen,
Und schlaflos steh'n sie um den Schlafenden.
Wohl kann aus Staub die neue Blume sprossen,
Entschlafner Schmerz läßt keine Blüte seh'n,
Und blüht er, ach! so blüht er nur dem großen,
Der Ewigkeit geweihten Aufersteh'n.
So laßt ihn ruh'n! Er schwebt mit freiem Herzen
Hoch über Erdenleid und seine Schmerzen.
Tasso! Tasso! Ruhe still!
Sänger! Hohe Siegeslieder
Grüßen freudig Dich am Ziel.
O, erwache ja nicht wieder!
Sanft verloschen ist Dein Licht;
Ruft die Welt Dich, — trau' ihr nicht!
Wohlgebettet in der Zelle
Ruh' auf gottgeweihter Stelle!

*

Und sieh! Schon legen mit geschäft'gen Händen
Die stillen Mönche ernst den Starren hin;
Antlitz und Arme sich zum Himmel wenden,
Gebete leise von den Lippen flieh'n
Dahin, wo Leid und Klage lächelnd enden,
Aus Thränensaaten Freudenperlen blüh'n.
Was sollen ihm nun Jubelfest und Kronen?
Den Freien kann kein Erdenglück mehr lohnen!
Tasso! Tasso! Rosenschein
Glänzt durch's Fenster Deiner Zelle;
Laß Dich nicht verlocken! Nein, —

Irdisch nur ist diese Helle!
Trau' nicht diesem falschen Licht!
Schlummere fort! Erwache nicht!
Wohlgebettet in der Zelle,
Ruh' auf gottgeweihter Stelle!

*

Was hoch in eiteln Morgenwolken glühet,
Es ist der Lebenstäuschung bunter Schaum!
Was um Dich her am Sarge selbst noch blühet,
Es ist des ird'schen Hochmuths nicht'ger Traum!
Die Liebe, die der Schmerz zum Grabe ziehet,
Sie schwingt sich auf, hoch über Zeit und Raum.
Des Schönen Heimath ist ja nicht hienieden;
D'rum wird Dein Lohn erst jenseits Dir beschieden
Tasso! Tasso! Sanft verklungen
Ist Dein Lebens-Schmerzenston,
Aber ewig wird gesungen,
Was Du sangst, in Hütt' und Thron,
Kein vergänglich nicht'ger Kranz
Soll Dir leihen Haß und Glanz,
Denn ein höh'rer ward beschieden,
Dir zum ew'gen Heil und Frieden!

*

Schon leuchtet rings des Frühlingsmorgens Glühen,
Des leidenvollen Lebens Nacht zerrinnt;
Am Himmel Deine Siegesblumen blühen,
Wo Dir der Tod Unsterblichkeit gewinnt,

Und Engelstimmen segnend um Dich ziehen,
Und herrlich Dein Verklärungsfest beginnt.
Und horch! Dir ruft von Gottes Thronesstufen
Die heilige Muse, die Du einst gerufen:
Tasso! Tasso! Schweb' empor!
Flieh' den Lorbeerkranz hienieden!
Aus ihm quillt nur Gift hervor,
Doch die Palme labt den Müden.
Sternendiademe blüh'n
Aus der Dornenkrone Glüh'n.
Gottes Reich hast Du gesungen;
Dort nur wird Dein Lohn errungen!

Plinius Sekundus.

Schon wankte die Erde, schon bebte der Himmel,
Es tobte erbrausend das schäumende Meer:
Als, gräßlich geborsten, mit Donnergetümmel,
Felstrümmer und flammendes Flutengewimmel
Vesuv herauf sandt'! — ein vernichtendes Heer!

Bang dränget auf Wegen der Eilenden Flüchten,
Es hemmet der Eilenden Flüchten der Tod.
Nicht achtend die schönsten die heiligsten Pflichten,
Denkt Jeder, vernichtend im weiten Vernichten,
Nur eigene Rettung, nicht Anderer Noth.

Nur Plinius hegte, umdroht von Gefahren,
Noch hohes Gefühl für nicht eigenen Schmerz,
Nur Plinius konnte noch Liebe bewahren,
Sah flüchtend die Mutter, gefesselt von Jahren,
Sah eig'ne Gefahr nicht, und flog ihr an's Herz.

„O Sohn, o Geliebter! Ach! Rette Dein Leben!
„O flüchte aus Liebe zu mir von mir fern!
„O Sohn, o Geliebter! Erhalte Dein Leben!
„Als ich Dir das theu're mit Wonne gegeben,
„War nah' ich dem Tode — drum duld' ich ihn gern.“

Mit Jugendkraft rett' ich Dir, Mutter! das Leben.
Du trugst mich am Herzen, Dich trage mein Arm!
O Mutter, Du Theu're! Ich rette Dein Leben.
Als Du mir das süße mit Wonne gegeben,
Warst nah' Du dem Tode, drum schützt Dich mein Arm!

„Mich fesselt die Last, ich erliege den Jahren,
„Mich rettest Du nimmer, so rette nur Dich!
„Mich tödtet Dein Weilen in diesen Gefahren;
„In Deinem nur sollst Du mein Leben bewahren!
„Es blühe glückbringend! Mein Segen für Dich!“ —

O Mutter, o Theu're! Werth ist mir Dein Leben,
Wenn ich Dich entreiße dem nahenden Tod.
O laß mich das süße, das Du mir gegeben,
O laß mich das Leben durch Liebe beleben!
Ich rette Dich dankbar, mich rettet ein Gott.

Da faßt er die Mutter mit frohem Bemühen,
Mit Jugendkraft eilend auf schwankendem Pfad.
Des Erebus schreckliche Nächte umziehen,
Schnell düster aufleuchtend mit stygischem Glühen,
Die Flüchtigen, kraftlos dem Meere genah't.

Wild folgen nacheilend die flammenden Fluthen,
Ein Feuermeer woget im Nachtgrau'n das Land;
Doch Liebe glüh't länger als irdische Gluten!
Es stockt der erstaunende Strom, und den Guten,
Den Rettenden rettet der Himmlischen Hand.

Der Stab des Popilius.

I.

Kühnheit, Beherrscherin erstaunter Zeit!
Des Heldenthumes Mutter fort und fort!
Du siegst — oft ohne That — durch bloßes Wort,
Weil du dich zeigst hoch über Sterblichkeit!

Auf Ägyptus glüh'nden Fluren,
Sonst an Erntesegen reich,
Dampften jetzt Verheerungsspuren,
Scholl der Schwerter Todesstreich.
Voller als des Nilus schwarze Wogen,
Ward des Krieges Blutstrom fortgezogen.

Aus der Ptolomäer Herzen
    War die Bruderlieb' entfloh'n;
Mit der Rachsucht Höllenschmerzen
    Trennte Zwietracht Land und Thron,
Und es stürzten fremder Feinde Scharen
Auf die Bürger, die sich feindlich waren.

Schon erschien mit Heeresmacht
    Syriens Herrscher, Antioch,
Des entzweiten Landes Pracht
    Schnell zu beugen seinem Joch.
Seiner Krieger wilde Horden zogen
Unaufhaltsam wie des Nilus Wogen.

Sieh, da stiegen feierlich
    Roms Gesandte jetzt an's Land;
Wuth und Sturm vor ihnen wich,
    Denn sie waren hergesandt,
Ruh' und Eintracht herzustellen wieder
In dem Reich der königlichen Brüder.

Weise, streng, gerecht und kühn
    Tritt Popil, den nichts erweicht,
Ernst zu Syriens König hin,
    Der voll Huld die Hand ihm reicht;
Doch der Römer, trotzig und gelassen,
Säumt, die dargebotene zu fassen.

„Erst," so spricht er, „thu' mir kund,
Ob Du des Senates Freund?
Ob zu Roms verehrtem Bund
Geist und Wille sich vereint?
Lies vor Allem des Senates Schreiben!
Dann belieb's, Freund oder Feind zu bleiben.

Schnell befolgt der Fürst das Wort,
Lies't des Schreibens strengen Sinn,
Der ihn heißt sein Kriegsheer fort
Aus Ägyptens Land zu zieh'n,
Daß die beiden königlichen Brüder
Der vereinte Thron erfreue wieder.

II.

Da schweiget betroffen der Fürst; den Busen voll Grimme,
Die Miene voll Lächeln, beschwört er mit freundlicher Stimme:
Er wolle gern schonen, die Roma beschützt;
Nicht länger sei heiliges Blut mehr verspritzt!
Doch fänd' er zu reifem Entschlusse, vorerst noch vonnöthen,
Sich wohl zu besprechen mit seinen erfahrenen Räthen.
Da flammen Popilius Augen von zürnenden Blicken,
Daß Aufschub und List ihm das Ziel seiner Sendung verrücken.
Ein König der Könige, senkt er den Stab; ein Geleis,
Im Sande gezogen, umschließet den Fürsten im Kreis.
„Nicht wag's, aus dem Kreise zu setzen den Fuß,
„Bis Du mir verkündet den wahren Entschluß!" —

Die Kühnheit wirkt auf den erstaunenden König sogleich;
Es schweigen die zagenden Räthe betroffen und bleich.
Gebannt in den heiligen Kreis durch das mächtige Wort,
Ermannt er sich nicht, zu verlassen den fesselnden Ort.
Gehorsam, als ob ihm beföhle ein Gott,
Spricht er: „Es gescheh' des Senates Gebot!“ —
Jetzt reichet Popil erst dem König die Hand
Als römischem Bundesgenossen und Freund:
„So räume denn schnell mit dem Heere das Land!
„Das Bruderpaar herrsch' auf dem Throne vereint!“ —
Da verläßt, wie entzaubert, der König sogleich
Den Kreis — und sein Heer das befriedete Reich.

Keller und Felbiger.

In Schlachtensturm und Kampfgewühl
Erlischt des Hasses Rachgefühl;
Es wird das Schwert zum Pilgerstab.
Versöhnung wallt, wo Herzen bluten,
Dem Phönix gleich, aus wilden Gluten,
Und kränzt das stille Grab.

Entbrannt von gleicher Liebe Glut,
Bestürmt von gleichen Hasses Wuth,
Besaß Ein Mädchen Beider Herz.

Die Holde wählt nicht, schwankt und bebet,
Und Furcht, die zwischen Neigung schwebet,
Vermehrt getheilter Liebe Schmerz.

Erwarb sich Keller ihren Blick,
Rief Felbiger ihn schnell zurück
Durch der Verehrung holdes Nah'n.
Und überall ist Kampf und Ringen,
Und überall Kraft und Bezwingen;
So schwankt im Sturm ein Schifferkahn.

Von Lieb' und Haß jetzt übermannt,
Verfolgen sie sich grimmentbrannt,
Und Einer sinnt des Andern Tod.
Von Leidenschaft den Sinn entweihet,
Wird kühner Frevel nicht gescheuet,
Und keiner denkt des Mädchens Noth.

Doch nun erscholl des Krieges Klang
Vom Zürcherthale wild und bang
Herüber in das Schweizerland.
Getreu der Väter Heldentugend,
Versammelt sich die rasche Jugend;
Es blinkt das Schwert in kräft'ger Hand.

Erfahren in des Krieges Kunst,
Gehoben durch der Freunde Gunst,
Führt Keller einen Heerzug an;

Auch gibt, nach seiner Macht Belieben
Der Rache süße Wuth zu üben,
Das Glück den Feind ihm unterthan.

Doch Felbiger, mit stillem Muth,
Erduldet jeder Kränkung Wuth,
Womit des Führers Macht ihn drückt;
Denn ihn erfüllt des Glaubens Würde,
Und leicht trägt der auch schwere Bürde,
Den gold'ner Zukunft Lohn entzückt.

Schon ras't die Schlacht, ein Trommelsturm;
Geläute heult von Burg und Thurm,
Und blutbespritzte Fahnen weh'n,
Schon schallt der Schweizer Siegesschreien;
Durchbrochen sind der Zürcher Reihen,
Die sich zur Flucht den Pfad erspäh'n.

Mit bleichen Mienen, Flug das Haar,
Ereilt und drängt die bange Schaar
Den schwachen Steg, der Rettung winkt.
Ihn trennt die Last; die Stützen weichen;
Der Sihlstrom schäumt und schwillt von Leichen
Den Ufern zu, wo Keller sinkt.

Den Todesschrei hört Felbiger —
Und kennt in ihm den Feind nicht mehr,
Des Nebenbuhlers Ingrimm nicht!

Den Leidenden nur sieht er lechzen,
Den Sterbenden nur hört er ächzen,
Der schwach noch mit den Wellen ficht.

Ein Gott an Kraft, voll edler Glut,
Entreißt er ihn vom Fels der Flut.
Ein Kleinod wird ihm Feindeslast,
Als plötzlich durch die Lüfte sausend,
Vom Tod gesendet, dumpf hinbrausend,
Ihn einer Bombe Macht erfaßt.

Er stürzt; die Last entsinkt dem Arm;
Das Blut hüllt Beide rasch und warm
In seinen Purpurmantel ein,
Und der Gerettete erwacht,
Um sich der schönsten Todesnacht
Am Freundesherzen zu erfreu'n.

Er küßt ihn, ihrer Wunden Blut
Löscht, warm vereint, des Hasses Glut;
Ihr letzter Athem ist Ein Sinn.
Erstarret und doch fest umschlungen
Erblickt das Heer sie, schmerzdurchdrungen,
Gibt Beiden Eines Hügels Grün.

Guiskard und Nelly.

Leis' entschläft auf stiller Flur
Die Nacht am Busen der Natur.
Das Leben und das Todte ruht;
Der Mond beleuchtet Berg und Flut;
Doch aus der Linden Mitte
Glänzt heller Nelly's Hütte.

Ach, die Arme weint sich bleich!
Denn schön ist Guiskard, sanft und weich;
Doch schätzt der Vater Geldgewinn
Mehr als ein Herz voll Edelsinn,
Und flucht dem jungen Paare
Den Segen vom Altare.

An der Mutter Seite wacht
Sie harrend noch in tiefer Nacht.
Die Lampe scheint ihr in's Gesicht,
Der Schlummer schließt ihr Auge nicht:
„Der Docht ist bald verglommen
„Und Guiskard säumt zu kommen!"

Sie entschläft; die Glut erwacht;
Und Guiskard eilt in tiefer Nacht

Zum vielgeliebten Mädchen hin.
Es schnaubt sein Roß, die Mähnen flieh'n —
Ach! aus der Linden Mitte
Strahlt flammenhell die Hütte.

Guiskard läßt den Zügel los,
Erstarrend auf dem scheuen Roß,
Gleich einem wuthdurchglühten Geist,
Der Nacht und Grab erzittern heißt!
Schon dröhnt aus dumpfer Weite
Das wilde Sturmgeläute.

Mond- und Sternenglanz erbleicht,
Und Guiskard hat das Dorf erreicht.
Die Glut bricht aus der Nacht hervor;
Geheul der Angst umschallt sein Ohr,
Und von der Treppe Stufen
Ächzt Nelly's banges Rufen.

Alles flieht des Feuers Wuth;
Nur Guiskard stürmt durch Dampf und Glut;
Doch die verbrannte Treppe sinkt. —
Ihn schreckt kein Schmerz, kein Tod! Er schwingt
Sich aufwärts, und die Flammen
Weh'n über ihn zusammen.

Sieh! Es stirbt des Feuers Wuth,
Und Guiskard dringt durch düstre Glut

In Nelly's enges Schlafgemach:
„Mein Mädchen! Eile, folg' mir nach!
Laß schwinden Angst und Qualen!
„Auf, eh' die Trümmer fallen!"

Aber Alles still und stumm!
Nur Guiskard's Stimme schallt herum:
„Auf, fasse Muth, und folg' mir nach,
„Mein Mädchen, aus dem Schlafgemach!" —
Doch tief'res Todesschweigen
Starrt aus den glüh'nden Reigen!

Horch! Wie Himmelsklang erbebt!
Leicht über Graus und Trümmer schwebt
Süß Liebchen jetzt voll Engelsruh',
Und schöner noch, als je, ihm zu;
Es strahlt ihr vom Gesichte
Mit ungewohntem Lichte.

Bräutlich reicht sie ihm den Mund:
„Kein Tod zerreißt der Seelen Bund!
„Und wehrt ihn auch die Erde schon —
„Im Himmel blüht der Treue Lohn." —
Der Liebe Geister wallen
Empor — die Trümmer fallen.

Österreich's Wappenschild.

Entzündet von heiliger Glut,
Beflügelt von Eifer und Muth,
Drang über Ströme, Berg und Meer
Das völkerreiche Christenheer,
Verschmachtend oft in Wüsteneien,
Im fernen Sarazenenland,
Um schnell aus der Ungläub'gen Hand
Das Grab des Heilands zu befreien.

Schon war Ptolomais bedrängt *);
Die christliche Heerschar umfängt
Die hohen Mauern rings umher,
Erbrausend wie das nahe Meer;
Und Sultan Saladin **), verlassen
Vom Glück, das ihn sonst stets gekrönt,
Sieht sich vom Schicksal nun verhöhnt,
Kann weder Rath noch Hilfe fassen.

Zwar siegreich das Christenheer wallt,
Doch herrlich vor Allen noch strahlt

*) Ptolomais, der alte Name der heutigen Stadt Jean d'Acre an der syrischen Küste.

**) Saladin, Sultan von Egypten und Syrien.

Österreich's Herzog Leopold *),
Jeder edlen Tugend hold;
Der Menschlichkeit den Muth verbindend,
Weht seine Fahne stets voran
Den blut'gen Weg der Heldenbahn,
Dem Heere Glück und Sieg verkündend.

Schon wankt Ptolomais bestürmt,
Von Leichenhügeln umthürmt;
Allein mit der Verzweiflung Wuth
Wächst auch der Sarazenen Muth,
Und auf den schon erstieg'nen Mauern
Beginnt ein neuer Todeskampf.
Heiß qualmt empor des Blutes Dampf,
Es weicht der Tag der Pfeile Schauern.

Umringt von ungläubigem Troß,
Steht Leopold, herrlich und groß,
Sein Schwert, ein reger Himmelsstrahl,
Schlägt einen Feind mit jedem Fall.
Schon schwächer wird das Schlachtgebrülle;
Was lebt, sucht seinen Arm zu flieh'n,
Nur Leichenhügel sind um ihn.
Bald jauchzt der Sieg durch Todesstille.

---

*) Leopold von Babenberg, mit dem Beinamen: der Tugendhafte, Sohn des ersten Herzogs Heinrich Jasomirgott und Enkel des heil. Leopold.

Erhaben, ein Gott der Schlacht,
Prangt Leopold's glorreiche Macht,
Ernst blickend auf der Leichen Kreis.
Sein Waffenrock, erst glänzend weiß,
Doch nun ein hehres Siegeszeichen,
Getränket in der Feinde Blut,
Strahlt auf in hoher Purpurglut,
Wie Morgenroth auf See und Teichen.

Jetzt löset er Gürtel und Schwert:
„Gelobt sei Gott und geehrt!"
So ruft er tiefgerührt, und senkt
Den Stahl vor dem, der Alles lenkt.
Und sieh! wie roth sein Kleid auch glühte,
Da, wo der Gürtel ihn bedeckt,
Dem nah' das edle Herz ihm schlägt,
Strahlt's schneeweiß um des Leibes Mitte.

„Seid ewig, ihr Farben, im Schild,
„Und bleibt der Gerechtigkeit Bild
„In Österreich's Wappen immer fort!"
So tönte Heinrich's Kaiserwort.
„Umströmt euch gleich der Feinde Blut,
„Ihr ehret Gott und bleibet gut!
„D'rum leuchte wie der Tugend Kranz
„Im Roth der weißen Farbe Glanz!"

Morgana.

Erloschen ist der Sonne Strahlenfeuer,
Vollendet ist der Heldin Siegesbahn.
Schon webt der Abend seinen grauen Schleier,
Und was gesenkt war, blickt nun himmelan.
Sanft glimmt auf Bergen noch die Rosenfeier;
Auf Fluten wallt die Ruhe wie ein Schwan.
Der Schmerz verkläret sich in stillen Thränen,
Der Erdenlust erwacht ein höh'res Sehnen.

*

Tief eingehüllt in ihr Gewand der Trauer,
Steigt aus der Erde Schooß empor die Nacht;
Die Lüfte stöhnen schwer, und Geisterschauer
Sind aus den Gräbern rings umher erwacht.
Im Osten thürmt sich eine Wolkenmauer
Mit wilder Schreckgestalten Riesenpracht,
Die drohend abwärts nach der Erde schauen;
Es herrschet Ahnungsschweigen, Furcht und Grauen.

*

Aufbrausen dumpf des Meeres düstre Fluten;
Ihr Tosen bang zurück vom Ufer wallt.—
Die Brust voll Lebenshaß und Himmelsgluten,
Tritt vor— Morganens nächtliche Gestalt.

Ach! ihres Herzens tausend Wunden bluten,
In ihrem Blick ein Todesfeuer strahlt.
Mitfühlend scheinen Erd' und Meer zu tragen
Ihr schweres Leiden, ihre stummen Klagen.

*

Und freundlich, Nacht und Wehmuth zu erhellen,
Steigt jetzt der Mond aus schwarzer Wolken Schooß,
Dem Tröster lieblich sich verbündend, stellen
Die Sterne sich, wetteifernd klein und groß;
Hoch fühlt Morgana jetzt ihr Herz aufschwellen,
Als auf ihr Haupt der Himmelsglanz sich goß;
Wie Ätherflammen ihren Kummer küssen,
Vermag die starre Brust sich aufzuschließen.

*

Dumpf saust der Wind im nebelgrauen Kleide,
Das lang und weit den hohen Leib umfließt;
Bang flüsternd bebt, wie schlankes Schilf der Heide,
Der Kranz, der das verhüllte Haupt umschließt,
Und aus des Gürtels blitzendem Geschmeide
Sprüh'n Strahlen, wie der Mond sie kaum ergießt.
Nun lüftet sie des Hauptes dunkle Hülle,
Und durch die Nacht tönt ihrer Klagen Fülle:

*

„Zerrissen ist der Jugendtäuschung Schleier,
„Verdorrt des Lebensfrühlings Blütenscherz,
„Erloschen hoher Liebe heil'ges Feuer,
„Verblutet dieses einst so volle Herz;

„Dahin ist Alles, was mir lieb und theuer,
„Und an die Erde heftet mich der Schmerz.
„Dem Druck der Schicksalsmächte preisgegeben,
„Erlahmt die Kraft, erstarrt das inn're Leben."

*

„Vergebens strebt der hohe Geist zum Lande,
„Wo bei den Sternen seine Freuden blüh'n;
„Vergebens will er schwere Sinnenbande
„Zersprengen und den Schmerzenskerker flieh'n;
„Ihn blendet Täuschung, und der Ohnmacht Schande
„Muß ihn, sich selbst ein Spott, zu Boden zieh'n.
„Wohlan! versagt ein Gott mir Himmelsrechte —
„Nehmt ganz mich hin, ihr dunkeln Erdenmächte."

*

Sie spricht's; ein Donnerschlag mit Blitzesgluten
Stürzt trennend in des Meeres nächt'gen Schlund;
Wild leuchten auf die bang entwich'nen Fluten,
Und offen liegt der Tiefe weiter Grund.
Hier starrt Geripp des Bösen bei dem Guten,
Jahrtausend' stehen im Vernichtungsbund,
Und grausen Ungeheuern zum Entsetzen,
Praßt Raubgier schwelgend, thront der Tod auf Schätzen.

*

Morgana bebt. Im Innersten erschüttert,
Entflieht sie der Vernichtung grausem Bild.
Der Abgrund schließt sich, doch die Erde zittert,
Verwandelt in ein Gräber-Nachtgefild.

Aufgeh'n die Särge, plötzlich wie zersplittert,
  Ein Schattenheer weht ächzend bang und wild.
In schauderhaften Kampf muß sich begeben
Nothwendigkeit mit Freiheit, Tod mit Leben.

*

Und doch ringsum nur flüchtiges Erscheinen
  Und spurlos schnelles Enden und Vergeh'n!
Den Staub der Mutterblume zu beweinen,
  Sieht sie zu gleichem Ziel die Knosp' ersteh'n.
Hineilendes mit Ruhe zu vereinen,
  Und Trost zu fassen in des Daseins Weh'n,
Frommt, Mensch, das Eine nur: der Blick nach oben,
Vom Erdenthal zur Himmelshöh' erhoben! —

*

Erweicht von Wehmuth, sinkt auf einen Hügel
  Morgana still und schmerzlich lächelnd hin;
Es dehnen sich gestärkt der Seele Flügel,
  Es lichtet seine Nacht der inn're Sinn.
Sie blicket in der Zukunft Geisterspiegel
  Für Erdenleid den ewigen Gewinn. —
„Erscheinung sei dein flücht'ges Spiel, o Leben,
„Bis du zum Bleibenden dich wirst erheben!

*

„So sollst du meinem Geist vorüberziehen
  „In deiner bunten Dämmerungsgestalt!
„Im äußern Dunkel soll das Inn're glühen,
  „Wenn, Hoffnung, mir dein Zauberlied erschallt.

„D'rum wurde ja dem Sterblichen verliehen
„Der Täuschung wie der Wahrheit Allgewalt.
„Kann er den Himmel hier auch nicht erreichen,
„Er flicht sich doch in's Leben Himmelszeichen."

✲

„So will ich, Ruh' und Gleichmuth zu erhalten,
„Im armen Leben reiches Lebensspiel
„Bedeutungsvoll und tröstend mir gestalten
„An jeder Nacht, an jedes Tages Ziel;
„Wenn Dämmerung mit ihrem Zauberwalten
„In Eins verschmelzen Erd' und Himmel will,
„Dann soll mir in ätherischen Gefilden
„Verlornes Erdenglück sich schöner bilden."

✲

„Und weil zu blendend strahlt des Himmels Schimmer
„Dem Auge, das nur Widerschein erträgt;
„Und weil zu schrecklich droh'n der Erde Trümmer,
„Selbst wenn der Lichtflut Glorie sie umhegt:
„So wird der Meeresfläche sanfter Flimmer,
„In stillen Dämm'rungsstunden kaum bewegt,
„Mir Spiegel sein von hohen Himmelsbildern,
„Die sich im Widerscheine freundlich mildern!" —

✲

Und es entweicht des Dunkels schweres Brüten;
Erbleichten Sternen folgt ein Farbenglüh'n.
Der schöne Morgenhimmel prangt in Blüten,
Lichtfunken segeln über's Meer dahin,

Und unter jungen Schöpfungsjubeln mitten
Erwacht das Leben all' mit freud'gem Sinn;
Bedeutungsvoll und groß und reich entfalten
Im Ätherglanz sich reine Lichtgestalten.

*

Mit leichtem geistigen Berühren ziehen
Die Bilder in Morganens Seele hin;
Ermuthigt fühlt sie froh ihr Herz erglühen,
Doch nicht betäubt den aufgeregten Sinn.
Vom flücht'gen Erdenspiel ist nur das Blühen
Des Schmerzes und der Freude ihr Gewinn.
An Beider Bild will sie sich stets entzünden,
Im eig'nen Busen Welt und Schicksal finden.

*

So zeigt die Dichtkunst Welt und Menschenleben
In ihres Zauberspiegels mild'em Glanz,
Lehrt, uns zum Ewigbleibenden erheben
Im flüchtig wesenlosen Horentanz;
Morganens Dämm'rung läßt sie um uns schweben,
Und schlingt um Erd' und Himmel Einen Kranz.
Zieh'n leicht dahin des Sinnenreichs Gewalten,
Wird rein sich unser Heiligstes gestalten!

Der Feuerkönig.

(Nach Walter Scott.)

Horcht, tapf're Ritter, holde Frau'n,
Horcht meiner Harfe Saitenklang!
Er tönt von Wundern, Lieb' und Kampf.
In Mitte lauter Fröhlichkeit
Wird athmen nur ein leises Ach
Um Albert und Rosalie.

*

Seht ihr des Schlosses Herrlichkeit
Auf hohem Fels? Seht ihr die Maid,
Der in dem Aug' die Thräne blinkt?
Seht ihr den grauen Pilger auch,
Der mit dem Stab und Muschelhut
Vom fernen Palästina kommt?

*

„Nun, Pilger, grauer Pilger, sprich,
„Sprich, welche neue Kunde bringst
„Du aus dem heiligen Lande mit?
„Wie fügt sich dort das Kriegesglück?
„Wie zeigen uns're Edlen sich,
„Die Blume uns'rer Ritterschaft?“

*

„Hold lächelte das Kriegesglück,
Gab manche Stadt in unsre Hand.
Die Edlen zeigen edel sich
Am Hochgebirge Libanon;
Die fromme Schar der Christen siegt,
Der Heiden Menge fällt und flieht."

*

Ein goldnes Kettlein schimmerte
Hell aus des Fräuleins Lockennacht;
Das schöne gold'ne Kettlein wand
Sie um des Pilgers graues Haar.
„Dies, Pilger, grauer Pilger, nimm
Für Deine Kunde hin zum Lohn!"

*

„Und Pilger, guter Pilger, sahst
Du auch an Galiläa's Strand
Albert, den Tapfern, Herrlichen?
Sahst Du da, wo der Halbmond wich
Und vorwärts drang das rothe Kreuz,
Sahst Du Ihn da im Vorderreih'n?" —

*

„Maid, schöne Maid! Frisch grünt der Baum;
„Maid, schöne Maid! hell fließt der Strom;
„In Kraft und Stolz steht Eure Burg,
„Und Eure Hoffnung fliegt hoch auf;
„Doch, schöne Maid! Ach! Alles blüht
„Hienieden nur, um zu vergeh'n."

*

„Es welkt der Zweige frisches Grün,
„Der Donner schlägt, und Eure Burg
„Wird ein zerbröckeltes Gestein;
„Der Strom einst hell, schleicht trüb dahin;
„Weg ist die Hoffnung, Albert — ach!
„Gefang'ner auf dem Libanon!" —

*

Als dies die Maid vernahm, bestieg
Sie alsogleich ein schnelles Roß,
Und nahm ein schneidig scharfes Schwert,
Und schiffte nach dem heil'gen Land,
Den theuern Freund durch Lösegeld
Von Heidenfesseln zu befrei'n.

*

Doch Albert — er gedachte nicht
Rosaliens, seines Glaubens nicht,
Und seiner Rurterehre nicht;
Des Sultans Kind vom Libanon,
Ein Heidenmädchen, hatte, ach!
Gewonnen sein treuloses Herz.

*

Zulema sprach: „Christ, tapfrer Christ!
Und willst Du mein Geliebter sein,
So mußt Du thun der Dinge drei,
Eh' ich Gehör Dir gönnen mag,
Mußt Mahom's Glauben und Gesetz
Für's Erst' annehmen mir zu Lieb'."

*

„Dann mußt Du in der Höhle, wo
Von uns geehrt geheimnißreich
Das heil'ge Feuer ewig brennt,
Drei Nächte einsam und allein,
Wach' halten, ohne einen Laut.
Thun wirst Du mir zu Lieb' auch dies."

*

„Dann wirst Du uns mit Rath und That
Beistehen, Palästina's Land
Vom Frankenheere zu befrei'n,
Und ist dies Alles mir zu Lieb'
Gescheh'n, dann soll Graf Albert auch
Mein Herr und mein Gebieter sein."

*

Da warf er weg den Helm, das Schwert,
Deß Griff die Form des Kreuzes trug,
Entsagte seinem Ritterthum,
Entsagte seinem Gott, und nahm
Den Turban und das Heidenkleid,
Der Maid vom Libanon zu Lieb'!

*

Und in der Höhle tiefstem Grau'n,
Von eh'rnen Wänden rings umstarrt
Mit fünfzig Pforten, all' von Erz,
Hielt er bis Tagesanbruch Wach',
Doch wurde nichts ihm sichtbar als
Die Flamme auf dem Steinaltar.

*

Zulema staunt, der Sultan selbst.
Es murmelt dumpf der Priester Schar,
Als auf den Ritter fiel ihr Blick.
Sie untersuchten sein Gewand,
Und fanden einen Rosenkranz,
Und nahmen ihn sogleich hinweg.

*

Und in der Höhle tiefstem Grau'n,
Durchwachte er die zweite Nacht.
Die Winde sausten ringsumher,
Doch blieb ihr Zischen immer fern,
Die Flamme brannte ungestört;
Unheimliches gewahrt' er nicht.

*

Die Priester murrten, und es staunt
Der Sultan, während ihr Gesang
Mit dumpfen Zaubersprüchen schallt.
Sie untersuchten seinen Leib,
Und sieh! auf seiner Brust erschien
Ein Kreuz, vom Vater eingeprägt.

*

Die Priester tilgten sorgsam weg
Des Kreuzes Spur, und wieder ging
Zur Höhle der Abtrünnige;
Da flüstert Etwas ihm in's Ohr,
Er horcht; sein guter Engel war's,
Der trauernd von ihm Abschied nahm.

*

Hoch schlug sein Herz, wild sträubte sich
Sein Haar; fünf Schritte trat er schon
Zurück, sich zu entfernen schnell;
Doch ach! verblendet war sein Herz,
Der gute Vorsatz schwand vor'm Bild
Der schönen Maid vom Libanon.

*

Kaum schritt er durch das Thorgewölb',
Kaum trat er auf der Schwelle Rand,
Da fing der Windsbraut Sausen an,
Und Wänd' und Pforte rasselten,
Und auf des Sturmes Flug erschien
Des Feuerkönigs Schreckgestalt.

*

Die Größe über alles Maß,
Undeutlich seiner Glieder Form,
Die Stimme Donner, Blitz sein Hauch.
Graf Albert's muth'ges Herz ward zahm,
Da er in seiner Schrecken Macht
Den Feuerkönig nun erblickt.

*

Blau schimmerte in seiner Hand
Ein breites Schwert, durch Nebelqualm;
Er spricht, — es bebt der Libanon:
„Den Sieg verschafft Dir dieses Schwert,
„Doch nur so lang, bis Du vor'm Kreuz
„Dich beugest und zur Jungfrau flehst." —

*

Der Arm, in Wolken eingehüllt,
Gab ihm die Waffe; kniend nahm
Die Gabe der Abtrünnige.
Fern rollt der Donner hin, schwach blitzt
Ein Feuerstrahl und das Phantom
Verschwindet auf dem Wirbelwind.

*

Graf Albert kämpfte nun im Heer
Der Heiden; treulos war sein Herz,
Doch stark sein Arm. Das rothe Kreuz
Ward immer matter und erlosch.
Und voller ward des Halbmonds Glanz,
Seit er anführt' das Heidenheer;

*

Und Wald und Flut und Wüste trank
Der Krieger Christi edles Blut:
Nun aber zog mit Macht heran
Der Johanniter kühne Schar,
Mit ihr der Templer tapfres Heer,
Geführt vom König Balduin.

*

Trompetenschall und Cymbelklang!
Ein Lanzenwald, vorwärts gesenkt,
Dringt dichtgeschlossen in den Feind.
Zur Erde schmetternd Mann und Roß,
Macht Albert's Heldenarm sich Bahn
Durch's Schlachtgedräng zu Balduin.

*

Vergebens deckte Balduin
Sich mit des Schildes rothem Kreuz
Vor Albert's Zauberschwert; da warf
Ein Page vor den König sich,
Und schlug den stolzen Turban auf
Des Renegaten Haupt entzwei.

*

Der Hieb traf schwer, so daß der Graf
Bewußtlos vor dem rothen Kreuz
Sich bückte bis zum Sattelknopf.
Kaum hatt' er vor dem rothen Kreuz
Sein Haupt gebeugt, da rief er auch:
„O heil'ge Jungfrau, steh' mir bei!"

*

Da ächzt das Schwert; weg war die Kraft;
Weg flog es aus des Grafen Hand,
Und schwand, und ward nicht mehr geseh'n.
Glaubwürd'ge Männer sagten aus,
Des Blitzes rother Flügel trug's
Zum Feuerkönig schnell zurück.

*

Der Graf ballt die gestählte Hand,
Er knirschte mit den Zähnen, wirft
Mit Einem Stoß den Pagen hin.
Als dem der Helm vom Haupte fiel,
Da war zu seh'n der Augen Blau,
Da war zu seh'n der Locken Gold.

*

Dem Grafen blieb's nicht lang vergönnt,
Zu schauen den gebroch'nen Blick,
Zu schau'n das blutbefleckte Haar,
Denn wie ein Waldstrom stürzte wild
Der Templer Schar heran und taucht'
Die Lanzen in der Heiden Blut.

*

Da floh der Sarazenen Heer,
Floh vor der Muschel und dem Kreuz
Am Christenkleid und Christenschild;
Es sättigten die Adler sich
An Leichen der Ungläubigen
Im heil'gen Lande ringsumher.

*

Vorüber ist die wilde Schlacht.
Wer ist der Heide, welcher dort
Starr unter den Erschlagnen liegt?
Wer ist der Page, welcher kalt
Zu seinen Füßen liegt? Wer sonst,
Als Albert und Rosalie!

*

Das Fräulein ward begraben in
Jerusalem's geweihtem Grund,
Albert der Wölf' und Geier Raub;
Des Fräuleins Seele nahm zu sich
Die heil'ge Jungfrau, seine trug
Ein Sturm zum Feuerkönig hin.

*

Noch manches Minstrels Harfenlied
Singt, wie das rothe Kreuz gesiegt,
Singt, wie der Halbmond unterlag;
Und mitten unter Freud' und Lust
Seufzt mancher Ritter, manche Maid
Um Albert und Rosalie.

Inhalt.

Seite

Erzählungen, Märchen und Sagen:

Lebensglück und Selbstbeherrschung 3
Gemüthsstörung und Seelenruhe 61
Des Kindes Schutz 97
Amor und Psyche 119
Der Zauber der Liebe 147
Die Seelenwanderung 155
Der goldene Ring 181
Die Göttin der Vernunft 189
Die Verwünschung 195

Balladen und Romanzen:

Dädalus 269
Die Todesglocke 277
Die Messe um Mitternacht 287
Tasso's Verklärungsnacht 295
Plinius Sekundus 300
Der Stab des Popilius 302
Keller und Felbiger 305
Guiskard und Nelly 309
Österreich's Wappenschild 312
Morgana 315
Der Feuerkönig 321

Gedruckt bei C. Ueberreuter.

Ferner:

Klopstock's sämmtliche Werke.

Neueste, vollständige Original-Ausgabe in 9 Bänden.

Format, Druck und Papier gleich der neuesten Ausgabe von Schiller's Werken in 12 Bänden. kl. 8. Mit dem Bildnisse des Verfassers in Stahlstich. Leipzig. (Verlag von G. J. Göschen) 1830. Nett broschirt in eleganten Umschlägen.

Preis aller 9 Bände nur 4 fl. 15 kr. C. M.!

Ferner:

Klopstock's sämmtliche Werke.

Neueste, vollständige Original-Pracht-Ausgabe in Einem Bande.

Auf schönsten Velinpapier, circa 100 Bogen stark. Mit dem wohlgetroffenen Porträt des Verfassers nach Juel. Format, Druck und Papier ganz wie die schöne, mit so allgemeinem Beifall aufgenommene Edition von Goethe's Werken in 2 Bänden, Lex. 8. Leipzig. (Verlag von G. J. Göschen) 1839—1840. Nett broschirt im eleganten Umschlag.

Preis nur 5 fl. 15 kr. C. M.!

☞ Durch Ankauf einer bedeutenden Exemplar-Anzahl dieser Werke, bin ich in den Stand gesetzt, diese höchst billigen Preise so lange gelten zu lassen, als der Vorrath ausreicht.

Zur leichteren Anschaffung für Bücherfreunde in den Provinzen, nehmen alle soliden Buchhandlungen zu denselben Preisen, darauf Bestellungen an.

A. W. Iffland's
sämmtliche
Theaterstücke.
Erste ganz vollständige Ausgabe!
in 24 Bänden,

Mit Biographie, Porträt und Facsimile des Verfassers, jeder Band beiläufig **250** Seiten stark, in Umschlägen broschirt.

☞ **8 Bände sind schon fertig!**

Alle 14 Tage wird ein neuer Band ausgegeben.

Jeder Band kostet nur **20 kr. C. M.**

Wer sogleich für das Ganze vorausbezahlt, erhält alle 24 Bände
anstatt um 8 fl. für 6 fl. C. M.

☞ **Diese beispiellos billigen Preise sind jedoch nur mehr bis zum Erscheinen des 10ten Bandes gültig!!**

Inhalt des ganzen Werkes:

Meine theatralische Laufbahn. — Verbrechen aus Ehrsucht. — Bewußtsein. — Reue versöhnt. — Albert von Thurneisen. — Der Veteran. — Die Jäger. — Das Vaterhaus. — Liebe um Liebe. — Achmet und Zenide. — Leichter Sinn. — Der Spieler. — Die Kokarden. — Der Hausfrieden. — Friedrich von Oesterreich. — Der Herbsttag. — Die Hagestolzen. — Die Mündel. — Die Geflüchteten. — Die Erinnerung. — Das Gewissen. — Figaro in Deutschland. — Die Verbrüderung. — Die Aussteuer. — Das Vermächtniß. — Der Mann von Wort. — Luasan. — Elise von Valberg. — Dienstpflicht. — Die Advocaten. — Frauenstand. — Selbstbeherrschung. — Allzuscharf macht schartig — Der Fremde. — Der Vormund. — Alte und neue Zeit. — Die Reise nach der Stadt. — Die Höhen. — Scheinverdienst. — Familie Lonau. — Eichenkranz. — Die Künstler. — Die Vaterfreude. — Das Erbtheil des Vaters. — Magnetismus. — Die Hausfreunde. — Der Komet.

☞ **Ferner *):** 1. Der Oheim. — 2. Die Marionetten — 3. Die Brautwahl. — 4. Wohin? — 5. Die Einung. — 6. Liebe und Wille. — 7. Rückwirkung. — 8. Die Nachbarschaft. — 9. Der Taufschein. — 10. Die erwachsenen Töchter. — 11. Duhautcours, oder der Vergleichungs-Contrakt. — 12. Heinrich V. Jugendjahre. — 13. Der Flatterhafte, od. die schwierige Heirat. — 14. Frau v. Sevigné. — 15. Der gutherzige Polterer. — 16. Der Müßiggänger. — 17. Der Haustirann.

*) **Diese 17 Theaterstücke sind in keiner andern Ausgabe enthalten!**

Ch. Kuffner's

erzählende Schriften,

dramatische und lyrische Dichtungen.

Ausgabe letzter Hand.

Sechster Band.

Wien, 1843.
Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Der letzte Cazik.

Schon hatten die spanischen Heere den größten Theil von Peru unterjocht. Nur Alpahula, das Oberhaupt eines kriegerischen Volksstammes, welcher die niedere Region der Andesgebirge bewohnte, war noch unbesiegt geblieben und entschlossen, seine von der Natur selbst durch ungeheure Berge befestigte Heimat auf das äußerste zu vertheidigen.

Alpahula, ein Greis voll Muth und Kraft, fühlte seinen Haß gegen die Spanier dadurch auf das Höchste gesteigert, daß es den siegreichen Eroberern gelungen war, sich bei einem nächtlichen Überfalle seiner schönen Tochter Ualla in einem der Paläste zu bemächtigen und sie als Gefangene fortzuführen.

Die anfangs wunderähnliche Erscheinung des Pulverdonners der Geschütze, wie auch die neue Gestalt der Reiter, die mit ihren Pferden ein Wesen zu sein schienen, verlor allmälig die Entsetzen einflößende Wirkung in dem Grade, daß Alpahula und seine Krieger den Feuerschlünden entgegen stürzten, die Reiter von den Pferden rissen, eroberte Donnergeschoße selbst gegen die Feinde losbrannten, und Pferde bestiegen.

Der spanische Ober-Feldherr Don Juan di Alcantara erhielt jetzt neue Verstärkungen; Alpahula erlitt nach manchem Kampfe der Verzweiflung eine totale

Niederlage, und gerieth in feindliche Gefangenschaft. Vergebens hatte er den Tod gesucht; Don Juan ertheilte den strengsten Befehl, den Caziken Alpahula stets zu schonen, und ihn um jeden Preis am Leben zu erhalten, da es bekannt geworden war, daß er einen ungeheuern Schatz aus seinen Palästen und aus den Tempeln des Sonnengottes in einem der Schlünde der Andesgebirge verborgen habe. Vergebens bot Don Juan Alles auf, Überredung und Drohung, um den Gefangenen zur Entdeckung des Geheimnisses zu bewegen; da keines dieser Mittel fruchtete, wurde dem Starrsinnigen endlich angekündigt, daß man ihn am nächsten Morgen, wenn er bis dahin den Ort des verborgenen Schatzes nicht entdeckt habe, auf die Folter spannen werde.

Eingeschlossen in das engste und dunkelste der Gemächer seines Palastes, schmachtete der unglückliche Greis, und mußte durch dreißig Tage sogar den Trost entbehren, den Gott des Tageslichtes zu sehen, den er sonst in jedem Sonnenaufgange zu begrüßen gewohnt war. Nach einer schmerzlich durchwachten Nacht vernahm er endlich den Schall leichter Fußtritte, und ein schwacher Schimmer drang in den finstern Kerker. Er glaubte, die Stunde der ihm angedrohten Folter sei gekommen, erhob sich von dem Steine, auf dem er mit Ketten belastet, saß, und sprach mit festem Ton: „Ihr kommt, euer schändliches Vorhaben zu vollziehen. Thut euer Äußerstes! Hier bin ich, euer Gefangener, euer Schlachtopfer, und spotte eurer Grausamkeit.“ —

Eine Lampe wurde von einem leise eintretenden Wesen

niedergestellt. Ihr Schein beleuchtete eine schlanke, zarte Gestalt. Alpahula fühlte plötzlich seine Knie umfaßt, und erblickte zu seinen Füßen — seine Tochter Ualla. Er hieß sie, sein bitteres Schicksal in diesem Augenblicke vergessend, aufstehen, schloß sie, so viel die schweren Fesseln es ihm gestatteten, in seine Arme, und die heißen Vaterthränen fielen auf das Haupt der Jungfrau. Lange hielten sich Beide umschlungen, ohne ein Wort zu sprechen. Als endlich die heller auflodernde Lampe die Gegenstände ringsumher deutlicher erkennen ließ, schienen Vater und Tochter, sich wechselseitig betrachtend, erst die Veränderungen wahrzunehmen, welche Zeit und Kummer in ihren Gesichtszügen bewirkt hatten. Alpahula brach zuerst das Schweigen, indem er fragte: „Und welche Behandlung ist Dir von Deinen Räubern, den Götzendienern, zu Theil geworden?“ —

„Eine gütige, edle, ehrenvolle;“ erwiederte Ualla mit weicher Stimme.

Alpahula. Wie? soll ich glauben, daß die mitleidlosen Eroberer, die das ganze Land der Sonne seiner Schätze beraubt, sich im Blut seiner Einwohner gebadet, und sie mit Füßen getreten haben, ein einzelnes Mädchen mit Schonung und Gnade behandelten? Antworte mir so wahrhaft, als ständest Du vor jenem strahlenden Gestirne, dessen Glanz ich wohl nie mehr schauen werde: Wie haben die grausamen Sieger Dich behandelt?

Ualla. Nicht Alle sind grausam. Der zweite Befehlshaber unserer Feinde ist milder und edler gesinnt als seine Kampfgenossen. Seinem Schutze verdankt Ualla ihr

Leben und ihre gute Behandlung; ihm verdankt unser gefallenes Land die Hemmung so mancher Gräuelthat; ihm verdankt es auch mein geliebter Vater, daß nicht längst schon die Glieder seines greisen Leibes auf der Folterbank lagen, oder seine Gebeine ein Spiel der rauhen Gebirgsluft sind.

Alpahula. Stern der Sterne! Ich preise Dich. Hast Du es auch geduldet, daß der Feind und Götzendiener in Deinem eigenen Lande triumphirte, hast Du auch dem grauen Haupte Deines Anbeters Deine heiligen Strahlen entzogen, so hast Du doch sein Kind nicht verlassen. Erleuchter der Finsterniß! Ich preise Dich.

Ualla. O mein theurer Vater! Ich umschlinge Deine Knie; erhöre mich! Willst Du nicht die dunkle Stunde vermeiden, die Dir droht? Mit welcher Hoffnung kannst Du Deine schimmernden Schätze verbergen? in welcher Absicht? Werden sie der Sache unsers Vaterlandes dienen in den dunklen Höhlen, in welchen das Grauen der Nacht auf ihnen brütet, in welche kein Strahl der Sonne segnend eindringt? Spaniens Feldherr, der edle Don Fernando de Valverde, sendet mich hieher, Dich zu bewegen, daß Du ablassen wollest von Deinem Vorsatze. Er bittet Dich zu bedenken, welches Schicksal Dich erwarte. Er hat seinen Mitfeldherrn beredet, mit dem Vollzuge des Urtheils so lange noch inne zu halten, bis es mir gelungen sei, von Dir zu erbitten, daß Du selbst für Deine Erhaltung Sorge tragen wollest. Vermag mein Flehen es nicht, Dich zu bewegen, so wirst Du doch Fernando's Bitten nicht widerstehen. Die Sonne, wenn sie in ihrer Macht aufgehend, roth

und zürnend durch Sturmwolken bricht, die ihre Strahlenbahn verdunkeln wollen, ist nicht schrecklicher, als der ruhmvolle Spanier es Denjenigen ist, die ihm trotzend in den Weg treten; der Mond aber, wenn er sein Licht auf die Wohnung des Unglücks niedergießt, ist nicht milder als Er gegen den Schwachen und Besiegten, und das Abendlüftchen, welches über die beim Sonnenuntergange sich schließenden Blumen hinsäuselt, ist nicht sanfter als seine Stimme dem Weibe in der dunkeln Stunde des Jammers. O daß Du, geliebter Urheber meines Lebens, den edlen spanischen Feldherrn nur Einmal sehen möchtest! Ich bin überzeugt, Du wirst Deinen Entschluß gewiß ändern. Nicht leichtsinnig rühme ich die Macht seiner Worte; ich selbst habe ja den wunderbaren Einfluß ihrer überzeugenden Gewalt empfunden. Soll er, darf er Dich von Deinem, gegen Dich selbst so grausamen Entschlusse abziehen?

Alpahula. Argloses Mädchen! Dein unerfahrnes Herz ist, ohne daß Du es ahnest, in fremde Gewalt gekommen, in die Gewalt des Feindes Deines Vaterlandes! Und er, ein Feind von Blut und Raub, er hätte sich den spanischen Tigern zugesellt, die unsere Thäler verheeren und plündern, die Kinder der Gebirge würgen? Ein so mild gesinnter Mann hätte keine mildern Gefährten, keine edlere Beschäftigung gefunden?

Ualla. Er hätte gewiß Beiden entsagt, wenn er nicht befürchten müßte, daß die Grausamkeit seiner Landsleute, so bald er sich zurückzöge, noch dreimal heftiger wüthen würde. Auch meinetwegen behält er seine Macht und

Würde noch länger, weil er mich nicht schutzlos unsern Tirannen preisgeben, noch mich zwingen will, ein Land zu verlassen, in welchem die Tochter, so lang ihr Vater lebt, bleiben will, um eine Freistätte oder ein Grab zu finden.

Alpahula. Arme Ualla! Noch erinnere ich mich jener glücklichen Tage, da ich, eh' spanische Verrätherei mich den düstern Argwohn lehrte, gleich Dir, den schönen Worten unserer falschen, listigen Besieger ein williges Ohr geliehen haben würde; nun aber versuchen es die verrätherischen Söhne des Osten vergebens, mich in ihr Netz zu locken. Wäre Dein spanischer Besieger wirklich so edel, als er Dich es will glauben machen, wie könnte der Oberfeldherr Don Juan di Alcantara sich zunächst einen Mann dulden, der seiner Raubsucht, seiner Grausamkeit Widerstand zu leisten wagte?

Ualla. Fernando stammt aus so edlem Geblüte, aus einer so mächtigen Familie des Landes, und seine Seele flammt von so unauslöschlichem Muthe, daß selbst der Soldat, den er im Zaume hält, ihn fürchtet und ehrt und liebt. Der mitleidslose Oberfeldherr selbst wagt es nicht, den hochgebornen, unerschrockenen Fernando von seiner Seite zu entfernen. O daß er nur früher hier gewesen wäre, um der Beschützer Deines Kindes zu werden, um die Fesseln Deiner Gefangenschaft zu erleichtern! Sprich! willst Du der Stimme Deiner Tochter Gehör geben? Vermag ihre Zunge es, Dich zur Entdeckung der unnütz verheimlichten Schätze zu bewegen, um den ehrwürdigsten Rest Deiner Tage von

Schmach und Elend zu retten? Welche Antwort soll ich ihm bringen, der mich hieher sendet, Dich zu retten?

Alpahula. Sage Deinen Götzendienern: wenn die ewige Gottheit, die ich anbete, sich von ihrer goldenen Höhe neigt, und in jene westlichen Wogen sinkt, um nicht mehr aufzugehen über das Land, in dem ihre Anbeter sie erwarten, — dann sag' ihnen, dann will ich die Schätze, die einst unsere heiligen Tempel schmückten, denjenigen ausliefern, welche sie zerstört und entweiht haben. Geh'! An dem schwachen Schimmer, welcher vom Eingange des Palastes bis in dieses ferne, dunkle Grabgewölke dringt, erkenne ich, daß der glorreiche Gott meiner Väter sein erstes Morgenlächeln über unser Land ausströmt. Ich kann nicht wie sonst hinaustreten, seinen Aufgang begrüßen, und mich seiner Gegenwart erfreuen; bald werden Gäste hier sein, deren Anblick Du nicht zu ertragen vermöchtest. Bald soll in diesem Kerkergewölbe eine That verübt werden, welche das Blut in Deinem Herzen erstarren machen würde. Entferne Dich! Wirf Dich vor unserer Gottheit in ihrer Purpurglorie auf das Antlitz nieder, und flehe sie an, daß sie Deinem Vater unerschütterliche Standhaftigkeit verleihe! Umarme mich, Tochter! Es kann sein, daß wir uns nicht mehr sehen, bis wir den Strahlenpalast unsers goldnen Vaters betreten. Leb' wohl!"

Ualla umschlang die Knie des Vaters, und weigerte sich, ihn zu verlassen. Als dieser den Befehl wiederholte, sprang sie auf, und stand einige Minuten hindurch in einer Stellung, als wolle sie verzweiflungsvoll ein Geständniß ma-

chen, sei aber noch ungewiß, wie sie es zu machen habe; dann sagte sie: Vater! ich kann mich nicht vor jenem glänzenden schönen Gestirne auf das Antlitz niederwerfen, denn ich habe während meiner Gefangenschaft gelernt, in jener Strahlenscheibe nur das Werk eines höheren Wesens zu verehren; ja, ich habe glauben gelernt, sie werde einst verlöschen an dem Himmel, welchen sie jetzt vergoldet, und nicht mehr aufgehen über der Erde, welche sie jetzt erleuchtet, indeß der Schöpfer, der ihre Strahlen entzündet, wandellos bleiben wird in seiner Glorie und Herrlichkeit."

Weh' rief der Greis, und sank auf seinen Steinsitz mit einer Heftigkeit, daß das Gerassel seiner Ketten den außen stehenden Wächter erschreckte. „Weh! mein Kind hat den Gott unserer Väter verlassen. Glorreiches Licht der Erde und des Himmels! Verbirg Dein Antlitz in den Wolken! Verhülle Dich für immer, und lasse in Finsterniß das Land, in welchem selbst die Kinder Deiner Häuptlinge Dich vergessen haben! Gefallene Tochter der Sonne, entferne Dich! Noch vermag ich es nicht, Dir zu fluchen, aber segnen kann ich Dich nicht." —

Das Haupt gesenkt, die Arme über den Busen gekreuzt, stand Ualla bewegungslos vor dem schmerzhaft ergriffenen, zürnenden Vater, wie bereit, Alles zu erdulden, was er in seinem Unmuthe über sie verhängen würde. Als er etwas ruhiger geworden war, wagte sie es leise und schüchtern, die Sache ihres angenommenen Glaubens zu vertheidigen. Der Cazik hörte ihr einige Zeit mit stillem Erstaunen zu, dann fuhr er mit der, seinem Volke eigenen Heftigkeit

fort: „Und welcher Gott kann es sein, der solche Höllenhunde zu Dienern und Kindern hat?" —

Ach, mein Vater! (sagte Ualla). Ich habe gelernt, daß man, um zur Einsicht der Macht und Herrlichkeit dieses Gottes zu gelangen, nicht auf die achten müsse, die den Glauben an ihn bekennen, sondern auf jene, die ihn wirklich besitzen. Nur deshalb, weil die spanischen Häuptlinge und Jene, die ihnen folgen, die Gebote des Gottes, dessen Namen sie führen, vergessen haben und seinem Geiste abtrünnig geworden sind, nur deshalb treten sie ihre Mitmenschen mit Füßen, nur deshalb fröhnen sie dem Golde, für dessen Besitz sie Leib und Seele auf das Spiel setzen. O mein Vater! der Gott dieser Kinder des Osten ist nicht der grausame Gott, wie er in seinen falschen, abtrünnigen Söhnen erscheint. Während meiner Gefangenschaft habe ich die Sprache unserer Besieger erlernt. Dem edlen Fernando danke ich die Kenntniß jener wunderbaren Schriftzeichen, welche den geoffenbarten Willen des wahren Gottes seinen Kindern von Geschlecht zu Geschlecht überliefern; ich habe sein geschriebenes Gesetz gelesen. O mein Vater! Entsage dem glänzenden Stellvertreter, dessen goldenes Auge der Schöpfer aus dem Nichts hervorrief! Blicke über das Glanzgestirn hinauf zu dem Ewigen, dessen Licht selbst in dieser dunklen Stunde in Deine Seele eindringen, und sie mit solchem Frieden, mit solcher Freudigkeit erfüllen kann, daß Du selbst der Macht eines Caziken und allen Schätzen leicht entsagen wirst.

Und ich soll entsagen (rief Alpahula) dem Strah-

lengotte, welchen meine Väter angebetet haben? ihm, der sein ewiges Licht auf unser Land ausströmt, entsagen, um den Gott der Spanier zu verehren, der nicht die Macht besitzt, die tolle Grausamkeit seiner Bekenner zu hemmen? Ich habe gesehen jenes Buch, welches unsere christlichen Besieger das heilige Gesetzbuch ihres Gottes nennen; es glänzte nicht, es strahlte nicht. Ich habe es an mein Ohr gehalten; es sprach nicht. Ich habe hineingesehen. Ich fand fremde Zeichen, die mir nichts sagten. Ich stieß es von mir und erstaunte, daß diejenigen, die mit offenen Augen die Strahlenglorie unsers Gottes erblicken, und von den Früchten genießen, welche seine Wärme hervorbringt, und wandeln und wirken in dem Lichte, welches er ausströmt, ein so stummes Werk dem sichtbaren, gefühlten Quell aller Dinge vorziehen können! Wisse, Götzendienerin! wenn der Gott der östlichen Länder, dem ihr euch beugt, so mächtig oder so gerecht ist, sein erbarmungsloses Volk zu zügeln oder zu bestrafen, dann wird Dein Vater niederfallen vor einer Gottheit, die bewirken kann, daß selbst Spanierherzen das Mitgefühl dem Golde vorziehen."

„O mein Vater!" (erwiederte das Mädchen.) „Du glaubst, jenes Lichtgestirn, welches am Himmel strahlt, sei der große Beherrscher der Erde und des Himmels? Mit dankbarer Huldigung wird ihm ein Theil der Früchte geopfert, welche seine Wärme gütig erzeugte. Ihm werden die erlesensten Erzeugnisse dargebracht, welche die Hand, von seinem Lichte geleitet, hervorbringt. Blicke aber, o mein Vater, um Dich her und sage mir: „Haben Alle, die sich in Peru vor der goldenen Sonnenscheibe beug-

ten und die heilige Verpflichtung erkannten, ihre Wohlthätigkeit nachzuahmen: haben sie Alle auf dieser kleinen Welt denselben wohlthätigen Einfluß rings um sich ausgeströmt? Nein. Ato Hualpa, jener unrechtmäßige Inca, welcher seinen Vorfahrer frevelhaft vom Throne stieß, beugte sich vor derselben Sonne, deren Tempel er geplündert, deren Kinder er getödtet hatte; dennoch aber will mein Vater nicht zugeben, daß der goldstrahlende Sonnengott ein falscher, ein erbarmungsloser Gott sei. O mein Vater! dieser gefallene Inca war seinem Gotte nicht weniger untreu, als unwürdige Christen es dem Urheber ihres reinen Glaubens sind." —

Eh' der unerschütterte Cazik antworten konnte, vernahm Ualla den Schall von Tritten und Stimmen; Schrecken ergriff ihr heftig pochendes Herz. Es schien, als würde irgend eine schwere Last im nächsten Gemache niedergestellt. Alpahula blickte stolz, ohne überrascht zu sein. Ualla wandte sich ab, bleich wie der Schnee auf dem Andesgebirge ihres Landes. „Gott der Gnade!" rief sie; „hemme die Hände der Würger! Schone nur noch kurze Zeit!"

Eintraten die Spanier, Alpahula's Antwort verlangend. Er legte die Hände in einander, und schien die Frage kaum zu hören. Sie näherten sich, die Hände an ihn legend. „Ich habe nichts zu sagen," erwiederte er. „Ich bitte nur, mein Kind zu entfernen. — Leb' wohl, Ualla, Du, einst Deines Vaters Augenlicht! Ich kann's nicht ertragen, daß Du sehen sollst eine That, deren Zeugen nun diese Mauern werden. Leb' wohl! Geh' und bereue!" —

Durchdrungen von der Güte des mit der Folter bedroh-

ten Greises, wagte es die junge Peruanerin in ihrer Verzweiflung, den Vater mit ihren zarten Händen von den ihn ergreifenden Feinden befreien zu wollen. Man zog sie weg. Der Cazik wurde entkleidet, emporgehoben und zur Folterbank getragen. Ualla sah es, wie er seine Augen gegen Osten wandte, als wolle er seinen Gott um Hilfe anrufen. Mit der äußersten Kraftanstrengung, 'während welcher ihr oft die Stimme versagte, bat sie den unerbittlichen Vater nochmal, von seinem hartnäckigen Entschlusse abzulassen, und sich selbst, in diesem letzten Augenblick noch übriger Hoffnung, durch die Entdeckung der verborgenen Schätze zu retten. Da sie alle Bitten fruchtlos fand und schon sah, wie man den Greis auf das schreckliche Folterwerkzeug spannen wollte, floh sie an den Eingang des Gemaches, und schrie mit einer Heftigkeit, daß die Gemächer des Palastes widerhallten: „Fernando! Fernando! Im Namen unsers beiderseitigen Gottes rufe ich Dich an: komm' und rette meinen Vater!"

In Ehrfurcht gesetzt durch den Namen des ruhmvollen Feldherrn, und wohl wissend, welche zärtliche Gesinnung er für die schöne Jungfrau hege, hielten die Folterknechte inne, um abzuwarten, ob der Angerufene wirklich erscheinen werde. Mit gespannter Aufmerksamkeit horchte Ualla, ohne zu athmen, am Eingang des Gemaches, um den leisesten Schall herannahender Tritte aufzufangen.

Das Flüstern der Morgenluft war der einzige Laut, welchen ihr lauschendes Ohr vernahm. Endlich ließ ein Schall sich hören, er kam näher und näher; es waren die Tritte

eines Bewaffneten. Fernando erschien, doch nicht allein. Juan di Alcantara, der feindlich Gesinnte, der Gefürchtete, kam mit ihm. Sie traten ein, wie Menschen, welche Beweggründe ganz verschiedener Art an denselben Ort zusammenführten. Fernando schritt vor mit düsterer, gebietender Miene. Der aus seinen Blicken sprechende Ausdruck der Überraschung zeigte deutlich, daß Juan's ungeduldige Habgier Alpahula's Folterstunde beschleunigt habe. Ohne Juan's verächtliches Lächeln zu beachten, stützte er mit männlichem Zartgefühl das erschrockene, halb ohnmächtige Mädchen, sprach Worte des Trostes und der Ermunterung, und gab den Dienern der Tirannei Don Juan's mit der Hand einen Wink; sie zogen sich, als sie von diesem keinen Gegenwink erhielten, zurück. Fernando trat zum Caziken. Ergriffen von dem unverlöschbaren Feuerzuge des Greises und achtungsvoll gegen seinen Muth und seine früheren Heldenthaten, hob er den Gefesselten von der Folterbank empor, und setzte ihn neben die Tochter. Dann wendete er sich, unfähig, seinen Unwillen aus Klugheit länger zu unterdrücken, an den Oberfeldherrn mit den Worten: „Ihr seid tapfer, aber mich dünkt, es gehöre wenig Muth dazu, mit Weibern und Gefangenen Krieg zu führen. Wäre ich nicht (Gott weiß es! ohne zu ahnen, daß Euer Eifer das Marterwerk so schnell vornehmen wolle) glücklicher Weise noch zurecht gekommen, so würde dieser Greis mit dem weißen Haar wohl schon jetzt in keinem Gliede mehr die Kraft haben, aufrecht zu stehen. O der Schande, Don Juan di Alcantara! Ihr lasset diese ungetauften Unterthanen

Eures siegreichen Schwertes mit dem Wasser der heiligen Taufe besprengen, und färbet es mit dem Blute derjenigen, die Ihr bekehren wollt. Ihr sollt Euch aber nicht länger gegen Menschenrechte und gegen Gottes Gnade versündigen, ohne gewarnt zu werden! Wisset! Ich will es wagen, meine Stimme gegen Euch zu erheben. Zurück, ihr Schergen! Entfernt das Folterwerkzeug! Und bringt ihr es wieder, so geschehe es auf eure Gefahr!" —

„Wer es berührt, thu' es auf seine Gefahr!" rief Don Juan, in Wuth auflodernd. „Elender Beschützer der elenden Götzendiener! Bethörter Anbeter einer indischen Wilden! Wisse, daß Don Juan allein hier befiehlt! Wisse, daß Dein eigenes und Deines Liebchens Leben in meiner Macht steht, und auf meinen Wink das Blut dieses halsstärrigen Alten fließen muß! Blicke nur mit zärtlichen Augen nach dem schreckenbleichen Mädchen hin! Sie ist Dein, nur so lang es mir beliebt. Ein Augenblick, und ich stehe zwischen Dir und ihr!"

„Wohl weiß ich es," erwiederte der edle Fernando, „daß die Menge der Krieger, die Dir folgen, zweimal stärker ist, als die Anzahl der meinigen. Vergiß aber auch nicht, daß der, seiner Rechtlichkeit wegen hochgeachtete Abkömmling einer mächtigen Familie, daß der geliebte Führer einer erlesenen Schar nicht so leicht die Beute grausamer Rachsucht wird! Vergiß nicht, daß meine Stimme in meinem Vaterlande nicht unvermögend ist! Vermag sie auch nicht über die Wogen des weiten Weltmeeres jetzt hinüber zu dringen, so sind doch, selbst hier in Peru, Spanier, die für

Don Fernando ihre Stimme, ja selbst ihr Schwert erheben, und die Kunde des ihm hier zugefügten Unrechts zu den Ufern seiner Heimat bringen werden. Wende Dich nicht hinweg, Juan di Alcantara! Du weißt wohl, daß wir Beide schwerlich so lange friedlich gelebt hätten, wenn Du nicht selbst kluger Weise das geglaubt hättest, was ich Dir nun sage!" —

So hatten denn die beiden Feldherren nun auch den äußeren Schein der bisherigen Eintracht von sich abgeworfen. Don Juan, der seine Gewaltthaten bisher vor seinem Waffengefährten zu verbergen gesucht hatte, weil er dessen Ansehen im Vaterlande und den Einfluß auf seine Soldaten fürchtete, forderte nun vor seinen Augen, daß alsogleich die Folter angewendet werde, um von dem Cazicken die Entdeckung der verheimlichten Schätze zu erzwingen; Fernando dagegen, welcher bisher jeden öffentlichen Bruch mit dem mächtigeren Oberfeldherrn vermieden hatte, um nicht in der Beschützung seiner jungen Gefangenen und ihres Vaters gehindert zu werden, betheuerte auf das nachdrücklichste, daß er sich der Vollziehung jenes grausamen Befehls mit Gewalt widersetzen werde. Ualla, welche die spanische Sprache verstand, rang mit einem Todesschmerze. Es schien ihr, daß ihres Vaters Unbeugsamkeit nicht nur sein eigenes Verderben, sondern auch das Unglück desjenigen, der ihrem Herzen vielleicht noch theurer war, herbeiführen werde. Alpahula, der nur wenige Ausdrücke der spanischen Sprache kannte, vermochte aus der öfteren Nennung seines Namens und aus dem mehrmaligen Hindeuten seiner Feinde auf die

Folter, den Gegenstand des Streites nur theilweise zu errathen. In dem Augenblicke, da Ualla schon Alles für verloren hielt, zuckte ihr Vater nur mit den düstern Augenbraunen, als hätte irgend ein plötzlicher Gedanke in seiner Seele einen Lichtfunken entzündet; dann erhob er sich, ungeachtet der niederziehenden Last seiner Ketten in voller Höhe, und sagte mit gebieterischer Stimme: „Christen! Mein Wille ist geändert. Ich bin bereit, euch das Geheimniß meiner verborgenen Schätze zu enthüllen." —

Diese unerwartete Erklärung schien den Streit der beiden Feldherren plötzlich zu enden. Juan's habgierige, raubsüchtige Seele vergaß alles Übrige, und sah nur die schimmernden Schätze des Caziken vor sich. Er verschob daher die Ausführung seiner rachsüchtigen Pläne auf eine bessere Gelegenheit, und reichte dem Theilnehmer seiner Macht die Hand; Fernando aber schien die dargebotene nicht zu bemerken, und nahm eine Wendung, welche eben keine feindliche Absicht merken ließ.

Juan erkannte in Alpahula's plötzlicher Sinnesänderung nichts als die Handlung eines Menschen, welcher sich über den Anblick der Folterwerkzeuge und vor dem Gedanken körperlicher Schmerzen entsetzte. Fernando glaubte, sie werde durch den Wunsch veranlaßt, die unglückliche Ualla zu retten und den gefährlichen Folgen der zwischen den beiden Feldherren bewirkten Feindschaft vorzubeugen. Ualla aber bemerkte an dem unerschrockenen, beinahe triumphirenden Ausdrucke in den Mienen und Blicken ihres Vaters,

daß irgend ein tief verborgener Grund ihn zu solcher Willfährigkeit bewogen habe.

Juan drang nun unablässig in den Caziken, indem er es nicht erwarten konnte, von seinen Lippen die Entdeckung des Geheimnisses zu vernehmen. Alpahula versicherte, die Höhle, in welcher der verborgene Schatz liege, befinde sich in einer so entfernten, tiefen und einsamen Schlucht der Andesgebirge, daß es nicht möglich sei, den weitentlegenen, vielfach verschlungenen Weg dahin zu beschreiben, daß er aber bereit sei, den Spaniern selbst als Wegweiser zu dienen.

Juan, einen Augenblick unschlüßig, nahm den Antrag gierig an, und bestimmte aus Furcht, daß der Gefangene seinen Entschluß etwa wieder ändere, die frühste Morgendämmerung des nächsten Tages zur Ausführung des Vorhabens. Ualla, kaum wissend, was sie wünschen oder fürchten sollte, bat dringend, ihren Vater begleiten zu dürfen. Alle verweigerten einstimmig die Gewährung der Bitte. Juan, weil er besorgte, sie könne ihnen auf der Reise hinderlich werden; Fernando, weil er befürchtete, sie könne einer Gefahr ausgesetzt werden; Alpahula aus Gründen, die er nicht merken ließ.

Eh' noch die glühende Morgenröthe des nächsten Tages den östlichen Himmel bepurpurte, trat Ualla schon in das Gefängniß ihres Vaters. „Du kommst," sagte er, „von mir Abschied zu nehmen. Ich wünschte, Du hättest diesen Morgen Deine kindliche Huldigung vergessen; doch sei es! Komm hieher, abtrünniges Kind der Sonne!" (Er umarmte sie herzlich.) „Gott meiner Tage und des Lichtes,

welches sie so lange vergoldete, vergib mir diese Umarmung! vergib mir die Gefühle der Natur, denen ich gegen diese Abtrünnige nicht zu wehren vermag! Leb' wohl, Ualla! (Er schloß sie noch einmal in seine Arme;) leb' wohl! Nun geh! — doch — halt! Dein spanischer Beschützer, er, der Dich zum Abfall von Deinem Gotte verführte, er hat es gestern gewagt, Dich von mir als seine Braut zu erbitten. In den Worten und im Benehmen dieses stattlichen Jünglings, ich will es nicht verhehlen, ist etwas, das vielleicht zu einer schwachen Entschuldigung Deiner Abtrünnigkeit dienen könnte; mir selbst fiel es schwer, ihm mein Herz zu verschließen: dennoch aber gebiete ich Dir beim Geiste Deiner Mutter, die nun mit Sonnenstrahlen bekleidet, im Licht wandelt, dem Verführer Deiner Seele nie Deine Hand zur Belohnung zu geben! Er ist der schlaueste, daher auch der gefährlichste unserer Feinde. — Quell alles Lichtes und Lebens! Ich erkenne nun die Weisheit Deiner Wege. Glichen alle Kinder des Osten diesem wackern, einnehmenden Spanier, so würdest du bald vergebens von Deinem Strahlenthron herabschauen, um Einen Verehrer in Peru zu erblicken. O Tochter! verschließe ihm Dein Herz! Noch kannst Du auf den Pfad der Wahrheit zurückkehren; noch kannst Du Dich vor dem Lichtquell aller Wesen beugen; verschließe Dir nicht selbst für immer den Weg zu ihm, indem Du Dich seinem Feinde hingibst! — Leb' wohl! — Du weinest, als wäre Dein Leben an diesen Götzendiener gebunden. Sieh mir fest in das Angesicht! Du hast es vernommen, wie plötzlich ich meinen Entschluß geändert habe. Wisse denn!

Kehrt Fernando von unserer Reise unverletzt zurück, so sei er Dein. Ich selbst gebe Dich ihm. Licht des Himmels! sende mir ein Zeichen! — Sprich nicht, Ualla! der Gott Deines Vaters verleihe Dir gnädig sein Licht, — und nun leb' wohl!" —

Er drückte sie einen Augenblick mit Ungestüm an die Brust, dann stieß er sie heftig aus dem Gemach. Fernando empfing das bleiche, bebende Mädchen, stützte die Schwankende und forschte, was sie so gewaltig erschüttert habe. Voll Furcht, das sonderbare Benehmen ihres Vaters zu gestehen, um ihn nicht etwa auf's neue den Schrecken der Folter auszusetzen, zugleich auch voll Angst, durch Verheimlichung ihrer dunkeln Vermuthung Fernando's Leben einer Gefahr auszusetzen, sagte sie nur: „Eine innere Stimme flüstert mir zu, daß dieser Tag ein Tag des Schmerzes und der Trauer sein wird, daß ich meinen Vater nicht mehr sehen werde. Ach! sie warnt mich vor einem unbekannten Etwas. — O Fernando! Geh' nicht mit ihnen!" —

Fernando. Und soll ich Deinen Vater als Juan's wehrlose Beute preisgeben? — Ich bleibe sein Beschützer. Für mich selbst aber sei unbesorgt! Deine Landsleute — —

Ualla. Sie sind zu tief gefallen, um Furcht erregen zu können. Ihr seid die Herren des Landes; die Eingebornen werden nie mehr ihre Hände gegen euch erheben.

Fernando. Was fürchtest Du also?

Ualla. Ich kann nicht sagen: ich weiß es nicht; spotte aber nicht über meine dunklen Ahnungen! Bist Du zu muthvoll, um selbst die Furcht zu kennen, so bist Du

auch zu edel, über die Furcht eines schwachen Mädchens zu spotten. Diesen Morgen sprühten düstere Flammen aus den Augen meines Vaters, doch — nein — ich weiß nicht, was ich sage, — es war nichts — eitler Wahn, ein bloßes Schreckbild meiner Fantasie. Sag' es nicht dem furchtbaren Juan! Sieh! hier steht noch immer das schreckliche Marterwerkzeug. Meine Seele ist dunkel. Sie kommen, sie kommen, meinen Vater wegzutragen. Fernando, leb' wohl, leb' wohl! Dein tapferer Arm beschütze meines Vaters graues Haupt! Sorge aber auch für Dein eigenes, schwarzlockiges Haupt! Der Gott, der Dich zu meinem Erleuchter machte, der Gott, der über alle Herzen und Hände wacht, er wache auch über Dich! Leb' wohl!" —

Noch schlummerten die westlichen Gebirge im Licht- und Schattenwechsel des sinkenden Mondes, als schon Don Juan dem in ein Gefängniß verwandelten Palaste des Caziken Alpahula mit ungeduldiger Hast entgegenschritt. Ihm folgte seine bewaffnete Schar. Er befürchtete die Entweichung eines so wichtigen Gefangenen in den ihm wohlbekannten Gebirgsgegenden und Schluchten, welche manche Trennung und Vereinzelung, der schmalen Pfade und engen Päße wegen, nothwendig machen, und dadurch die Flucht erleichtern, die Verfolgung aber erschweren würden. Diesem nur als möglich gedachten Ereignisse vorzubeugen, befahl Juan, sechs Sklaven an Alpahula's Fesseln zusammenzuketten. Fernando widersetzte sich dieser unwürdigen Behandlung des unglücklichen Greises, der aber, weit entfernt, diese gütige Verwendung dankbar anzuerkennen, dar-

auf blos erwiederte: „Junger Mann! Ich habe nicht um Deinen Schutz gebeten." — Hierauf erklärte er mit Festigkeit, er werde nicht von der Stelle gehen, bis man nicht, statt der Sklaven, Menschen edlerer Art mit ihm zusammenkette. Juan befahl ihm zu gehen, und deutete dabei auf die Folter. Alpahula kreuzte die Arme auf seinem Busen, und sagte mit dem ruhigen Tone der unerschütterlichsten Entschlossenheit: „So bringt ihr mich nicht lebend an den Ort des verborgenen Schatzes!" — Juan, lechzend nach den Schätzen, die ihm unaufhörlich vor der habgierigen Seele schwebten, und ungeduldig gegen den geringsten Verzug, ließ nun sechs spanische Offiziere aus den edelsten Familien an Alpahula's Fesseln ketten. Unter diesen befand sich auch Fernando, der sich aus Liebe zur Tochter und aus Besorgniß, den Vater gegen Juan's Grausamkeit zu schützen, freiwillig anbot, und unmittelbar zunächst an den Greis gekettet wurde. Alpahula blickte um sich her mit triumphirender Miene, die beinahe den Ausdruck des Entzückens erreichte.

Schon zogen sie durch die niederen Regionen der Andesgebirge in tiefem Schweigen dahin, welches nur von Zeit zu Zeit durch die vom Caziken in gebieterischem Tone ausgesprochenen und vom Dolmetsch wiederholten Worte: „Zur Linken! Zur Rechten! hinauf! abwärts!" unterbrochen wurde. Der Weg ward immer beschwerlicher, die Morgenluft immer schärfer. Die Glut augenblicklich entzündeter Purpurröthe, welche plötzlich die Spitzen der höchsten Schneegipfel färbte, bildete den sonderbarsten Kontrast zu

dem bleichen Mondlichte, in welchem noch die niedern Regionen schlummerten; eine ernste, majestätische Szene! Die weißen Häupter der höchsten Gebirge, die schwarzen Schlünde und die über Abgründen trotzenden Felsmassen erschienen durch das zweifelhafte Licht, welches auf ihnen lag, noch düsterer und schauerlicher. Mit jedem Schritte wurde die Szene einsamer, öder und wilder. Die fruchtbare Region, welche sie nun verlassen hatten, schien unter ihnen in eine unermeßliche Tiefe zu versinken, während sich auf jener, zu welcher sie emporstiegen, jede menschliche Spur verlor. Hier und da hörte man das dumpfe Brausen eines Gebirgsstromes, den brüllenden Fall einer Katarakte, den widerhallenden Donner eines Felsensturzes. An manchen Stellen zeigte ein trauriges rothes Licht, welches auf den Gipfeln der höchsten Bergreihen ruhte, den Ort, wo ein schrecklicher Vulkan sein rastloses, unauslöschbares Feuer ausströmte. Als der Weg immer beschwerlicher wurde, ergriff Fernando oft Alpahula's Arm, ihn gütig und ehrfurchtsvoll unterstützend, wenn der Fuß unsicher, schwankend ausglitt, obschon der Greis seinen Beistand zurückwies, und wenn die Karavane manchmal Halt machte, um sich mit stärkendem Getränke zu laben, war Alpahula der Erste, dem der junge Spanier eine Erfrischung reichte. Es war nicht zu verkennen, daß der Greis sich vergeblich bemühte, gegen diese Merkmale von Achtung und inniger Theilnahme unempfindlich zu bleiben.

Die Sonne folgte bald dem Purpurglanze, welcher ihre Ankunft als Tagesvorbote verkündet hatte; noch be-

merkte man die aufgehende Gottheit der Peruaner nur durch die blendende Flut des röthlich goldenen Lichtes, welches den Ost in geschmolzenem Feuer badete, und durch die westlich sich verlängernden Schatten; denn die wolkenumhüllte Reihe der östlichen Gebirgsriesen verbarg den heraufkommenden Gott den spähenden Blicken seines gefangenen Verehrers. Da Alpahula aber nun schon wußte, daß das angebetete Gestirn über der Erde erschienen war, beugte er sich vorwärts, als wolle er sich auf sein Gesicht niederwerfen, wodurch denn auch der, zunächst an seinen Leib gekettete Don Fernando gezwungen wurde, sich gleichfalls zu bücken. „Gott meines Lebens!" sagte der Cazik, „Soll ich auch dieses unwillkürliche Kniebeugen vor Deinem östlichen Throne für eine günstige Antwort nehmen?" — Er blickte nochmal zögernd, beinahe traurig, auf Fernando; dann schüttelte er sein Haupt, als ob er einen unrechten Gedanken, der seine Seele durchkreuzt habe, mißbilligend verwerfe, und ging vorwärts.

Der Morgen rückte nun schnell heran; die Gebirgshäupter drängten sich aber so dicht aneinander, daß die Wölbungen der vorragenden Felsmassen über den Köpfen der Wandelnden beinahe zusammentrafen, und das Tageslicht ausschloßen. Alpahula schaute zu wiederholten Malen, und mit än gstlichen Blicken bei jeder neuen Klippenöffnung empor, als könne er es nicht erwarten, das Strahlenantlitz des Gestirnes zu erschauen, dessen ungesehenen Aufgang er schon verehrt hatte. „Noch einmal," sagte er dann, „will ich dieses goldene Auge sehen!" —

Sie gingen weiter. Ein schmaler, höchst unsicherer Pfad zog sich an einer steilen Felswand neben einem Abgrunde dahin. Alpahula blickte freudig empor. „Jenseits jener Gipfel liegt das Ziel unserer Reise. Haben wir noch diesen Gebirgsriesen erstiegen, dann führt ein bequemer Weg abwärts zu den verborgenen Schätzen.“ — Keine Musik klang Juans Ohren je so lieblich wie diese Worte. Sie schickten sich an, die schwindelnde Höhe zu erklimmen; der Cazik hielt aber einen Augenblick still; er zögerte, faltete die Arme kreuzweise über seine Brust, und schien zu beten. Dann sagte er mit einem Ton voll Kraft und Würde: „So lange dieser Jüngling meine Schritte hemmt und meiner Stärke durch seinen ungebetenen Beistand spottet, will ich diese Höhe nicht ersteigen. Don Juan, Oberhaupt der spanischen Scharen, ersetze Du seine Stelle! Oberhaupt an Oberhaupt gejocht, geziemt sich besser, als daß ein Unterfeldherr an die Fesseln des Caziken Alpahula gekettet sei. Don Juan verneinte schweigend. — „Du willst nicht?“ fuhr der Greis fort. „Es sei! Suche Dir denn selbst den Weg zu dem Schatze von Gold und Edelsteinen, wornach Deine Seele schmachtet! Blicke nicht so grimmig nach mir! Bedenke, daß Dein schändliches Folterwerkzeug sich nicht hier befindet, und daß es mir lieber ist, gefesselt zwischen diesen Felsen und Strömen zu sitzen und den letzten Hauch meines Lebens auszuathmen, oder durch Christenhände von diesen Höhen in den Abgrund geschleudert zu werden, als zurückzukehren zu einem elenden, schmählichen Dasein, ein Gefangener in meinem Palaste, im Wohnsitze meiner Ahnen!“ —

Der Dolmetsch, entweder aus Mißverständniß, oder weil er, müde der gefahrvollen Reise, das Ende beschleunigen wollte, machte aus dem einzelnen Falle eine allgemeine Regel, und versicherte den Oberfeldherrn, es bestehe bei den indischen Häuptlingen ein Gesetz, kraft dessen sie Gebirge von einer gewissen Höhe nicht anders als in Gesellschaft eines Häuptlings von gleichem Range ersteigen dürfen. Diese Auslegung, verbunden mit der brennenden Ungeduld nach dem Schatze, bewog Don Juan zu solcher Willfährigkeit, daß er, dem ihm wohlbekannten Starrsinn des, der Sitte seines Landes treu anhängenden Caziken nachgebend, sich an diesen ketten ließ und Fernando's Stelle einnahm. Er versetzte dem Greis, ihn anzutreiben, einen Stoß auf die Schulter; der stolze Indier, jetzt weit entfernt, eine so unwürdige Behandlung übel zu nehmen, blickte zurück, und lächelte, mitleidig erhaben über eine so kleinliche Beleidigung. Eine Seele, für feinere Eindrücke empfänglicher als Don Juan's Seele, würde in jenem ruhigen, ironischen Lächeln irgend eine böse Vorbedeutung geahnt haben.

Jetzt klimmte Alpahula mit denen, die unmittelbar an ihn gekettet waren, die letzte steile Höhe hinan; Juan's unnützes Gefolge blieb zurück, nur Fernando folgte Jenen in einiger Entfernung. Der Weg war von der Art, daß ein einziger falscher Tritt den Wanderer in einen Abgrund von solcher Tiefe stürzen konnte, in welche nicht einmal ein Strahl der Mittagssonne hinabzudringen vermochte. Hier stand der Cazik stille, indem der Horizont sich erweiterte, und die Quelle des Lichtes, welches bisher von den

sich begegnenden Felsenhäuptern verdeckt war, nun in vollem Strahlenglanze sichtbar wurde; nur ein vom Berggipfel aufqualmender Nebelstreif hing noch wie eine leichte Wolke vor der Sonnenscheibe und milderte ihre Strahlen, ohne den Lichtkreis zu verhüllen. Alpahula, der, weil der Pfad zu schmal war, vor seinem Gotte nicht niederknien konnte, verbarg sein Gesicht einen Augenblick in den Falten seines Gewandes; dann hob er sein Haupt empor, blickte zu dem, durch den Nebelflor gemilderten Gestirn, von dem das Auge des Verehrers jetzt nicht geblendet wurde, dankbar anbetend empor, und rief mit Jubel: „So seh' ich Dich wieder, Auge des Himmels! Ich hätte es nicht gewagt, das Werk dieses Tages zu vollenden, hätte nicht Dein Strahlenantlitz auf Deinen Diener segnend niedergeblickt. Vergib die Schwäche des Vaters, der sein abtrünniges Kind noch liebt, und Mitleid hegt gegen einen Feind, der Götzendiener ist, aber edel denkt! Und nun, Gott des zertrümmerten Peru, willst Du mein Beginnen begünstigen, so blicke hervor aus den Wolken, die Dein durchdringendes Auge verhüllen wollen, und gib mir durch ein leuchtendes Zeichen zu erkennen, daß die Begeisterung, die mich aufregt und erhebt, Dein Werk ist!" —

Er heftete seine Blicke unverwandt auf die dahingleitende Wolke, als erwarte er eine Antwort auf seine geheimnißvolle Frage. —

„Alter Mann!" sagte Juan. Ich bin nicht hiehergekommen, um Deine Schwärmereien zu hören. Die Zeit verstreicht. Tummle Dich vorwärts, oder Du sollst bald Ursache haben, Dein Zaudern zu bereuen! Ist die Folter auch nicht

hier, so erwartet sie Dich doch in Deinem dunkeln Gefängnisse. Vergiß nicht, daß Du in meiner Macht bist!" —

„Nein! Du in der meinigen!" erwiederte der Cazik triumphirend, sobald der Dolmetsch ihm Juan's Worte verständlich gemacht hatte. Er heftete nun auf Diesen einen durchbohrenden Blick, den der stolze Spanier kaum zu ertragen vermochte, und sagte mit Ernst und würdevollem Nachdruck: „Don Juan! Du Haupt der Unterdrücker, Mann ohne Herz, blutbefleckter Eroberer! Hast Du diesen Morgen alle Deine Sünden überdacht? Hast Du bedacht, daß ein ganzes Land den Weh- und Schmerzensruf, durch Dich erpreßt, emporsendet? Erhebe Dein Herz für einen Augenblick, und bitte Deinen Gott um Gnade, — denn das Strafgericht des Himmels schwebt über Deinem Haupte!"

„Zieht ihn vorwärts! Schleppt ihn den Berg hinan!" schrie Juan: „Elender Sclave! Ich will einmal ein Ende sehen, und zwar ohne Verzug, sonst lasse ich Dir alle Glieder stückweise zerreissen und sie den Raubvögeln dieses Gebirges vorwerfen." —

Alpahula schien diese Drohungen gar nicht zu hören; sein Auge haftete auf der Wolke, deren Rand nun, wie sie von der Sonnenscheibe wegzog, von den Strahlen erhellt wurde. Nun stand die Sonne unverhüllt in voller Herrlichkeit am Himmel. Juan wiederholte seinen Befehl. „Noch in diesem Augenblick will ich wissen, wo Dein Schatz und die goldnen Opfer Deines falschen Gottes verborgen liegen." —

Dein Wunsch werde erfüllt, erwiederte der Greis mit stolzer Miene: „Peru's bester Schatz ist ein Herz, welches

von Vaterlandsliebe glüht; das unserm Gotte wohlgefälligste Opfer ist das Leben derjenigen, die seine Söhne getödtet, seine Tempel zerstört haben. Erde und Himmel und Alles, was mir lieb und werth war, lebt wohl! Quell des Lichtes! Ich eile, Deine Strahlenwohnung zu betreten. Gott und Peru!" —

Don Juan erkannte in diesem Augenblicke Alpahula's schrecklichen Vorsatz; ein warnender Schrei entfuhr seiner Brust; er kam zu spät. Der Greis stürzte sich, indem er die letzten Worte sprach, von dem Rande des schmalen Felspfades in die Tiefe mit solcher Gewalt, daß er Alle, die an ihn gekettet waren, mit sich hinabriß. Von Klippe zu Klippe geschleudert, fielen die gefesselten Schlachtopfer endlich in den dunkeln, gähnenden Abgrund, dessen Nachtgrau'n nie von einem menschlichen Fuße betreten worden. Alles dies: Alpahula's triumphirende Miene, sein Vorsprung vom Klippenrande, das Entsetzen der nachgerissenen Zusammengeketteten, ihr vergebliches Sträuben und Stämmen, ihr schauderhafter Sturz, ihr Angstgeschrei, Alles dies war das Werk Eines Augenblicks, gleich dem plötzlichen Aufleuchten und Verlöschen des Blitzes. Indem die Fallenden von den Klippenspitzen abprallten, widerhallten die Felsen vom Kettengerassel; Raubvögel, zum ersten Mal aus ihren einsamen Schlupfwinkeln aufgeschreckt, vereinigten ihr wildkrächzendes Grablied mit dem verzweiflungsvollen Geheule der Sterbenden.

Vom Schwindel des Entsetzens ergriffen, taumelte Fernando, indem sein Auge den Stürzenden folgte; nur mit Mühe konnte er, eine schmale Klippe umklammernd,

sich auf dem schmalen Pfade festhalten. Das Geheul verlor sich in ein dumpfes Stöhnen, das gellende Kettengeklirre wurde schwächer und schwächer, endlich lagen die Unglücklichen im Abgrunde. Todesstille herrschte. Fernando erhob sein Haupt; er sah nichts als schroffe Felsenwände, gähe Abstürze und schwarze Schluchten; er hörte nichts, als das dumpfe Tosen eines fernen Bergstroms. Er warf schaudernd einen scheuen flüchtigen Blick auf den Abgrund, nun das Grab seiner Gefährten, und hob betend seine Hände zum Himmel.

In seinem Innersten erschüttert, stieg er nun den schmalen Pfad herab, welchen seine, dem Verderben geweihten Gefährten vor wenigen Minuten betreten hatten, als sie lebenswarm und hoffnungsvoll, von Geiz und Stolz getrieben, dem Ziele des Reichthums und des irdischen Glückes entgegen strebten, nun aber als zerschmetterte Gebeinmassen die dunkle, unnahbare Schlucht bewohnten. Oft, indem er abwärts ging und stille stand, glaubte er irgend ein ersticktes Geschrei, ein hinsterbendes Ächzen, einen Ruf um Hilfe aus der grauenvollen Tiefe herauf zu vernehmen.

In dieser Gemüthsstimmung erreichte Fernando die am Fuße der letzten Gebirgshöhe zurückgebliebenen Soldaten, denen er das schreckliche Ereigniß mit wenig Worten kund machte. Als sie sich vom ersten Eindrucke des Entsetzens erholt hatten, führte Fernando, nach Juan's Tode jetzt der Erste im Heere, sie in düsterm Schweigen nach ihrem Standquartiere zurück. Je näher sie dem Ziele kamen, desto schwerer ergriff ihn der schmerzliche Gedanke, daß er nun der unglücklichen Tochter den Tod des Vaters verkünden müsse.

Schon war der Mond aufgegangen; sein mildes Licht lag auf der Gegend. Ualla saß vor ihrem Wohnhause im Kreise der Frauen und Mädchen, deren Sorgfalt Fernando sie anvertraut hatte, und harrte sehnsuchtsvoll der Rückkehr des Vaters und des Geliebten. Fußtritte und Stimmen nähern sich; sie frägt nach ihrem Vater, nach ihrem edeln Beschützer. Ein vorauseilendes falsches Gerücht meldet ihr, daß Vater und Geliebter zerschmettert, in der Todesschlucht ruhen. Sie springt empor, stößt einen Schrei des Entsetzens aus, steht einen Augenblick stumm und starr, und stürzt wie leblos zur Erde. Ein sanfter Arm richtet sie auf; eine Stimme, die zum Leben erwecken kann, tönt in ihr Ohr. Sie erkennt den Geliebten; sie erhebt ihr Auge dankend zum Himmel, dann umfaßt sie Fernando's Knie, und spricht mit leicht bebender Stimme: „O Fernando, den mir Gott wieder gab! Wo ist mein Vater?" — „Vor dem Throne desjenigen," — erwiederte Fernando, — „der zwischen ihm und seinem Unterdrücker richten, und die Bitterkeit des Unglücks versüßen wird. — Ich komme als Dein Beschützer, die Wunden Deines mißhandelten Volkes zu heilen, Deine Thränen zu trocknen, und das Glück Deines Lebens zu gründen. Ein Herz und Ein Gott! Ihn, den wir anbeten, sollen auch Deine Peruaner nicht länger als den Schreckensgott der grausamen Spanier scheuen; sie sollen vor Ihm als dem allgütigen Vater der Menschen knien!" —

So sprach Fernando, und begrüßte die blasse Jungfrau, die kein Wort der gepreßten Brust zu entwinden vermochte, als Gattin.

Marco, der Bandit.

Aus den Papieren eines englischen Arztes.

Ich bewohnte ein Landhaus meines Freundes C., welches, drei Meilen von Neapel entfernt, auf dem Wege nach Pästum in einer reizenden Gegend zwischen der Seeküste und den Apenninen lag, umkränzt von dichten Wäldern und belebt durch Klöster, Villen und Ruinen alter Gebäude. Von hier aus machte ich jeden Tag einen Ausflug in die nächste Umgebung, um die Überbleibsel der zahlreichen alten Tempel zu besichtigen, deren viele der zerstörenden Zeit durch zwei Jahrtausende getrotzt hatten. Bei einem dieser Ausflüge verließ ich mit Tagesanbruch das Haus, und bestieg ein Maulthier, in der Absicht, eine alte Wasserleitung und eine zwischen hängenden Gärten am Fuße der Apenninen gelegene Villa zu besuchen. Meiner Gewohnheit getreu, nahm ich keinen Führer, um die Schönheit der Naturscenen ganz frei und ungestört zu genießen. Es war im Herbste, und die liebliche Landschaft gewann einen erhöhten Reiz durch die hier und da zerstreuten Gruppen calabrischer Landleute, bewaffnet mit kurzen Schwertern und Vogelflinten, die man in ihrer romantischen Tracht von Salvator Rosa's Meisterpinsel so oft abgebildet sieht. Als ich mich dem Flusse Silaro näherte, der wegen der versteinernden Eigenschaft seines Gewässers seit undenklichen Zeiten berühmt ist, veränderte sich die Scene; die Meierhöfe verschwanden und die

Gegend nahm einen wilden, melancholischen Charakter an. Der Boden wurde locker und sumpfig; die vielen gebrechlichen Brücken, aus Baumästen geflochten, und über Tiefen geworfen, machten den Weg unangenehm und gefährlich. Dies vermochte aber nicht meinen Eifer abzukühlen; selbst die zahlreichen Geschichten von Räubern, die, wie man mir erzählt hatte, diesen Theil des Landes unsicher machten, schreckten mich nicht; denn ich glaubte in den meisten derselben die, dem neapolitanischen Charakter eigene Übertreibungsgabe zu erkennen.

Ein kleiner Zufall war hinreichend, dem Strome meiner Gedanken plötzlich eine andere Richtung zu geben. Ich ritt auf einem schmalen Pfade zwischen Tamarisken und Myrten gemächlich und sachte am Rande einer Gebirgsschlucht dahin, ließ den Zügel auf dem Halse des Maulthieres liegen, und legte meine Arme auf den Rücken, wie ich es zu thun pflege, wenn ich mich meinen Gedanken überlasse. Plötzlich fühlte ich meine Elbogen geknebelt; in demselben Augenblicke drohte auch die Mündung einer Pistole meiner Stirne, und eine Stimme schrie mir in italienischer Sprache in's Ohr: „Signor! Ihr seid mein Gefangener. Wagt Ihr Gegenwehr, so tödt' ich Euch wie einen dieser unreinen Büffel da unten; ergebt Ihr Euch, so soll Euch kein Haar auf Eurem Haupte gekrümmt werden."

Wehrlos, und im Nachtheil, wie ich war, sah ich ein, daß jeder Widerstand fruchtlos, und es das Beste sei, mich auf Discretion zu ergeben. Ich verhielt mich also ganz ruhig, während der Bandit fortfuhr: „Sie thun wohl Sig-

nor, keinen Widerstand zu leisten. Ich muß Ihre Arme in Ihrer jetzigen Lage festschnüren; dann wollen wir über das Lösegeld unterhandeln." —

Er steckte die Pistole in den Gürtel, und band mir die Arme auf dem Rücken so zusammen, daß der Strick unter dem Bauche des Maulthiers gezogen und um meine Schenkel gewunden wurde.

So schlimm nun auch meine Lage war, so konnte ich mich doch, indem ich mich auf dem Rücken des Maulthiers angebunden erblickte, eines Lächelns über die komische Figur, die ich dabei spielte, nicht enthalten. Der Bandit bemerkte dies, und sagte: „Sie haben Recht, Signor, daß Sie nicht aus der Fassung kommen; und dennoch würden Hunderte zittern bei dem bloßen Gedanken, sich in dieser Wildniß in der Gewalt des Marco d'Abruzzo zu wissen." —

Marco d'Abruzzo! dachte ich; dieser ist der berüchtigte Bandit, von dem mein Freund C. sprach, von dem die Landleute so viele muthige und fürchterliche Thaten zu erzählen wissen, und dem die ganze Gegend Tribut zahlen muß, damit die Einwohner sich den Besitz ihres Eigenthumes sichern. Plötzlich fiel mir ein, daß auch mein Freund C. diesem Räuber zinsbar sei, und ich beschloß, mich zu überzeugen, ob sein Schutz sich eben so auf die Person seiner Freunde als auf ihr Eigenthum ausdehne. Ich sagte ihm daher, daß ich ein vertrauter Freund des C. sei, und gegenwärtig dessen Landhaus bewohnte. Eh' ich noch zu Ende war, fragte Marco hastig, ob ich schon eine Nacht unter dessen Dache zugebracht, ob ich schon an dessen Tische ge-

gessen hätte? — Ich hatte die Frage kaum bejaht, als der Bandit, ohne einen Beweis meiner Angabe abzuwarten, den Strick löste, und mich tausendmal um Verzeihung bat wegen der erlittenen Unbilden. Er hege für C. die größte Hochachtung, da dieser Signor seine Gebühr stets auf das pünktlichste entrichte. Hätte er nur gewußt, daß ich ein Freund dieses wackern Mannes sei, so würde er mich gewiß nicht im Geringsten belästigt haben. Er fügte hinzu, ich müßte den Vorfall nun wohl aus dem rechten Gesichtspunkt ansehen und denselben auch meinem Freunde C. im gehörigen Lichte darstellen. Er wiederholte alle seine Versicherungen, und verschwand dann im dichten Myrtengebüsche, welches uns umgab. Das Bild steht mir noch jetzt lebhaft vor der Seele. Er hatte nicht ganz die mittlere Leibesgröße, doch eine herkulische Kraft und edle römische Gesichtszüge. Seine Kleidung bestand in einem Wams und Beinkleide von purpurnem Sammt, ersteres mit scharlachrothen Schlitzen auf den Schultern. Riemen von Büffelhaut umgaben die Füße vom Knie bis zum Knöchel. Um den Leib trug er einen ledernen Gürtel, in welchem sich nebst zwei Pistolen und Dolchen auch jener Strick befand, mit dem er mich gebunden hatte. Von den Schultern hing die italienische Mantilla, in die er den Oberleib einzuhüllen pflegte, wenn er den furchtbaren Anblick der in dem Gürtel steckenden Waffen verbergen wollte. Auf dem Kopfe saß ein kegelförmiger Hut, nach der Seite, mit einer rothgefärbten Hahnenfeder geschmückt. Über den Rücken hing die Flinte.

Einige Tage nachher kehrte ich von der Villa nach

Neapel zurück. Während meines Aufenthaltes daselbst ereignete sich jener schreckliche Vorfall, welchen ich nun erzählen will.

Sir Hunt, ein geistreicher Britte, unternahm mit seiner schönen Frau von Neapel, wo das junge Ehepaar vor Kurzem erst getraut worden war, einen Ausflug nach der Stadt Pästum. Indem sie durch jene öde Gegend fuhren, die ich bereits beschrieben habe, fiel plötzlich ein Schuß, der ein Wagenpferd tödtete; im nächsten Augenblicke erschien ein Räuber, welcher von den Reisenden Geld und Kostbarkeiten forderte. Der Postillon entfloh und versteckte sich im nächsten Walde. Hunt, in Zorn auflodernd, als er sich von einem Einzelnen angefallen sah, schlug den Banditen in's Gesicht in dem Augenblicke, als dieser der jungen Frau eine goldene Halskette entreißen wollte. Der Räuber, in Wuth ausbrechend über den erhaltenen Schlag, riß eine Pistole aus dem Gürtel und schoß nach dem Engländer. Die muthige Frau warf sich an die Brust des Gatten, um ihn zu schützen. Beide wurden von den Pfosten, mit welchen die Pistole geladen war, schwer verwundet; Er durch die Rippen, Sie in der Brust und im Nacken. Der Räuber plünderte nun den Wagen und entfernte sich. Der Postillon kam aus seinem Versteck hervor, und schaute in den Wagen. Schrecklicher Anblick! Auf dem Boden des Wagens ein See von Blut, den Wunden des unglücklichen Paares entquollen! Hunt war auf den Boden gesunken; seine Gattin hatte wahrscheinlich bei ihm gekniet, um sein Haupt zu stützen, denn ihr Arm hielt seinen Nacken umschlungen.

In dieser Stellung ward sie ohnmächtig, und lag bewußtlos; ihre Wange ruhte auf der Wange ihres Gatten, der Todte in den Armen der Sterbenden!

Der feige Postillon getraute sich nicht, sie zu berühren; er begnügte sich damit, daß er sich ein frisches Pferd verschaffte, und fuhr nun so schnell als möglich nach Neapel zurück. Als der Wagen vor dem Hause hielt, von dem sie am Morgen wegfuhren, zeigte sich an der Frau noch eine Lebensspur; als man sie aber vom Leichnam des Gatten emporhob, erfolgte ein heftiger Blutguß, der sie mit dem Geschiedenen vereinigte. Ich wurde gerufen, fand aber, als ich in das Zimmer trat, Beide leblos auf demselben Lager neben einander ruhend. Das Antlitz der Frau gewährte insbesondere einen höchst rührenden Anblick, denn in ihren Mienen lag etwas so Ruhiges, Liebliches, beinahe Freudiges, als wäre sie mit dem beseligenden Gedanken gestorben, daß selbst der Tod es nicht vermochte, sie von dem Geliebten zu trennen.

Dieser Vorfall erregte in Neapel großes Aufsehen und der brittische Gesandte that den dortigen Behörden so kräftige Vorstellungen, daß diese sich bewogen fanden, starke Maßregeln zu ergreifen und einen Preis auf den Kopf des Mörders zu setzen. Dieser war, wie der Postillon bestätigte, kein Anderer, als M a r c o. Alle Versuche, seiner habhaft zu werden, blieben aber durch mehrere Monate fruchtlos, indem er alle Schlupfwinkel in den Gebirgen kannte, und über das Landvolk eine unbegränzte Macht ausübte. Er würde sogar wahrscheinlich allen Nachstellungen entgangen sein, wenn sich nicht der folgende Umstand ereignet hätte. Er hatte

nämlich sein Weib in die Stadt Salerno geschickt, um daselbst Einiges einzukaufen. Sie ward erkannt, ergriffen, nach Neapel geführt und dort in's Gefängniß gebracht, wo man alles Mögliche versuchte, sie dahin zu bringen, daß sie Marco's Aufenthaltsort verrathe. Sie verweigerte jedoch standhaft jede Entdeckung; erst der Anblick der Werkzeuge der ihr drohenden Folter raubte ihr den Muth. Sie versprach, die Sbirren an den Aufenthaltsort ihres Gatten zu führen. Als sie aber, von einem Sergent und zwei Sbirren begleitet, in die Nähe desselben kam, fing sie wieder zu zögern an, bis die Bajonete der Sbirren sie vorwärts trieben. Endlich stand sie still und gab das Zeichen mit einer an ihrem Halse hängenden Lockpfeife. Nach einer Minute trat Marco aus einer Schlucht auf eine vorragende Klippe. Noch hätte er entfliehen können, denn das Weib hatte die Vorsicht gebraucht, das Zeichen schon in der Entfernung von drei bis 400 Schritten zu geben. Konnte Marco die nahe Waldschlucht erreichen, so war er gerettet. Der Sergent, über das Benehmen der Frau ergrimmt, stieß ihr das Bajonet in die Seite. Marko, als er dies erblickte, schien im ersten Augenblicke der Verrätherin zu Hilfe eilen zu wollen. Er that einige Schritte vorwärts, zögerte aber wieder. Diese kurze Unentschlossenheit kam ihm theuer zu stehen, denn die beiden Sbirren, die man, weil sie sehr geschwind laufen konnten, vorzugsweise gewählt hatte, erreichten den Räuber so blitzschnell, daß dieser, da er sich nun dem Schusse bloßgestellt sah, eine Erhöhung am Rande der äußersten Klippe zu gewinnen suchte, sich hinter dieselbe kniete, seine Doppelflinte auf-

legte, nach dem Vordersten seiner Verfolger schoß, und so gut traf, daß dieser todt zu Boden stürzte. Inzwischen hatte der zweite Sbirre nach dem Marco gefeuert; die Kugel traf aber den ihn beschützenden Hügel; dagegen that dieser mit seiner Doppelflinte den zweiten Schuß, welcher dem Sbirren das Schenkelbein zerschmetterte. Nun war nur der Sergent noch übrig, ein in solchen Kämpfen sehr geübter Soldat, welcher, während Marco mit jenen Beiden beschäftigt war, durch einen kleinen Umweg auf eine höhere Stelle kam, und den Räuber in den rechten Fuß schoß. Der Bandit, am Entfliehen verzweifelnd, erhob sich, auf die Flinte gestützt, langsam, zog die Pistolen und Dolche aus dem Gürtel, schleuderte sie von sich, und gab durch Zeichen zu erkennen, er sei bereit sich zu ergeben. Der Sergent ließ sich dadurch täuschen und näherte sich dem Verwundeten, weil er, wenn er denselben lebendig einbrachte, den doppelten Lohn zu hoffen hatte, mit unvorsichtiger Hast. Während nun der Sergent einen Strick aus der Tasche zog, um den Räuber zu binden, warf sich dieser mit aller noch übrigen Kraft wüthend auf ihn. Mit einander ringend fielen Beide zu Boden, dicht am Rande der Klippe. Marco durchbiß den Halskragen seines Gegners und zwängte die Finger in desselben Säbelriemen am Leibe. Nun stemmte er den Fuß an den äußersten Rand der Klippe, that einen gewaltigen Stoß, und stürzte sich mit dem fest umschlungenen Feinde in den Abgrund. Der Sergent war augenblicklich todt, der Räuber starb nach wenigen Stunden, seine Zähne noch im Halskragen, die Finger noch im Säbelriemen des Sergenten.

Vier Heilmittel der Eifersucht.

Vier eifersüchtige Ehemänner.

In einer Provinzialstadt mit vielen neugebauten, hübschen Häusern, bewohnt von wohlhabenden Männern, schönen Frauen und zahlreichen Kindern, sammt den dazu gehörigen Hunden, Katzen und Singvögeln, lebten auch vier sehr eifersüchtige Männer mit ihren sehr unschuldigen Frauen. Es liegt in der Natur des nie und nirgends zufriedenen Menschen, daß unaufhörlich Einer über den Andern klagt; am meisten aber pflegen die Männer über ihre Frauen zu klagen, und die Frauen über ihre Männer. Wer diese Klagen hört, kann sich nicht genug wundern, wie es möglich ist, daß eine Ehe noch geschlossen wird.

Solche Ehestandsklagen wurden nun hier, wie überall, nicht immer nur den stummen Wänden, sondern auch Freunden und Freundinnen unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit mitgetheilt. Die in das Vertrauen gezogenen Auserwählten säumten nicht, das tiefe Geheimniß unter dem nämlichen Siegel auch den Nicht-Auserwählten mitzutheilen, und so geschah es denn, daß die Zahl der Theilnehmenden sich mit jedem Tage vermehrte, und die Sache in den Reunionen der Kleinstädter in aller Heimlichkeit eben

so veröffentlicht wurde, wie es bei den Großstädtern üblich ist.

Der Ordnung gemäß, muß ich nun dem Leser die männlichen vier Hauptfiguren oder Hauptverbrecher der Geschichte vorführen, welche, obschon unter ihnen weder ein Herodes, noch ein Othello, noch ein Don Gutierre war, ihren holden Ehehälften doch genug zu schaffen machten.

Erster Unmensch.

Der erste dieser vier Unmenschen war der Theater-Direktor Ahorn, ein kleines, blasses, abgemagertes Männchen, sehr reizbar und in ewiger Bewegung der Seele und des Leibes. Dieses schmächtige Wesen hatte mit dem riesenhaften Schicksal unaufhörlich gekämpft, mit dem Theaterpersonal unaufhörlich gezankt, viele Mühseligkeiten erlitten, viel Verdruß ertragen, und nach vielen Leiden und wenigen Freuden sich endlich als Theater-Unternehmer in dieser Provinzialstadt etablirt.

Der stärkste Fehler dieses rastlos thätigen Mannes war seine Schwäche für die dramatischen Künstlerinnen. Durch vielfache Erfahrungen und Täuschungen klüger geworden, faßte er endlich den heroischen Entschluß, sein zärtliches Herz zu bändigen, allen Liebschaften zu entsagen und seine innigste Liebe ausschließend seinem Geldbeutel zu widmen. Nachdem er durch einige Monate in dieser exemplarischen Lebensweise die besten Fortschritte gemacht hatte, wurde der weise

Mann am Abend desselben Tages, an dem er sich selbst zu seiner Beharrlichkeit Glück wünschte, das Opfer der Ironie des Schicksals, das heißt, er heirathete die erste Liebhaberin seiner Truppe.

Zweiter Unmensch.

Othello, der zweite der vier Unmenschen, war weder Mohr noch General der Venezianer, sondern ein Klaviermeister und zwar im Städtchen der Chorführer aller Klaviermeister, denen er auch nach und nach die meisten und wohlhabendsten Schüler glücklich weggefischt hatte. Herr Tanzler zählte in der Stadt eben so viele Feinde, als die Stadt Klaviermeister zählte. Er war ein stattlicher, hübscher Mann und hielt sich für ein Genie. Seinen Schülern begegnete er sehr artig und freundlich; gegen diejenigen aber, die nicht seine Schüler waren, pflegte er es etwas hoch zu geben, wenn sie es nicht noch höher gaben. Beim Unterrichtertheilen führte er immer die Worte im Munde: „Nur genial!" oder: „Ich bitte — etwas mehr genial!"

Seinen Schülerinnen bewies Herr Tanzler überhaupt viel Geduld; die schönen und gelehrigen überhäufte er aber mit Schmeicheleien und Ausbrüchen des Entzückens; sie wurden zu Engeln und Göttinnen erhoben. Sein Mißfallen über ungelehrige Kunstjüngerinnen, besonders wenn sie nicht schön waren, bezeichnete er durch einen leisen Seufzer, welcher es den Angeseufzten nicht deutlich machte, ob

er damit eine Aufwallung der Zärtlichkeit oder der Unzufriedenheit ausdrücken wollte. Seine dermalige Gattin Sophie Tanzler, die Tochter eines reichen Fabrikanten und eine der besprochensten Stadtschönheiten, war eine der talentvollsten Schülerinnen des Herrn Tanzler, gut und edel, aber von sehr raschem Temperamente und entschlossener Handlungsweise.

Dritter Unmensch.

Hauptmann Unstern, der dritte Unmensch und Opferpriester im Tempel der Eifersucht, hatte von jeher bei dem schönen Geschlechte viel Glück gefunden, das heißt, immer drei oder vier Liebschaften zu gleicher Zeit, dabei aber so viel berechnende Klugheit, daß er jeder bestimmten oder verfänglichen Erklärung schlau auszuweichen wußte und in seinen Huldigungen nie einen Schritt weiter ging, als man gehen konnte, ohne sich für die Folge zu binden, daher auch keine seiner verlassenen Ariadnen sich auf ein Versprechen berufen oder über Meineid klagen konnte. Zu einem Briefwechsel ließ er sich nie herbei, weil er, seinem Vorgeben zufolge, die todten Buchstaben haßte, eigentlich aber deshalb, weil Schrift und Rechtschreibung seine schwächste Seite war. Er pflegte auch außer den Rapporten und Regimentsrechnungen nichts zu lesen, nicht einmal das Zeitungsblatt. Hauptmann Unstern wurde endlich der vielen Feldzüge im Reich der Liebe müde, und der Siegreiche ergab sich einer

Siegerin, einem eben so zarten als zärtlichen Wesen von bezaubernder Anmuth und Liebenswürdigkeit.

Der vierte und letzte Unmensch

war der bei Jung und Alt sehr beliebte Doktor Kauz, zugleich Allopath, Homöopath und Hydropath, wie man es wollte. Diese Vielseitigkeit leistete ihm sehr gute Dienste, vorzüglich als Damenarzt; denn da das liebevolle, schöne Geschlecht die Veränderung liebt, so fand Doktor Kauz hier ein weites Feld vor sich, indem er es jeder Patientin freistellte, sich nach Laune und Eigensinn in einer der drei Heilmethoden behandeln zu lassen. Hatte die erste keinen guten Erfolg, so kam die zweite, nöthigen Falls dann die dritte. Starb die Kranke an und nach allen drei Methoden, so hieß es dann: „Man hat Alles versucht, alle Mittel angewendet; sie war aber nicht mehr zu retten!" —

Auf solche Weise geschah es denn nicht selten, daß Doktor Kauz im ersten Stockwerk eines und desselben Hauses allopathisch behandelte, im zweiten homöopathisch, im dritten hydropathisch. Es hatte sich sogar einigemal ereignet, daß er, einem Weinhändler zulieb, Kranke in den Erdgeschoßen und Dachwohnungen nach dem Brownischen System in die Ewigkeit spedirte. Überdieß war Kauz, als Mann im Geiste der Zeit, auch dem Magnetismus hold, wodurch er sich die Gunst aller romantisch gesinnten Damen erwarb. Seine jetzige Ehekonsortin hatte er magnetisirt, und von ihr

als Somnambüle die Erklärung ihrer Gegenliebe erhalten. Sie blieb auch im Ehestande eine Clairvoyante, das heißt, so scharfsichtig, daß sie dem Herrn Gemahl bei mancher Patientin, mit der er sich in Rapport gesetzt hatte, auf die Spur kam. Dieses Hellsehen bewirkte endlich, daß der Herr Doktor die Behandlung der Damen nach und nach ganz aufgab, und seine ärztliche Kunst nur an Männern ausübte. Nun wendete sich das Blatt. Die Frau Doktorin wurde ruhig, dagegen befiel aber den Herrn Doktor das Eifersuchtsfieber mit einer solchen Heftigkeit, daß er in jedem hübschen oder interessanten Mann, der als Genesener, im Gefühle der Dankbarkeit glühend, sein Haus betrat, einen Anbeter der schönen Gattin erblickte.

Weibliche Quadrupel-Allianz.

Der Eigensinn des Schicksals zwang drei dieser eifersüchtigen Barbaren, zu ihrem großen Leidwesen, die Stadt an einem und demselben Tage in ihren Berufsgeschäften zu verlassen. Hauptmann Unstern mußte einen Transport Rekruten eskortiren; Doktor Kauz wurde an einen entfernten Ort zu einem Konsilium berufen; der Klaviermeister Tanzler hatte von reichen Schülerinnen den Auftrag erhalten, Pianoforte's in der Haupt- und Residenzstadt einzukaufen. Am folgenden Tage versetzte das böse Schicksal auch dem Theater-Direktor Ahorn einen Streich. Die Prima-Donna lief davon mit dem Primo-Amoroso,

der eben als Robert der Teufel auftreten sollte. Dem desperaten Impressario blieb nichts übrig, als den Entflohenen mit der Eilpost nachzufliegen.

Die von den Quälgeistern der Eifersucht befreiten Frauen genoßen nun vier ruhige Tage, die man sogar glückliche hätte nennen können, wäre nicht im düstern Hintergrunde die Besorgniß gestanden, daß der fünfte Tag wahrscheinlich ihre Qualen verdoppeln werde.

Sie beschloßen, zuerst jede für sich allein, die köstlichen Halzyonentage zu ihrem Besten zu benützen und ernstlich darüber nachzudenken, auf welche Weise und durch welche Mittel dem Übel abzuhelfen wäre.

Die Klaviermeisterin kam, nachdem sie ihr niedliches Köpfchen lange hin und her gewiegt hatte, auf den Einfall, es sei besser, in einem so gewaltigen Kampfe Verbündete zu haben, den Feind mit vereinigten Kräften anzugreifen und in einem Haupttreffen ihn auf das Haupt zu schlagen, denn der bisherige schmähliche und klägliche Zustand sei durchaus nicht länger zu ertragen; in einer so großartigen Zeit wie die gegenwärtige, wo von allen Seiten die erhabenen Worte: „Frauen-Emanzipazion und Opposizion“ erschallen und auf der Oriflamm des schönen Geschlechtes prangen, sei sie mit ihren drei Unglücksgefährtinnen ohne Zweifel die einzige Unterdrückte und Nichtige in der Stadt.

Die Frau Klaviermeisterin, eine Frau von raschem Temperament, beschloß also, die Zeit der Abwesenheit der eifersüchtigen Ehemänner eifrig zu benützen. Sie ließ die drei Frauen für den Abend zu sich laden. Jede derselben nahm

die Einladung freudig an, und jede ward sogleich von dem Gedanken ergriffen: „Wir sind allein und ungestört; bei dieser Gelegenheit könnte ein sehr wichtiger Gegenstand besprochen werden.“ —

In Betreff der Eifersuchtsqualen, unter denen das vierblätterige Kleeblatt schmachtete, wußte zwar Keine von der Andern etwas Bestimmtes, dennoch erwartete Jede von den Andern guten Rath, Theilnahme und Beistand.

Die armen Frauen kleideten sich so schön als möglich, diesesmal aber nicht in der stolzen Absicht, einander zu verdunkeln, sondern nur deshalb, um als Leidende nicht nur interessant, sondern auch schön zu erscheinen.

Herzensergießungen.

Kaum waren die silbernen Leuchter mit den brennenden Millykerzen im Salon der Madame Tanzler auf den Kaffehtisch gestellt, als die schönen Gäste im Verlaufe von wenig Minuten nach einander eintraten, sehr freundlich, doch nicht ohne einen leisen Zug von Melancholie in den fragenden Mienen; gesprächig, doch bei manchem Worte mit feuchten Augen lächelnd, wie die Tropfenwand des Regenbogens hellfarbig leuchtet. Auf gleiche Weise präsentirte sich auch die Frau vom Hause. Man sprach, man trank Kaffeh; man seufzte. Da nun die Konversazion keine Lebhaftigkeit gewinnen wollte, obschon vier weibliche Zungen sonst das Gespräch im Gange zu erhalten wissen, nahm Madame

Tanzler, die ihre Rolle gut einstudirt hatte, etwas schüchtern und mit aufmerksam spähenden Blicken das Wort:

„Liebe Freundinnen! Es ist wohl nicht zu verkennen, daß jede von uns etwas auf dem Herzen hat. Soll freundschaftliche Theilnahme nicht den Kummer, der an uns nagt, erleichtern? Also, — kurz herausgesagt — nicht wahr? wir sind nicht so glücklich, als wir es unter andern Umständen sein könnten! Unsere Männer! Ja, unsere Männer!" — —

Ein dreistimmiger Chor wiederholte seufzend: „Unsere Männer! Ja, unsere Männer!" —

Madame Tanzler fuhr fort:

„Es ist schrecklich! Statt uns anzubeten, und uns der ganzen Welt als Muster vorzustellen, quälen sie uns mit der leidigen Eifersucht. Ich habe meinem Mann wahrlich nicht die geringste Ursache dazu gegeben, gewiß nicht!"

Der dreistimmige Chor wiederholte als Echo: „Auch ich nicht, gewiß nicht!" —

Hierauf begann folgendes Gespräch:

Frau Klaviermeisterin. Wir wollen aufrichtig sein — nicht wahr? Das kann nun in die Länge nicht so bleiben, nein! Es muß anders werden — nicht wahr?

Der Chor. Anders! Nicht wahr?

Frau Klaviermeisterin. Damit wir aber etwas ausrichten, müssen wir zusammenhalten und —

Frau Theaterdirektorin. Und die Sache gut überlegen, damit wir nicht Fiasko machen.

Frau Doktorin. Auf die Methode kommt Vieles an. Mein Mann hat wenigstens darin Recht, daß er

sagt: Es gibt verschiedene Kurarten, und die rechte treffen, das ist's, worauf Alles ankommt.

Frau Hauptmännin. Ja wohl! Es gibt gar viele Arten von Waffen: Stich- Hieb- und Schußwaffen, leichtes und schweres Geschütz.

Frau Klaviermeisterin. Es kommt nur vor Allem darauf an, daß wir darüber einig werden, welche Art von Spektakel wir anfangen, welche Kurart wir anwenden, welcher Waffen wir uns bedienen wollen. Damit wir aber einen tüchtigen Operazionsplan entwerfen und dann die zweckmäßigsten Heilmittel ergreifen können, kommt es zuerst darauf an, daß Jede von uns ein offenes, aufrichtiges Geständniß ablege, wie sie mit ihrem Herrn und Gebieter steht, und was für ein Mensch er ist. Die geheime Geschichte des männlichen Herzens sei der Gegenstand unserer geheimen Sitzung!

Der Chor. So ist's! So soll es sein!

Geheime Geschichte der Klaviermeisterin.

Die Frau Klaviermeisterin begann:

„Meine Damen! Damit die Sache vorwärts geht, — denn wir haben keine Zeit zu verlieren — so will ich Ihnen mit einem guten Beispiele vorgehen, und erzählen, wie's in meinem Hause aussieht. Mit meinem Othello ist's wirklich nicht auszuhalten. Wäre ich nicht so gescheit, wie ich bin, so müßt' ich eine Närrin werden. Man kann sich

gar keinen Begriff davon machen, wie er's treibt. Bin ich heiter, so behauptet er, daß meine Gedanken bei andern Männern herumschwärmen; bin ich traurig, so sagt er: „Nun denkst Du gewiß an mich!" In dem gleichgiltigsten Wort, in der alltäglichsten Miene findet er etwas, das seinen Argwohn erweckt, und der unbedeutendste Zufall muß ihn, wie er sich's eben einbildet, zu sonderbaren Entdeckungen oder gar zu einer furchtbaren Gewißheit führen. Ich soll mich weder öffentlich zeigen, noch einen männlichen Besuch annehmen, wenn er nicht zu Hause ist. Und wenn nun dennoch ein Mann zu mir kommt, was kann ich dafür? Kann ich es hindern? Es gibt ja Männer, die eine eigene Passion haben, zur Frau zu kommen, wenn sie wissen, daß der Mann nicht zu Hause ist. Gott verzeih' es den Unheilstiftern! Wer meinen Mann vis-a-vis von mir sieht, ohne ihn näher zu kennen, der muß glauben, daß er mich haßt; und dennoch bin ich überzeugt, daß er mich grenzenlos liebt. Aber — was hab' ich denn auch von dieser grenzenlosen Liebe? Nichts als Leid und Kummer. Ich muß jeden Schritt überdenken, jedes Wort auf die Wagschale legen; und was hab' ich am Ende von all' meiner Geduld und liebevollen Aufmerksamkeit? Nichts als das traurige Bewußtsein, daß Beide fruchtlos sind und daß er eine schlechte Meinung von mir hat. Wär's nun ein Wunder, wenn die bravste Frau unter solchen Umständen auf üble Gedanken käme, und statt desjenigen, der sie verkennt, Einen wählt, der sie zu schätzen weiß, ja, statt desjenigen, der sie beleidigt und kränkt, Einen sucht, der sie tröstet? Gott bewahre mich vor

einem solchen Abwege! Aber — unmöglich wär's doch nicht, daß man sich wenigstens einen Freund sucht, dem man sein Leid klagt, oder daß man endlich, wenn Alles nichts hilft, verstockt, boshaft und rachgierig würde, was Gott verhüten wolle! Eine schuldlose Frau will auch die Ehre und Achtung der Unschuld genießen. — So steht die Sache zwischen mir und meinem Mann. Was ich zu thun gedenke, will ich nachher sagen; jetzt meine Damen! bitte ich um ihre Mittheilungen.

Geheime Geschichte der Theaterdirectrice.

Diese, als zweite Leidensgefährtin, ließ sich auf folgende Weise heraus:

„Mein armer Ahorn hat das Unglück, von sich selbst die üble Meinung zu haben, er sei mit solchen Mängeln der Seele und des Leibes behaftet, daß er keinen Anspruch auf eine innige Gegenliebe machen könne. Er ist gegen seine Person und gegen seine guten Eigenschaften so mißtrauisch, daß er meine ruhige Gemüthsstimmung für Kälte und Abneigung, meine Zärtlichkeit für Ironie und Falschheit nimmt. Er hat nicht den Muth zu glauben, daß ich ihn liebe, und eben deshalb erwiedert er meine Liebe mit Eifersucht. Jedes graue Haar, das er auf seinem Haupte, jede neue Runzel, die er in seinem Gesichte vor dem Spiegel mit ängstlicher Aufmerksamkeit entdeckt, verstärkt sein Mißtrauen gegen sich selbst, seinen Argwohn gegen mich. In jedem hübschen, freundlichen Mann erblickt er einen gefährlichen Nebenbuhler und Feind. Vergebens bemühe ich mich, ihm meine Liebe

mit Worten zu erklären, und durch mein Benehmen zu beweisen. Er engagirt zu seiner Truppe nur häßliche Schauspieler und nur schöne Schauspielerinnen. Welche alberne Finesse! Er sieht es sogar ungern, daß ich Abends das Theater besuche und bei den Proben darf ich mich nie blicken lassen. Was nützt mir nun meine Liebe, wenn er nicht daran glaubt? Wie oft denk' ich an den Titel von Shakespeare's Lustspiel: „Der Liebe Mühe ist umsonst!“ — Wenn ich ihm Dies oder Jenes offenherzig vertraue, so hält er es für Maske; verheimliche ich ihm etwas, um ihm einen Verdruß zu ersparen, und er erfährt nachher nur das Geringste davon, so bin ich eine herzlose Betriegerin. Und so besitzt er die schreckliche Kunst, Alles schwarz zu sehen, sich selbst aber am schwärzesten. Die Liebe ist ihm ein Gift, das ihn sinnreich macht, sich und mich in's Unglück zu stürzen.

Geheime Geschichte der Doktorin.

Als Jene zu reden aufhörte, sagte die Frau Doktorin mit einem gutmüthigen Lächeln, dessen holdseliger Ausdruck kaum eine Spur von Leiden aufkommen ließ: „Ich versichere, meine Damen! daß es mir so übel geht, als Einer von Ihnen. Ich ertrage mein Elend, weil ich es nicht zu ändern weiß; könnt' ich es aber, so wollte ich dem Himmel dafür danken. Es ist wahr, ich habe meinen gesunden Schlaf von acht bis neun Stunden; ich möchte aber noch lieber zwölf Stunden schlafen, um blind und taub zu sein.

Es ist wahr, ich habe meinen guten Appetit; es schmeckt mir aber kein guter Bissen dabei. Hat mein Mann Patienten, die nicht aus dem Bette, wenigstens nicht aus dem Hause dürfen, dann legt sich seine Eifersucht ein bischen. Hat er gar keine Patienten und kann viel zu Hause sein, dann vermindert sich dieses gelbe Fieber der Seele noch mehr, und ich genieße recht erträgliche Tage. Kommen aber kranke Herren, ärztliche Hilfe suchend, oder Genesene, Dank und Honorar bringend, in's Haus, und bitten um die Erlaubniß, den Erhalter und Retter ihres Lebens öfter besuchen zu dürfen, dann weh' mir! Ich bin es, die ihm die Unholde in's Haus und auf den Hals zieht, jene genesenen Buhler, die ihn unter dem Vorwande der Dankbarkeit mit Undank belohnen wollen. Da wird dann die Erde ein moralisches Krankenhaus und das arme Weib ein Giftkraut; da nennt er mich die Homöopathie der Tugend und Ehrbarkeit, die Allopathie aller Schwächen und Gebrechen, die Hydropathie der betrüglichen stillen Wässer. Wozu fliegen die Dukaten ihm zu? Er ist und bleibt dennoch ein armer Mann. Wozu macht er die glänzendsten Kuren? Den Krebsschaden an seinem häuslichen Glück vermag er doch nicht zu heilen! So geht's fort und fort. Er stößt Verwünschungen, Vorwürfe und Klagen aus; ich setze mich an's Fenster hin und weine. Dann nennt er meine Thränen Krokodilthränen und mich eine Gedankensünderin, die nur nach einer Gelegenheit zur Treulosigkeit schmachtet. Ich wundere mich nur, wie ich das so aushalten kann, ohne vor Schmerz zu sterben oder vom Weinen blind zu werden. Hätte ich nicht meinen

rasend glücklichen Humor, der nicht umzubringen ist, so wäre ich schon längst zu Grunde gegangen. Es ist himmelschreiend, denn — — um ein halbes Schälchen werde ich noch bitten, aber sehr weiß.“ —

Geheime Geschichte der Frau Hauptmännin.

Die Frau Doktorin schwieg. Die Frau Klaviermeisterin setzte die Kaffehmaschine in Bewegung, die Frau Hauptmännin die Zunge, also sprechend:

„Mein Mann war einst der lustigste Kumpan; seitdem ihn aber der Alp der Eifersucht drückt, ist er traurig und macht mich noch trauriger, als ich es sonst war. Wer von uns Beiden mehr zu beklagen ist, das weiß der liebe Himmel! So viel ist aber gewiß: Hätte mein Mann im Reiche der Liebe weniger Erfahrung und weniger Eroberungen gemacht, so hätte ihn die schwere Krankheit der Eifersucht nicht so stark angegriffen. Er fand, leider! in unserm Geschlecht so viele Schwäche, daß er an eine ganz Untadelhafte nicht mehr glauben will. Eben so fürchtet er nun, alle Männer seien so leidenschaftlich und so leichtsinnig, wie er selbst es einst war. Die arme Frau muß nun für seine Fehler büßen, indem er jetzt an andern Männern dasjenige mißbilligt, was er ehmals selbst zu thun kein Bedenken trug. Lob' ich ihn, so hält er es für verkehrten Tadel; lob' ich einen Andern, so speit er Feuer und Flammen. Sprech' ich wenig, so ist seine Gesellschaft mir gleichgiltig oder zuwider. Sprech' ich viel, so bemühe ich mich nur, die lange

Weile zu vertreiben. Zwei Offiziere, die mir Galanterien sagten, mußten sich mit ihm schlagen. Weil er fühlt, daß seine Schönheit abgenommen hat, so überschätzt er die Schönheit jedes andern Mannes, und erblickt in den Meisten gefährliche Nebenbuhler. Dem Verblüfften fällt dabei nicht ein, daß das edlere Weib die Gemüths- und Geistesvorzüge am Mann weit höher schätzt, als alle körperlichen Eigenschaften. Deshalb glaubt er immer, daß ich mich verstelle, heimlich gegen ihn intriguire und den Liebeleien wenigstens nicht abgeneigt wäre. Ich kann daher oft den Gedanken nicht unterdrücken, daß es besser wäre, wenn er mich weniger liebte. Wohin soll dieses Unwesen noch führen? Das Übel, weit entfernt, sich zu mindern, wächst mit jedem Tage. Wär' ich doch ledig geblieben! Da säße ich höchstens auf einer Sandbank; jetzt aber lieg' ich auf der Folter. Indeß habe ich mir in meinen kummervollen Stunden doch ein kleines Plänchen ausgesonnen." —

Erstes Heilmittel der Eifersucht.

„Nun" (sagte die Frau Klaviermeisterin) „haben wir unsere Ansichten einander mitgetheilt, unser zerrissenes Innere dargestellt. Ich glaube kaum, daß der grandioseste Weltschmerz größer sein kann, als der unserige; **mais cela n'importe pas.** Es bleibt jetzt nichts übrig, als daß Jede von uns ihren Operationsplan durch freimüthige Mittheilung einer unparteiischen Prüfung der Freundinnen und Leidens-

genossinnen unterwerfe. Vielleicht kann das, was wir jetzt beschließen, in der Folge ein köstliches Gemeingut für Welt und Nachwelt werden. Da ich schon bei dem ersten Theil unserer Verhandlung den Anfang gemacht habe, so muß ich bitten, daß Eine dieser Damen jetzt als Sprecherin aufzutreten belieben wolle.

Nachdem sich jede Senatorin lange genug gesträubt hatte und keine die Erste sein wollte, nahm die Klaviermeisterin drei Spielmarken, eine weiße, eine gelbe und eine rothe, legte sie in eine Rokoko-Kaffehschale, und bat zu ziehen; weiß sei die erste Sprecherin, gelb die zweite und roth die dritte. Und siehe da! Weiß war die Frau Theater-Directrice, gelb die Frau Doktorin, roth die Frau Hauptmännin.

Die weiße Frau Theater-Directrice begann:

„Ich habe beschlossen, von nun an mein Benehmen gegen meinen wahnsinnigen, unsinnigen Mann so einzurichten, daß es ihm vorkommen soll, als ob ich seine ganze Eifersucht gar nicht bemerkte. Alles, was er in dieser Hinsicht thut und sagt, soll an mir so verloren gehen, als hätte er nichts gethan, nichts gesagt. Ich will gegen ihn eiskalt sein, eiskalt bleiben, bis er zur Vernunft kommt. Ich will ihm aber auch zeigen, daß er Achtung verdient, und daß ich ihn auch wirklich achte, doch — nicht ohne den gehörigen Grad von Kälte. Meine Liebe soll von nun an eine Dezembersonne sein. Er soll zu der Einsicht kommen, daß ich ihn lieben könnte, wenn er meine Liebe zu gewinnen und zu würdigen verstände. Er mag nun toben oder mich necken, — ich bleibe kalt. Alle Pfeile seiner grundlosen, un-

gerechten Vorwürfe sollen an der Eisrinde meiner Gleichgiltigkeit zurückprallen. Er soll fühlen, daß meine Kälte sich nur durch die Glut inniger, argwohnloser Gegenliebe entzünden läßt. Ich bin überzeugt, daß es mir auf diese Art endlich gelingen wird, ihm eine gute Meinung von sich selbst und eine vertrauenvolle Liebe zu mir einzuflößen." —

Zweites Heilmittel der Eifersucht.

Nach einer kleinen Pause, welche die Klaviermeisterin nur durch die leicht hingeworfenen Worte: „**Chacune à sa façon!**" unterbrach, nahm die gelbe Frau Doktorin das Wort:

„Ich betrachte meinen Mann als einen Kranken, mich als den Doktor. Ihn herzustellen ist meine Pflicht und mein heißester Wunsch. Das zweckmäßigste Heilmittel, um den Melancholiker zur Genesung zu bringen, scheint mir das zu sein, daß ich immer frisch und munter bleibe, daß ich — er mag mir noch so viel Unrecht zufügen — nie in Aufregung oder üble Laune gerathe; daß ich seine bittersten Vorwürfe als Scherz behandle, seinen Mißmuth stets zu erheitern suche und ihm stets im Rosenlichte der holdseligsten Freundlichkeit erscheine, als ein Wesen, welches ihm so zugethan ist, daß selbst seine Verkennung meines Werthes und die mir zugefügten Kränkungen mich nicht zurückzustoßen vermögen. Er soll und muß es endlich einsehen, daß ich sein schneeweißer, guter Genius bin, der nur für ihn und in ihm lebt." —

Drittes Heilmittel der Eifersucht.

Nun kam die Reihe an die rothe Frau Hauptmännin, welche den folgenden Strom der Beredsamkeit losließ.

„Jede von ihnen, meine beiden Damen, hat **Recht**; ich wünsche ihren Plänen das beste Gelingen, woran ich auch gar nicht zweifle. Mein System weicht aber von dem ihrigen weit ab, und dennoch erwarte ich mir davon den sichersten und günstigsten Erfolg. Mein Mann quält mich mit seiner Eifersucht fürchterlich; allein — wenn er mich auch noch dreimal ärger quälte, so bin ich deshalb doch fest überzeugt, daß er mich liebt; was man aber liebt, das fürchtet man zu verlieren. Darauf baue ich meinen Plan. Ich will mir also in der besten Absicht eine kleine Unwahrhaftigkeit oder vielmehr eine heilsame Übertreibung erlauben. Schwächlich und mitunter auch etwas kränklich, wie ich bin, will ich mich noch schwächlicher, noch kränklicher stellen, als ich bin. Jede Aufwallung des Heftigen, jede Kränkung, jeder Mangel an Zartgefühl soll auf mich den stärksten Eindruck machen, soll mich so ergreifen, daß ich Krämpfe und Ohnmachten bekomme. Ich will mich bemühen, so zu verblühen, daß er über mich erschrecken soll, ja daß er endlich in einer guten Stunde ruhigen Nachdenkens auf den glücklichen Gedanken kommen muß, in sich selbst den Zerstörer meines Glückes und meines Lebens zu erblicken. Wenn ihn das nicht rührt und bekehrt, so müßte er von Marmor sein. Ich bin jetzt aber ganz erschöpft und muß um ein Glas Wasser bitten.“ —

Viertes Heilmittel der Eifersucht.

Als die Frau Hauptmännin Wasser getrunken und den gebührenden Beifall holdlächelnd aufgenommen hatte, ließ die Frau Klaviermeisterin folgende Rede von ihren kirschrothen Lippen fließen:

„Meine Damen! Ich bin mit mir im Klaren. Ich kenne meinen Mann, ich kenne mich selbst, weiß also, was ich zu thun habe. Ich will ihn, weil er krank ist, als Arzt behandeln; ich will mich, weil er mich herausfordert, zum Zweikampfe stellen. Als Arzt will ich die homöopathische Heilart anwenden, das heißt: „Gleiches mit Gleichem.“ Als Duellant will ich gegen ihn mit gleichen Waffen kämpfen, das heißt: Quält er mich mit der Eifersucht, so bin ich fest entschloßen, ihn noch mehr damit zu quälen. Er selbst muß auf die Folter gelegt werden, um die Leiden einer Gefolterten recht kennen zu lernen. Ich werde ihm zeigen, daß ich ihm seine Eifersucht gar nicht glaube, und daß ich sie nur für den Deckmantel halte, hinter dem er geheime Liebschaften verbergen will, für ein Nordlicht, mit dem er mich zu blenden und einzuschüchtern trachtet, um desto sicherer und ungestörter auf Abwegen zu wandeln. Ich will ihn überreden, daß ich diese Heuchelei der Liebe entlarvt habe, und daß ich es bin, die die vollste Ursache findet, gegen ihn eifersüchtig zu sein. In dieser Tonart will ich ihm Lieder singen, daß ihm die Ohren gellen sollen, will ihn necken und quälen, bis er aufhört, mich zu necken und zu quälen, will die Eifersüchtige spielen, bis er auf-

hört, eifersüchtig zu sein, und wir Beide einander wechselseitiges Vertrauen schenken und — Liebe um Liebe. Ich ruhe nicht, bis es dahin gekommen ist, daß zwischen dem musikalischen Ehepaare die vollkommenste Harmonie herrscht, und das Pianoforte unsers glücklichen Lebens nicht einen einzigen falschen Ton gibt." —

Der Plan der energischen, stolz umherblickenden Klaviermeisterin fand allgemeine Bewunderung. Jede Zuhörerin gab demselben sogar im Stillen den Vorzug vor ihrem eigenen. Jede gestand sich aber leise, daß sie der Realisirung eines so kühnen Planes nicht gewachsen sei; Jede beschloß daher, bei ihrem eigenen Plane, als dem für ihre Persönlichkeit passendsten, zu bleiben.

So war denn der Bund geschlossen, und den entschlossenen Damen blieb nichts übrig, als eine Stunde zur täglichen Zusammenkunft in einem öffentlichen Garten für die ferners nöthigen Mittheilungen und Berathungen festzusetzen. Als endlich der oft wiederholte Augenblick der immer wieder verschobenen Trennung zum letzten Male aus dem Wortschwall auftauchte, verstummten die gerührten Redseligen, küßten sich, in Thränen lächelnd und gaben sich zuerst Paar und Paar, dann alle Vier zugleich, die Hände.

So stand die schöne Gruppe der Unglücklichen lange auf der Schwelle der Zimmerthür. Wir lassen sie in dieser Stellung, um uns nach den Gegenständen der holden Verschwörung, den vier eifersüchtigen Männern und Unmenschen, umzusehen.

Philosophisch-ästhetischer Spiel-, Eß- und Trink-Verein.

Die Zahl der Praktikanten des löblichen Stadtmagistrates hatte sich in dem Zeitraume von ungefähr zwei Jahren durch hohe, größtentheils weibliche, Protection in dem Grade vermehrt, daß bereits eilf praktizirende, sämmtlich mit dem Collier grecque gezierte Köpfe vorhanden waren, die den Kopf sich nicht zerbrachen, weil sie von Amtswegen wenig zu thun und noch weniger zu hoffen hatten. Unter diesen angehenden Staatsmännern zeichnete sich insbesondere der hoffnungsloseste, nämlich der eilfte aus. Man nannte ihn den Apoll des Städtchens, theils weil er schön war, theils weil er Verse im neuesten Styl machte. Er war der Liebling der Damen und des Oberkellners im Gasthause zum goldenen Faß, der es gerne hörte, wenn ihn die Gäste einen schönen Geist nannten. Da er das Theater nicht besuchen konnte, weil seine Gegenwart Abends im Gastzimmer unumgänglich nothwendig war, so hatte er sich vom Theaterdirektor Ahorn die Erlaubniß erwirkt, den Proben beiwohnen zu dürfen. Von dem genialen Magistrats-Praktikanten Blümlein ließ er sich in freien Viertelstunden flüchtigen Unterricht in den schönen Wissenschaften, nebstbei in der Länder- und Völkerkunde ertheilen. Blümlein war in seinem hohen Bildungsberufe so eifrig und so ehrlich, daß er dem Oberkellner Alles mittheilte, was er selbst wußte. Der edelgesinnte Schüler kreditirte dafür dem Meister im Laufe der Vorlesungen an Bier und Wein so viel, als dieser be-

nöthigte, um das Feuer der Begeisterung stets in vollen Flammen zu erhalten. Nachdem aber die Schuldpost am Ende des Jahres zu einem bedeutenden Sümmchen gestiegen war und der Lehrer sich für insolvent erklärte, fing der Schüler an, den Lehrer und die schönen Wissenschaften sammt der Länder- und Völkerkunde zu verwünschen. Der Teufel (sagte er) könne die Studien holen, er aber verlange sein Geld. Der gerechte Zorn des Oberkellners versetzte das zarte Gemüth des Praktikanten in einige Beängstigung. Drei lange Tage that Blümlein keinen Schritt in das Gasthaus, der Oberkellner keinen Blick in ein Buch.

Endlich glaubte der dürstende Lehrer einen glücklichen Gedanken gefunden zu haben. Er präsentirte sich dem Schüler mit wichtiger Miene, wurde aber von diesem mit stolzer Miene empfangen und mit der Frage: „Bringen Sie mir Geld?“ Blümlein erwiederte lächelnd: „Kein Geld, aber mehr als Geld, nämlich Reichthum.“ — Der Oberkellner sagte mit hochrothem Gesichte: „Wie soll ich den Unsinn verstehen?“ —

Nun rückte Blümlein mit seinem glücklichen Gedanken heraus, und sprach: „Lieber Herr Martin! Sie sind für etwas Höheres geschaffen. Ein Mensch wie Sie, darf nicht länger die bornirte jämmerliche Existenz eines Oberkellners führen. Sie müssen eigener Herr und Direktor einer Eß- und Trink-Anstalt sein, maître de plaisir, mit einem Worte: Inhaber eines Casino im großen Styl, was unserer erbärmlichen Stadt noch immer fehlt.“

Der verblüffte Oberkellner fiel, nachdem er sich von

seinem Erstaunen erholt hatte, dem Sprecher um den Hals und schrie: „Welche göttliche Idee! Geld hab' ich und zu leihen bekomm' ich auch, so viel ich will. Der hohe Magistrat wird mir aber die Erlaubniß verweigern, denn alle Wirthe mit ihren alten Gästen werden als eben so viele Feinde gegen mich aufstehen, Intriguen spielen und Geld springen lassen." —

Blümlein nahm jetzt eine vornehme Protections-Miene an, und sagte: „Lieber ami! dafür lassen Sie mich sorgen. Man hat Connexionen; man kommt in kuriose Häuser, man hat Eintritt dort und da; man ist bei so Manchem beliebt, von so Mancher gerne gesehen. Es gibt Leute, die mir nichts abschlagen können."

Halb weinend, halb lachend vor Entzücken, sagte der hingerissene Oberkellner: „Herr von Blümlein! wenn Sie mir das herausbringen, so —

Blümlein fiel ihm in's Wort: Ist Ihnen und den schönen Wissenschaften geholfen, und Ihr ungeheuer besuchtes Casino wird eine lebendige Länder- und Völkerkunde. Ich habe sogar schon den Titel für diese grandiose Anstalt ersonnen; sie soll heißen: „Philosophisch-ästhetischer Spiel-, Eß- und Trink-Verein, und zwar aus folgenden Gründen: das Leben ist ein Spiel und das Spiel ein Leben. Die Philosophie, das heißt, die Lebensweisheit, lehrt den echten Genuß des Lebens; die Ästhetik aber ist die Kunst der Lebensverschönerung, welche ohne Lust und Vergnügen nicht bestehen kann. Unser Casino wird also der Verein des Guten und des Schönen sein, eine Verschmelzung von Leib und Seele. Sein Sie

nun ruhig! Sehen Sie sich nach Geld um! Die Erlaubniß haben Sie binnen vierzehn Tagen. Adieu!

Blümlein hielt Wort. Am dreizehnten Tage nach dem Versprechen hielt der glückliche Oberkellner die schriftliche Erlaubniß in der vor Freude zitternden Hand. Unter den Männern, welche Blümlein vorzugsweise zur Mitwirkung bewogen hatte, spielten gerade die vier, dem Leser bereits bekannten Eifersüchtigen eine Hauptrolle bei der Gründung des Vereins, wozu Jeder von ihnen seine besondern Gründe hatte. Der Theaterdirektor Ahorn hoffte dadurch manche ihm nützliche neue Verbindung anzuknüpfen, zugleich durch vorläufige Besprechung die Ansichten der Honorazioren abzulauern, oder für dieses oder jenes Stück, für dieses oder jenes Individuum seiner Truppe, eine günstige Stimmung vorzubereiten. Der Klaviermeister Tanzler hoffte in diesen Versammlungen Gelegenheit zu finden, in Privathäusern kleine musikalische Akademien zu arangiren, womit auch ein kleines Souper verbunden wäre. Doctor Kauz erblickte in sich schon den ausschließenden Vereins-Arzt und in sämmtlichen Vereinsmitgliedern seine gewissen Pazienten. Hauptmann Unstern hoffte durch seinen Beitritt den Nimbus eines Schöngeistes zu gewinnen. Den gesammten vier Eifersüchtigen war es erwünscht, einen Unterhaltungsort zu finden, von dem ihre Ehehälften ausgeschlossen waren.

Ein schönes, modern möblirtes Lokale war bald zugerichtet, da die bedungenen Geldeinlagen, theils freiwillig, theils halb-zwangsweise, reichlich zuströmten. Journale und

neuere Werke wurden angeschafft und in den ersten vierzehn Tagen sogar gelesen. Als aber diese kurze Zeit verflossen war, wurde das Lesezimmer mit jedem Tage leerer, der Spiel- und Speisesaal mit jedem Tage voller. Nach sechs Wochen fanden die Ausschüsse es sogar für zweckmäßig, die für den Bücherankauf bestimmte Summe auf die Beischaffung von Spiel-, Eß- und Trink-Geräthschaften zu verwenden, wobei jedoch dekretirt wurde, daß diese kleine Abänderung der Statuten auf den Titel: „Philosophisch-aesthetischer Verein," keinen Einfluß haben solle.

Sympathie der Seelen.

Unter den Ersten, welche in den hell beleuchteten Vereins-Speisesaal eintraten, befanden sich die vier Eifersüchtigen. Das Schicksal wollte, daß sie an demselben Abend von ihren Geschäftsreisen zurückkehren und an denselben Tisch sich setzen sollten. Jeder von ihnen hatte beschlossen, sich zuerst hier etwas zu erholen und zu stärken, dann aber bei der Gattin überraschend mit der Thür in's Zimmer zu fallen.

Anfangs ziemlich wortkarg und einsylbig, wurde das vierblätterige Kleeblatt erst dann etwas beredter, als ein paar Tropfen Weingeist die Zunge gelöst hatten. Nun wurden die vierseitigen Geschäftsreisen der Gegenstand des Gespräches. Der Theater-Direktor Ahorn erzählte umständlich, wie er so glücklich gewesen sei, Robert den Teufel

sammt der höllischen Primadonna zu fangen und Beide in das Stadtgefängniß setzen zu lassen; Doktor Kauz berichtete, wie er sich bei dem Konsilium mit drei höchst eigensinnigen Kollegen so lange herumgebalgt habe, bis sie die überwiegende, siegende Superiorität seines Geistes anerkennen mußten. Die von ihm vorgeschlagene, aus Allopathie und Homöopathie zusammengesetzte Kurart würde gewiß den glänzendsten Erfolg gehabt haben, wäre nicht der von den Ärzten schon zu sehr verdorbene Patient unglücklicher Weise vor Beendigung des dreistündigen Konsiliums selig im Herrn entschlummert. Der Klaviermeister Tanzler hatte zwar das Unglück gehabt, daß ein vom Wagen gefallenes Pianoforte ganz zertrümmert wurde; er betheuerte aber, daß er sich für diesen Verlust, wie billig, durch die Preiserhöhung für die drei übrigen Instrumente gebührend zu entschädigen wissen werde. Hauptmann Unstern rapportirte, er sei mit seinem Rekruten-Transporte vollkommen zufrieden, indem nicht mehr als zwei derselben im Spital starben, und nicht mehr als fünf desertirten.

Als die Geschäfte hinlänglich besprochen waren, kamen die Männer auf ihre häuslichen Angelegenheiten. Die Herzen öffneten sich mit jedem Gläschen mehr und mehr, bis sie endlich so zutraulich wurden, daß sie einander ihre Leiden mittheilten, wobei Jeder sich selbst als den Unglücklichsten darstellte, und die Eifersucht der Andern für Unding und Unsinn erklärte. Die Angefochtenen beharrten aber auf ihrer Behauptung so hartnäckig, daß sie endlich einander glaubten und wechselseitig in Erstaunen und Mitleid übergingen.

Sie fanden nun in diesem Zusammentreffen einen Wink des Schicksals, eine Defensiv- und Offensiv-Allianz zu schließen. Um den Bund feierlich einzuweihen, bat der Klaviermeister seine drei Leidensgefährten, noch heute ein Glas Punsch bei ihm zu trinken. Die Einladung wurde angenommen, und die Verbündeten eilten nach Tanzler's Wohnung.

Zwei lebendige Marmorgruppen.

Wir haben die weibliche Quadrupel-Allianz verlassen, wie sie eben, acht Hände vereinigt, in Thränen lächelnd, auf der Schwelle der Zimmerthür stand, und den Augenblick der Trennung schon zu einer Viertelstunde verlängert hatte. Diese ungebührliche Ausdehnung des Zeitmaßes war denn die Ursache, daß die vom philosophisch-ästhetischen Spiel-, Eß- und Trinkverein heimkehrenden vier Ehegatten auf besagter Thürschwelle erschienen, eh' die wirkliche Trennung der bezüglichen Ehegattinnen erfolgt war.

Das gegenseitige Erstaunen beider Parteien war so groß, daß man nicht unterscheiden konnte, bei welcher von beiden es größer war. Die Herren erstaunten ungefähr so, wie nächtliche Wanderer, denen eine Felswand plötzlich den Weg verschließt; die Damen fühlten sich von einem Schrecken gelähmt, ähnlich demjenigen, wenn ein Blitzstrahl aus heiterm Himmel herabfährt. Sämmtliche acht Personen standen ein paar Minuten stumm und unbeweglich, von der Erkennungs-

szene verblüfft. Jeder Gatte fixirte seine Gattin, jede Gattin ihren Gatten, und acht Augen bemühten sich, auf vier Gesichtern die Erklärung dieser überraschenden Erscheinung zu lesen. Erst nach einiger Zeit fiel es ihnen ein, daß die Natur der Sache und der gute Ton es erfordere, sich über einander ungemein zu freuen, und sie schämten sich, daß ihnen dieser gute Gedanke nicht früher einfiel. Die Frau Klaviermeisterin war die Erste, welche die verlorne Geistesgegenwart fand. Sie rief: „Bist Du es wirklich?" und umarmte den Gemahl, der nun nicht umhin konnte, die Umarmung zärtlich zu erwiedern. Da der Nachahmungstrieb im Menschen so wie im Affen liegt, so folgten die übrigen drei Paare sogleich dem schönen Beispiele, und es wurde nun umarmt und geküßt ohne Maß und Ziel.

Endlich — da die Gesichtszüge der Männer, nachdem der Freudensturm des Wiedersehens sich gelegt hatte, lebendigen Fragezeichen glichen, — fiel es der Frau Klaviermeisterin ein, die Dissonanten der achthändigen Ehestands-Sonate dadurch aufzulösen, daß sie erklärte, nur die Besorgniß um das Schicksal der geliebten Männer habe die werthen Damen zu ihr geführt, indem Eine von der Andern erfahren wollte, ob sie denn keinen Brief erhalten habe; leider aber hatte keiner der Gottlosen eine Zeile geschrieben, daher ihnen nichts übrig blieb, als gemeinschaftlich zu klagen und zu weinen, da sie sich im Geiste schon im schwarzen Witwenkleide sahen.

Bei dieser Rede füllten sich die Augen jeder Dame mit Thränen, welche von den gerührten Männern flugs wegge-

küßt wurden, wobei Jeder sich im Stillen den Vorwurf machte, daß er seinem lieben Weibchen Unrecht gethan habe. Da die Szene nun eine zu sentimentale Wendung zu nehmen drohte, sagte Herr Tanzler, der in diesem weiblichen Klubb dennoch ein kleines Komplott vermuthete, seiner lieben Ehehälfte, sie möge nun sogleich für eine Bowle Punsch sorgen, wozu er diese Herren geladen habe.

Erst jetzt verließ die vereinigte Gruppe die ominöse Thürschwelle, und man trat, Jeder die Frau Liebste am Arme führend, in das erleuchtete Zimmer. Der Kaffeh-Service wurde schnell weggeräumt und in kürzester Zeit der dampfende Punschnapf auf den Tisch gestellt.

Die Frauen wetteiferten mit einander an Liebenswürdigkeit und erschienen im Zauber der reizendsten Anmuth. Die Männer konnten nicht genug Augen und Ohren haben, um Alles zu sehen und zu hören, was sie zu sehen und zu hören wünschten. Jeder dachte nun: „Mein Weibchen ist so entzückend schön, daß ich allerdings Ursache habe, auf dieses Kleinod eifersüchtig zu sein; sie ist aber so edel, so gut, daß sie nicht treulos sein kann.“ — Außerdem dachte auch Jeder der vier Männer, daß es schwer sei zu entscheiden, welcher von den vier Frauen der Preis der Schönheit zu ertheilen wäre. Während dieser Gedanken fügte es sich, daß bei der damit verbundenen Musterung der Klaviermeister seine Augen mehr als einmal auf der Theaterdirectrice, der Theater-Direktor auf der Hauptmännin, der Doktor auf der Klaviermeisterin, und der Hauptmann auf der Doktorin verweilen ließ, mitunter so lange, bis ein satyrisches Lächeln des

ehelichen Gegentheils ihn erinnerte, es sei genug. Dann wurde von den begeisterten Männern auf das Wohl der Frauen, und von den erröthenden Frauen auf die glückliche Zurückkunft der Männer getrunken. Arm in Arm gingen die drei vergnügten Pärchen vom vergnügten vierten nach Hause.

Die Folgen des ersten Heilmittels.

Um diese Geschichte weder mehr als nöthig auszuspinnen, noch eine unangenehme Verwirrung hineinzubringen, finde ich für gut, die nun folgenden Begebenheiten, die sich in dem Kreise jedes Ehepaars ereigneten, so viel möglich einzeln zu erzählen. Ich mache den Anfang mit dem Doktor Kauz und seiner Ehehälfte.

Der Herr Doktor schlief an dem Morgen nach der fröhlichen Punschgesellschaft noch recht fest, als die Hausglocke, von einer ungeduldigen Hand gezogen, eine Art von Sturmgeläute erschallen ließ. Bald darauf pochte der Bediente an die Thüre des Schlafgemaches und rief dem auffahrenden Aeskulap zu, daß der plötzlich erkrankte Herr Bürgermeister den Hilfreichen alsogleich zu sehen wünsche. Der Herr Doktor schrie eben so laut, daß er binnen einer kleinen Viertelstunde zu Diensten stehe. Er sprang aus dem Bette, kleidete sich, frühstückte und eilte fort, so unangenehm es ihm auch war, ohne der bedauernden Gattin, der er so Vieles an's Herz zu legen wünschte, auch nur ein

kleines Wörtchen sagen zu können. Er tröstete sich indeß mit der Hoffnung baldiger Rückkehr, wornach er dann ein schlaues Examen mit dem Weibchen vorzunehmen gedachte, um herauszubringen, ob nicht während der Zeit seiner Abwesenheit irgend ein Adonis einen Eindruck auf ihr zärtliches Herz gemacht habe Seine Hoffnung wurde aber getäuscht; denn als er aus dem bürgermeisterlichen Hause trat, keuchte ihm ein Gesell des reichen Bierbrauers entgegen, der ihn zu seinem vom Schlage gerührten Herrn beschied. So hatte denn der gute Dokter mehr als drei Stunden vollauf zu thun. Indeß hatte sich die Frau Doktorin, die ihr liebes Männchen zu gut kannte, um der gestrigen durch den Punsch exaltirten Zärtlichkeit unbedingtes Vertrauen zu schenken, schon auf Fragen und Nachforschungen über die Ereignisse während der Abwesenheit gefaßt gemacht. Dabei überlegte sie auch reiflich, was sie darauf zu antworten, und wie sie sich, dem Plane der beschlossenen Heilmethode gemäß, zu benehmen habe.

Sie hatte kaum Toilette gemacht, als der Herr Magistrats-Praktikant Blümlein sich melden ließ und empfangen wurde. Der schöne junge Mann hatte durch das Aufblühen in der Rekonvaleszenz ein sehr interessantes, schmachtendes Wesen gewonnen, und brannte nun vor Sehnsucht, dem Lebensretter um so inniger zu danken, als dieser schon früher erklärt hatte, daß er von unbesoldeten Staatsdienern kein Honorar nehme. Blümlein wußte nun nichts Besseres, als wohlklingende Verse den klingenden Dukaten zu substituiren. Er zog ein schon gedrucktes Gedicht aus der Tasche, welches nicht nur die herrlichen Geistesgaben des

Herrn Doktors, sondern auch die Reize der Frau Doktorin überschwenglich pries. Als die gute Frau seine dringende Bitte, das hohe Lied an den Einzigen und an die Einzige vortragen zu dürfen, gewährte, gerieth der Dichter in Entzücken, und las seine Verse mit einem solchen Feuer, daß seine Augen Funken sprühten und eine glühende Röthe sich über seine Wangen ergoß. Die Freude, welche die Frau Doktorin über das ihrem Gatten gespendete Lob empfand, der höchst lebhafte Vortrag des begeisterten Dichters, noch mehr aber die Verlegenheit über die Stellen, welche ihre Schönheit, Anmuth und Liebenswürdigkeit priesen, bewirkten, daß auch die Wangen der Gefeierten sich mit einer mehr als gewöhnlichen Röthe färbten.

In dem Augenblicke, als das unschuldige Feuer auf den vier Wangen den höchsten Grad der Röthe erreicht hatte, trat Doctor Kauz in das Zimmer. Sein erster Blick fiel auf die hochrothen Wangen, und auf seinen eigenen Wangen entbrannte die düsterrothe Glut des Zornes. Der Dichter und die Zuhörerin wurden mit einem strafenden Blicke empfangen. Blümlein gerieth darüber in peinliche Verlegenheit, die Frau Doctorin faßte sich aber, da ihr Scharfblick den strafenden Blick des Gatten sogleich enträthselte. Sie erklärte die Absicht der Anwesenheit des Herrn Blümlein, lobte den schönen Vortrag des begeisterten Dichters, überreichte in seinem Namen das hohe Lied von dem Einzigen sammt der Einzigen, umarmte und küßte den Besungenen. Der Dichter gewann nun auch die volle Geistesgegenwart, und ergoß sich in ein blumenreiches Lob des ehelichen

Glückes, worüber das Ehepaar, ohne es zu wollen, oder nur zu wissen, eine verneinende Kopfbewegung machte.

Kauz dankte dem dankbaren Genesenen mit frostig höflichen Redensarten, und empfahl sich im guten Tone so artig, daß dem Dichter nichts übrig blieb, als sich gleichfalls bestens zu empfehlen.

Kaum war das poetische Blümlein verschwunden, als die prosaische Nessel der Eifersucht empor schoß. Wolken umzogen die Stirne des Herrn Doctors, und seine Augen schoßen Blitze. Manche Menschen verändern sich in einem Augenblicke so gewaltig, daß sie kaum mehr zu kennen sind, und der Zorn besitzt mehr als irgend ein böser Zauberer die Macht, den hellsten Tag in finstere Nacht zu verwandeln.

Der Herr Dokter war jetzt der leibhafte Vesuv. Schon stieg der Dampf aus dem Krater empor; schon flog Asche, mit Steinen vermischt, und der Lavastrom brach los. Den Anfang der Eruption machte Kauz damit, daß er das auf Velinpapier gedruckte Gedicht ergriff und es in kleine Stücke zerriß. Nun folgten die bittersten Vorwürfe über die auf der That ertappte Verbrecherin, und über den Undankbaren, der seine geheuchelte Dankbarkeit zum Deckmantel frevelhafter Absichten mache, und die Poesie zur Kupplerin entweihe. Einmal überwiesen, für allemal verdammt! Die giftige Frucht sei reif, und der Richter müsse sein Strafamt ausüben. Der Stafbare möge sich auf das verdiente Urtheil gefaßt machen. Alles Leugnen sei vergebens. Vier brennende Wangen wie Höllenflammen bestätigten mehr als alle Augen- und Ohrenzeugen.

Die Frau Doktorin fand es nun an der Zeit, von ihrer Heilmethode die erste Probe zu machen, fand sich aber in dem erwarteten Erfolge sehr getäuscht. Je mehr Sanftmuth und stille Heiterkeit sie den wilden Ausbrüchen des ehelichen Vulkans entgegensetzte, desto wilder stürmten die Feuermassen, und das holde Benehmen der Schuldlosen wurde für Verstellung, Falschheit und Gleichgiltigkeit erklärt. Der ergrimmte Gemahl verließ das Zimmer wie ein böser Geist unter Donner und Blitz.

Die arme Frau warf sich auf das Sofa und zerfloß in Thränen, zerknirscht über den zweifachen Schmerz der erlittenen Mißhandlung und über die schlechte Wirkung des Heilmittels. Nach langem Überlegen und Nachdenken beschloß sie aber dennoch, sich durch das Mißlingen des ersten Versuches nicht sogleich abschrecken zu lassen, sondern ihre Rolle mit Konsequenz durchzuführen, um wenigstens von den drei Mitverschwornen nicht ausgelacht zu werden.

Zwei Tage vergingen. Kauz sprach nur das Nothwendigste, und auch dieses nur in einem sehr barschen Ton. Ludmilla begegnete den finstern Blicken mit freundlicher Miene, flog mit holdem Lächeln, um jeden ihr ertheilten Auftrag zu vollziehen, suchte jede Thräne, die sich in ihr Auge drängte, zu verbergen, ließ sich merken, daß sie sich in ihre Unschuld hülle, daß sie besorgt sei, der Verdruß möge ihm schädlich werden, und daß sie vertrauenvoll dem glücklichen Augenblicke entgegen sehe, der siegreich ihre Liebe zu ihm beweisen und die himmlische Versöhnung herbei führen werde.

Alles, was die Gute dadurch bewirkte, bestand darin,

daß wenigstens keine neue vulkanische Eruption erfolgte; Dampf und Aschenregen dauerten aber fort; der grimmige Leu schien zwar hie und da eine augenblickliche Anwandlung einer etwas mildern Regung zu fühlen, blieb im Ganzen aber doch immer so, daß sich das Ende vom Drama noch nicht voraussehen ließ.

Der dritte Tag schien aber ein Schreckenstag zu werden. Kauz hielt schon Hut und Stock in der Hand, um seine Krankenbesuche anzutreten. Sein Argwohn war bisher ununterbrochen auf der Lauer gewesen, ohne etwas zu entdecken, was seiner Eifersucht einen brennbaren Stoff lieferte. Dem beruhigteren Verstande drängte sich der Gedanke auf, es wäre doch in der Ordnung, mit der Beschuldigten, eh' das Verdammungsurtheil über sie ausgesprochen werde, ein eigentliches Verhör vorzunehmen; könne auch keine Lossprechung stattfinden, so dürften vielleicht doch mildernde Umstände eintreten. Kauz kehrte, schon an der Thürschwelle stehend, wieder zurück; er rief Ludmilla zu sich, und zeigte der höchst Erfreuten auf der noch umwölbten Stirne den ersten flüchtigen Sonnenstrahl. „Setze Dich!" sagte er. Sie setzte sich, umfaßte seine Rechte mit ihren beiden Händen, im Stillen triumphirend, und hielt den lieblichen Rosenmund zum Empfangen und Erwiedern des Versöhnungskusses in Bereitschaft.

In diesem verhängnißvollen Augenblicke wurde an die Thür geklopft, und eintrat mit unendlicher Holdseligkeit der Dichter Blümlein. Der Doktor sprang vom Sofa auf, als ob der Boden unter ihm brenne; die Doktorin

sank an die Lehne des Sofa's zurück, als wolle sie den Geist aufgeben. Blümlein über die sonderbare Erscheinung betroffen, sagte schüchtern und zitternd: „Wenn ich etwa ungelegen komme, so bitte ich tausendmal um Verzeihung." —

Kauz erwiederte mit durchbohrendem Blicke und mit scharfer Betonung; „Wünschen Sie etwa meiner Frau wieder ein Gedicht vorzulesen, wobei ich eine überflüssige Person vorstelle?" —

Ludmilla hatte kaum so viel Geistesgegenwart, um diese laut gesprochenen Worte zu verstehen. Der Herr Doktor fuhr fort: „Ja, ja! Schmeichelhafte Lobpreisungen der Schönheit und glühende Schilderungen der Liebe verfehlen nie ihren Eindruck auf das weibliche Herz! Das wissen Sie, scharmanter junger Herr, aus eigener Erfahrung gewiß am Besten? Welche schöne Frau ist denn jetzt der glückliche Gegenstand Ihrer keuschen Flamme?"

Ludmilla glaubte vor Angst zu vergehen und gab kein Lebenszeichen von sich. Blümlein ermannte sich und sagte: „Gestern war ich so glücklich, Amtskanzelist zu werden; dies hat auch die erfreuliche Folge, daß der Forstmeister mir seine Ernestine, seit einem Jahre der Gegenstand meiner innigsten Liebe, zum Weibe gibt. Morgen über vierzehn Tage ist die Hochzeit, und bei einem solchen Feste darf doch der Retter meines Lebens nicht fehlen?" —

Der Herr Doktor stand jetzt da wie aus den Wolken gefallen, und die vergehende Frau Doktorin erhob sich wie neubelebt vom Sofa. Die Einladung zur Hochzeit wurde

mit Freuden angenommen und der Bräutigam mit Glückwünschen überhäuft. Als er fort war, breitete der Doktor beide Arme aus, und die Doktorin flog hinein. Er sagte: „Verzeihung!“ — Sie sagte: „Liebe!“ — Und so herrschte Glück und Freude, Frieden und Harmonie bis — zur nächsten Woche.

Ludmilla vergaß beinahe schon, daß sie einen eifersüchtigen Mann hatte; da mußte ein junger Arzt, dem Doktor Kauz eine briefliche Empfehlung von einem Verwandten desselben mitbringend, im Städtchen eintreffen. Kaum angekommen, machte er Toilette und eilte in die Wohnung seines gehofften Protektors. Unglücklicher Weise war dieser nicht zu Hause. Der junge Doktor ließ sich aber nicht abhalten, seine Aufwartung der Frau zu machen; er war Einer von denen, die sehr gerne eine weibliche Protektion suchen, und gewöhnlich auch finden, da sie ein einschmeichelndes Wesen mit Frohsinn verbinden, Witz und eine eigene Gabe scherzhafter Unterhaltungsweise besitzen, und mit artiger Huldigung freigebig sind.

Der Wunsch des Kandidaten, dessen Haupt der Doktorhut kaum seit einigen Monaten schmückte, ging nun dahin, sich vor der Hand in einem, von wohlhabenden Leuten bewohnten Provinzialstädtchen ansäßig zu machen. Da ihm sehr daran lag, eine baldige Unterkunft zu finden, bat er die Frau Doktorin dringend um ihre Fürsprache bei dem Herrn Gemahl; er sprach dabei viel von der Macht der Schönheit und überhäufte die Gepriesene mit Schmeicheleien. Ludmilla versicherte, daß sie in Geschäftssachen auf ihren

Mann gar keinen Einfluß habe, und daß ihre Verwendung ihm eher Nachtheil als Nutzen bringen könnte. Der Zudringliche ließ sich aber, wie eine zehnmal verscheuchte und doch wieder auf den alten Fleck zurückkehrende Fliege, nicht abweisen, vermischte Scherz und Ernst mit einander und erneuerte die Bitte um gnädige Fürsprache unter unzähligen Handküssen, obschon die geängstigte Frau beide Hände bald zürnend emporhielt, bald um Schonung bittend, die vielgeküßten verbarg. Endlich ging der Unbesonnene so weit, daß er, die Rolle eines sich selbst parodirenden Verzweifelnden spielend, vor die in wirklicher Verzweiflung auf dem Sofa Sitzende mit komischem Pathos auf die Knie stürzte. In diesem Augenblicke ging die Thür auf, und eintrat, von seinem bösen Genius geführt, Doktor Kauz.

Der Kandidat sprang wie ein elastischer Ball vom Boden auf und flog seinem Mäzenas entgegen; dieser aber stieß ihn zurück und warf der Gemahlin einen vernichtenden Blick zu. „Wer ist man?" schrie er mit dumpfer Stimme. Der bestürzte Jünger des Aeskulap setzte sich in Positur, eine zierliche Rede zu halten, Kauz aber rief ihm ein donnerndes: „Still!" entgegen. Dem Donner folgten die Worte: „Ich will und brauche gar nicht zu wissen, wer man ist und was man hier will, befehle aber, daß man sich alsogleich entferne, um nicht unsanft hinausgeschoben zu werden." Der bestürzte Kandidat machte zwei Versuche zu reden, vernahm aber jedesmal die Worte: „Still!" und: „Hinaus!" — Es blieb ihm endlich nichts übrig, als sich mit weh- und demuthsvollen Bücklingen zu entfernen.

Ludmilla bemühte sich nun, den Hergang der Sache zu erzählen; Kauz ließ sie aber nicht zu Worte kommen, und donnerte: „Still! Wo ich zu viel gesehen habe, brauche ich nicht weiter zu hören.“ —

Ludmilla nahm ihre Zuflucht abermals zu dem System der duldenden, stillen Heiterkeit; sie lächelte zuerst in Thränen, dann ohne Thränen, und setzte seinen Vorwürfen und Drohungen liebevolle Blicke und freundliche Mienen entgegen. Zwei Tage hing der Ehestandshimmel voll schwarzer Gewitterwolken; erst am dritten Tage brach ein flüchtiger Sonnenstrahl durch, das heißt, der beleidigte Eheherr schenkte ihrer wiederholten Bitte, die Sache aufklären und ihre Unschuld darthun zu dürfen, so viel Gehör, daß er sie mit den Worten entließ: „Dürfte wohl eine vergebliche Bemühung bleiben. Das Rezidiv pflegt ärger zu sein als die vorhergegangene Krankheit. Der Gewisse ließ bereits zwei Briefe an mich gelangen; ich habe sie unerbrochen zurückgesendet. Auf Wiedersehen!“ —

Ludmilla wollte eben das Zimmer und den Herrn Gemal verlassen, als abermal ein Brief des jungen Doktors hereingebracht wurde. Kauz wollte ihn abermals abweisen; Ludmilla bot aber nun Alles auf, was ihr an Holdseligkeit und Anmuth zu Gebote stand, und brachte es endlich dahin, daß Kauz sich entschloß, zuerst ihren Vortrag zu hören, dann sogar den Brief zu lesen, welcher die Anklage und Rechtfertigung des Beschuldigten enthielt. Obschon nun Ludmillen's Unschuld dadurch in das hellste Licht gesetzt wurde, so verharrte Kauz noch immer bei seinen tausend

Zweifeln: Er fand die Sache noch immer sehr bedenklich, theils aus eingewurzeltem Hange zur Eifersucht, theils, weil ihn der Gedanke empörte, in kurzer Zeit zum zweitenmal Unrecht zu haben, folglich beschämt dazustehen. Erst die Schlußworte des Briefes erkämpften den vollen Sieg der Unschuld. Sie lauteten:

„Übrigens dürfen Sie versichert sein, daß Sie mir, so wie bisher, auch fernerhin eine unbekannte Größe, und mir Unsichtbarem ein Unsichtbarer bleiben sollen, da ich bereits eine fixe Anstellung, die ich mir gar nicht zu hoffen wagte, in der Hauptstadt erhalten habe. Gott behüte mich, in meinem Leben jemals wieder einem solchen Fantasten zu begegnen!"

Der Herr Doktor erkannte nun klar, daß er nicht nur seiner Frau ein himmelschreiendes Unrecht zugefügt, sondern auch, daß er sich, was ihn beinahe noch mehr ärgerte, lächerlich gemacht habe. Er gerieth darüber in eine solche Verwirrung daß er nicht wußte, ob er schweigen oder reden solle. Aus dieser peinlichen Verlegenheit befreite ihn Ludmilla, indem sie ihn herzlich umarmte und küßte. Er wollte nun eine Entschuldigung — Sie legte ihm aber die schöne Hand auf den Mund mit den Worten: „Eifersucht ist ein Fehler der Liebe. Zeige mir nun auch den höchsten Vorzug der Liebe: das Vertrauen!" —

Somit war die Sache abgethan und die Versöhnungs-Urkunde mit vielen Küssen besiegelt. Kauz, der Glückliche, ging nun an das Krankenbett seiner Pazienten, Ludmilla, die Glückliche, eilte in den Park, um den drei Freundinnen, die vortreffliche Wirkung ihres Systems zu berichten.

Auf dem Platze begegnete sie dem Theaterdirektor, der ihr so viel erzählte, daß sie eine volle Viertelstunde bei ihm verweilte. Am Fenster im ersten Stocke eines nahe gelegenen Hauses stand Doktor Kauz als Zuschauer des langen Gespräches und schüttelte sein Haupt.

Die Folgen des zweiten Heilmittels.

In dem übervollen Theater wurde heute Grillparzers Meisterwerk: „Der Traum ein Leben," aufgeführt. Ahorn selbst tummelte sich hinter den Koulissen herum, um für die Darstellung und szenische Vollkommenheit des bewunderten Stückes voll Fantasie und Tiefsinn sein Möglichstes zu thun. Ungeachtet seines regen Eifers konnte er sich aber doch nicht enthalten, von Zeit zu Zeit einen forschenden Blick nach der kleinen Parterre-Loge zu senden, in welcher seine geliebte Gattin saß. Mit Verwunderung und Mißmuth bemerkte er, daß die schönen Augen der Holden nicht auf dem Podium verweilten, sondern auf einen hübschen jungen Mann im Parterre gerichtet waren; es entging ihm sogar nicht, daß sich zwischen beiden ein Augengespräch entspann, welches immer lebhafter wurde. Seine Unruhe stieg mit jeder Minute; er wurde zerstreut, gab verkehrte Aufträge, und wollte, ohne deren Befolgung abzuwarten, in die Loge eilen, mußte aber bleiben, um seine Mißgriffe zu berichtigen, Störung zu verhüten und neue Anordnungen zu treffen. Als er wieder nur so viel zu Athem

gekommen war, um nach der Loge zu schauen, erblickte er — o Schrecken! den hübschen, jungen Mann in der Loge und im eifrigsten Gespräch mit der treulosen Frau. Das war zu arg! Der Kopf stand in Flammen, die Füße standen auf brennenden Kohlen. Schauspieler und Maschinisten bestürmten ihn mit Anfragen. Der Bedrängte fertigte sie kurz ab, flog in die Loge, öffnete leise und behutsam lauernd die Thür, und erblickte — sein holdes Weibchen, das einsam und allein, doch in größter Gemüthsruhe, im Neste saß; der Raubvogel war ausgeflogen.

Ahorn. Engel! So ganz allein?

Evelina. Schätzchen, wie Du siehst!

Ahorn. Mir däuchte, ich hätte Jemanden bei Dir gesehen.

Evelina. Lieber Mann! Du würdest besser thun, Deine Augen auf das Podium als auf mich zu richten.

Ahorn. Dein Anblick ist dem Leidenden Labung.

Evelina. Dazu wäre die Zeit nach beendigtem Stücke wohl besser gewählt.

Ahorn. Meine Ungeduld —

Evelina. Nicht etwa sträfliche Neugierde?

Ahorn. Ja wenn's erlaubt wäre —

Evelina. Etwa zu fragen?

Eben hatte Ahorn den Muth gefaßt, die auf der Zungenspitze sitzende Frage auszusprechen, als der Theaterdiener in die Loge stürzte und ihn dringend bat, in's Garderobezimmer zu kommen, um einen Disput zu schlichten, der kein Ende nehme, obschon es höchste Zeit sei, den Vor-

hang aufzuziehen. Der arme Direktor drückte auf die schöne Hand der Gattin einen Kuß voll Verzweiflung, und eilte fort, um Andere zu beruhigen, während die Unruhe in ihm selbst tobte. Es gelang besser, als er es hoffte, indem er seine schon öfter bewährte Methode anwendete, welche darin bestand, daß er die streitenden Schauspieler, Einen um den Andern, auf die Seite zog und Jedem in das Ohr flüsterte: er habe Recht, möge sich aber für jetzt ruhig verhalten. —

Der letzte Akt ging trefflich und erhielt großen Beifall. Ahorn, obschon sehr vergnügt, konnte sich doch nicht enthalten, alles Andere vergessend, nach der ominösen Loge zu schielen; und siehe da! beim holden Weibchen saß abermal der verwünschte Raubvogel im Nest, und sie schauten sich zärtlich in die Augen, und das Gespräch schien noch interessanter und lebhafter zu sein, als vorher.

Endlich fiel der Vorhang. Ahorn, den stürmischen Beifall kaum mit halben Ohren vernehmend, eilte mit den Worten: „Jetzt soll sie mir nicht entgehen!“ in die Loge, öffnete die Thür hastig, stand aber plötzlich unbeweglich wie ein Bild von Stein, da nicht nur der Raubvogel, sondern auch das Weibchen, davongeflogen war. Er stieß den Stuhl, auf dem die Verbrecherin gesessen war, mit dem Fuße um, und stürmte hinaus, sein Weibchen, den Raubvogel, das Theater und die ganze Welt verwünschend.

Nachdem er, ein zweiter Kain oder Ahasver, in der Stadt herumgeirrt war, lockte ihn der silberhelle, freundliche Mond in den Park. Er warf sich auf eine Rasenbank,

wo er sich allen Leiden und Ausbrüchen der Eifersucht überließ. Er sah das frevelhafte Paar sich umarmen und küssen; er hörte ihr Hohngelächter über ihn. Er wünschte sich den Tod und seufzte: „Sie liebt mich nicht! Sie hat mich nicht geliebt! Sie kann mich nicht lieben! O welcher böse Dämon trieb mich, mein Glück in die Hand eines Weibes zu legen! Der Thor, der eine im Sonnenlicht schimmernde Eiszacke umfängt, muß rettungslos in den Meeresgrund stürzen.“—

So sprach Ahorn zu sich selbst und zum Monde. In einiger Entfernung von der Rasenbank, auf welcher der vom Gebüsche Beschattete mehr lag als saß, wandelte Evelina mit dem Raubvogel Arm in Arm. Ahorn, ihre Stimme erkennend, raffte sich auf und vernahm die mit weichem Flötenton gesprochenen Worte: „Nun, lieber Albrecht! müssen wir scheiden; man könnte uns bemerken. Sei vorsichtig! Morgen sehen wir uns am bewußten Orte wieder!“—

Evelina verließ den Park; der Raubvogel trat in eine Seitenallee. Ahorn brummte mit geballter Hand: „Du und Du? Sind wir schon so weit gekommen? Allerliebst! — Und morgen sehen wir uns wieder? wie trostreich! — Am bewußten Ort? wo liegt der? das braucht Niemand als der Erwählte, zu wissen! — O Hölle! nimm Weiber zu Teufeln, und die Männer sind für alle möglichen Verbrechen im Übermaße gestraft!“ —

Der unglückliche Melancholiker, der, mißtrauisch gegen seine Person und gegen seine schätzbaren Eigenschaften, von sich die Meinung hegte, er könne weder eine Hoffnung, noch einen Anspruch auf Gegenliebe hegen, war jetzt bei-

nahe auf dem Punkte, alle Schuld des Ungeliebtseins auf sich zu laden, und das treulos geglaubte Weib theilweise zu entschuldigen. Er klagte die Natur an, haderte mit sich selbst, und die Lieblosigkeit des Weibes gestaltete sich in ihm zum Selbsthasse. In der ersten Aufwallung wollte er Evelinen folgen, sie mit gerechten Vorwürfen überhäufen; bald aber ergriff ihn der Gedanke, die Kälte, welche die stolze Verbrecherin ihm entgegenzusetzen pflege, könne ihn zu leidenschaftlicher Heftigkeit hinreißen; es sei klüger, noch zu schweigen; es sei edler, noch so lange zu dulden, bis das unläugbare Vergehen an das helle Tageslicht gezogen. Dann wolle er ein Ende, seiner würdig, herbeiführen, ungeliebt, aber auch liebelos gegen alle Welt sein.

Er ging daher nicht nach Hause, sondern in den Verein, in der Absicht, sich dort seiner schwarzen Gedanken zu entschlagen; er fand sich aber in seiner Hoffnung getäuscht, denn die übrigen drei Leidensgefährten, vielleicht von ähnlichen finstern Gedanken gequält, befanden sich nicht in der besten Stimmung. Die Gesellschaft war daher ziemlich einsilbig. Jeder hatte etwas auf dem Herzen, Keiner wollte aber mit der Farbe heraus. Hätte Einer von ihnen mit den Bekenntnissen einer schönen Seele den Anfang gemacht, so wären die gestockten Empfindungen der Übrigen in Fluß und Bewegung gekommen; so aber wollte Keiner der Erste sein, der die Bahn brach, und man vernahm nichts als dunkle Hindeutungen und zweideutige Erwiederungen. Der Theaterdirektor starrte vor sich hin, der Klaviermeister trommelte viel mit den Fingern auf dem Tische, der Doktor behaup-

tete, es gäbe mehr moralische als körperliche Kranke, und der Hauptmann keifte unaufhörlich mit den Aufwärtern, die ihm nichts recht thaten. Nachdem diese Konversation ungefähr zwei Stunden gedauert hatte, standen die Mißvergnügten auf, gaben und schüttelten einander die Hände; dann ging Jeder seinen Weg. Mir drängt sich dabei die Bemerkung auf, daß es eine sehr schwierige und mißliche Sache ist: seinen eigenen Weg gehen, da dieser Weg oft sehr holperig und steinig ist, oft auch sich dicht am Rande neben einem Abgrunde hinzieht; und wenn Beides nicht ist, so tritt doch sehr oft der Fall ein, daß die Andern uns so viel in den Weg legen, daß wir nicht genug ausräumen können, um nur mühsam weiter zu kommen, ohne zu erlahmen.

Ahorn legte sich in's Bett, fand aber weder Schlaf noch Ruhe, und erwachte mit einem Gesichte, von dem man nicht mit Gewißheit sagen konnte, ob es einem Lebenden oder einem vor wenig Stunden Gestorbenen angehöre. Evelina erschrak beim ersten Anblick, errieth aber bald die Ursache des verstörten Wesens. Sie stellte sich gleichgiltiger als sie es wirklich war, ungefähr so, als ob nichts vorgefallen wäre, und ihr auch nichts auffalle. Das System der Kälte, als Heilmittel der Eifersucht, sollte nun einmal so, wie sie sich's in den Kopf gesetzt hatte, mit erfolgreicher Konsequenz durchgeführt werden. Nach lautlos genossenem Frühstück ging Ahorn, ohne von der ehelichen Dezembersonne Abschied zu nehmen, zur Probe des nächsten neuen Stückes.

Es war ein unfreundlicher Tag, ein Wind- und Regenwetter, welches selbst gutgelaunte Menschen in üble Lau-

ne versetzen, mißvergnügte aber desperat machen kann. Dessen ungeachtet ging Ahorn in den Park, rannte durch Dünn und Dickicht, und überließ sich den Eingebungen der bösen Geister der Eifersucht, die in seinem Innern tobten. Der Unglückliche wüthete aber vorzüglich gegen sich selbst, und überhäufte sich mit Vorwürfen, daß er auf den tollen Einfall gerieth, zu heirathen, vollends gar eine Schauspielerin. „Die Weiber," rief er, „sind geborne Schauspielerinnen, wo es darauf ankommt, eine einstudirte Rolle zu spielen und durch den Schein zu täuschen; erst hinter den Kulissen zeigen sie sich in ihrer wahren Gestalt; verspottet oder vergessen ist dann der auf dem Theater geliebte Held, und Maskarill, der schalkhafte Knecht, tritt an seine Stelle; die Schauspielerinnen aber sind vollendete Meisterinnen in der Kunst des Betrugs und der Verstellung. Der Mann, der heirathet, begeht an seinem Lebensglück einen Hochverrath, an seinem Geist einen Selbstmord." —

Evelinens vermeinte Untreue erbitterte ihn, ihre Kälte versetzte ihn aber in eigentlichen Ingrimm. Von diesem Punkt aus fing er an, sich zu erheben, und seinen Zorn auf die geglaubte Verbrecherin hinüberzuleiten. Dies gab seinem Schmerz einige Erleichterung. Er wurde ruhiger und beschloß, die Sache reiflich zu überlegen; dann aber auf eine edle und würdige Weise der Treulosen eine Auflösung ihres ehelichen Verhältnisses vorzuschlagen, seine Theaterunternehmung aufzugeben und sich in die Abgeschiedenheit zurückzuziehen.

Während der Bedauernswürdige unter Wind und Regen im Park herumirrte, ging es in seiner Wohnung recht

lustig und lebendig zu. Evelina saß mit dem hübschen Raubvogel, Hand in Hand, auf dem Sofa. Blumenkränze lagen vor ihnen auf dem Tische. Die schöne Frau, idealisch gekleidet in ein weißes Gewand, welches ihre Reize noch erhöhte, schien eine der Grazien selbst zu sein. Beide erhoben sich jetzt vom Sofa, umarmten sich lächelnd, und ihren Lippen entströmten die zärtlichsten Empfindungen der Liebe in den feurigsten Worten.

Im Augenblicke, als ein Kuß den höchsten Grad des Entzückens krönen sollte, ward die Thür rasch geöffnet und eintrat Herr Ahorn. Herzleid und böses Wetter hatten auf den Betäubten sehr nachtheilig eingewirkt. Unwohl und schmerzvoll vergaß er die Theaterprobe, wankte, ohne es eigentlich zu wollen, nach Hause, und erschien ganz zur Unzeit im Zimmer.

Ahorn erschrak über die Szene, zu der er kam; Evelina erschrak über das Aussehen des Leidenden, der, ohne ein Wort zu sprechen, in den nächsten Stuhl sank, halb ohnmächtig. Von Angst ergriffen, vergaß sie jetzt das System der Kälte, schlang ihre Arme um den Hingesunkenen, und wollte seine bleichen Lippen küssen; er aber wendete das Haupt von ihr, und entzog sich ihren Armen. Evelina, tief ergriffen, riß an der Glocke und befahl, Holländerthee, warme Tücher, Schlafrock und Nachtmütze zu bringen.

Ahorn deutete dem Raubvogel mit der Hand, das Zimmer zu verlassen; dieser aber, weit entfernt, dem stummen Befehl Folge zu leisten, zeigte sich sehr theilnehmend.

Als Ahorn sich etwas erholt hatte, flüsterte er Evelinen in's Ohr: „Willst Du mich nicht vorsätzlich tödten, so entferne Diesen augenblicklich!" —

Der Raubvogel verließ auf ihren Wink das Zimmer. Ahorn sagte: „Er ist's, der gestern bei Dir in der Loge saß; er ist's, mit dem Du Arm in Arm im Parke schwärmtest, und ihn mußt' ich, das Maß Deiner und meiner Schande voll zu machen, in jenem unseligen Moment hier erblicken!" —

Evelinens künstliche Kälte ging nun plötzlich in die natürliche Wärme über. Sie liebkoste den Unglücklichen mit der innigsten Zärtlichkeit, führte ihn zum Sofa, setzte sich dicht an ihn und sprach:

„Dein spätes Nachhausekommen in der Nacht und Dein verstörtes Wesen am Morgen sagten mir deutlich, daß der böse Geist der Eifersucht wieder in Dich gefahren sei. Ich überließ Dich Deiner Qual, weil die Schmach, welche Dein Argwohn mir zufügte, eine Strafe verdiente. So sehr Du mich aber kränkest, so war ich dennoch bedacht, Dir ein Fest der Liebe zu Deiner morgigen Geburtsfeier zu bereiten, ein Bild des ehelichen Glückes Dir vor die Augen zu stellen. Er, mit dem ich gestern in der Loge sprach, er, mit dem ich im Park schwärmte, er, in dessen Armen ich lag, als Du jetzt unerwartet in das Zimmer tratest, er ist derjenige, gestern Abends eingetroffene Schauspieler, den Du für die ersten Helden- und Liebhaber-Rollen engagiren mußt, verstanden: mußt." —

„Nun und nimmer!" schrie Ahorn. „Ihn, der —"

„Mein Bruder ist!" fiel Evelina dem Auflodernden in's Wort.

„Beweise!" sagte Ahorn.

„Tausend für einen!" erwiederte Evelina. „Für jetzt aber umarme Deinen Schwager! Albrecht, herein!" —

Blitzschnell flog Albrecht herein, und Ahorn sah sich von vier Armen zugleich umschlungen, von vier Lippen zugleich geküßt.

Am Schlusse sagte Evelina mit dem ihr eigenen holden Lächeln: „Männchen! Du hast uns heute bei der Probe überrascht, folglich wird Dir das Festspiel selbst morgen desto besser gefallen, und Du lernest nicht nur Deinen ersten Helden und Liebhaber, sondern auch Dein ehrliches Weib besser kennen. Also fort für alle Ewigkeit mit der Eifersucht!" —

„Und mit der Eiskälte!" seufzte Ahorn lächelnd. Und so wurde denn jetzt das Fest der Versöhnung, am nächsten Tage das Fest der Liebe gefeiert, dem auch die drei eifersüchtigen Leidensgenossen mit ihren triumphirenden Gattinnen beiwohnten.

Die Folgen des dritten Heilmittels.

Als die drei Ehepaare vom Festspiele und dem Souper des Theaterdirektors nach Hause gingen, waren sie insgesammt nicht in der besten Laune. Dem Doktor hatte seine Frau zu viel und zu freundlich mit dem Raubvogel Albrecht

gesprochen. Dem Hauptmann steckte ein hübscher, junger Regimentsarzt im Kopfe, der seine nervöse Frau durchaus magnetisiren wollte. Dem Klaviermeister lagen zwei seiner interessantesten Schüler im Magen, die seiner Frau mehrere Besuche gemacht hatten, und zwar gerade zu einer Zeit, wo sie sehr gut wissen konnten, daß er nicht zu Hause sei.

Hauptmann Unstern, der immer und sehr weitläufig von seinen Grundsätzen sprach, auf die er sich viel einbildete, hatte auch in seiner gewohnten deklamatorischen Manier in und außer seinem Hause schon öfter erklärt, dem Manne, der sich von der Treulosigkeit seiner Frau wirklich überzeugt, erübrige nichts Anderes, als ihr, pour reparation d' honneur, das Messer in den Leib zu stoßen. Um aber einer solchen höchst fatalen Exekution vorzubeugen, müsse er stets auf der Lauer, und seiner Frau, als einem gebrechlichen Mitgliede des schwachen Geschlechts, so viel als möglich stützend zur Seite stehen, damit sie nicht ausgleite. Bei dem ersten, nur halbwegs auf Wahrscheinlichkeit begründeten Verdacht einer unerlaubten Neigung aber müsse er der Sache — coute que coute — augenblicklich ein Ende machen, denn ein Soldat verliere leichter sein Leben, als seine Ehre.

Die ausführliche Darstellung solcher, der blutigen Gesetzgebung des Drako würdigen Grundsätze, erregte der nervösen Adelheid, so rein ihr Gewissen auch war, jedesmal einen abscheulichen Fieberschauer. Sie glaubte mehr als einmal das mörderische Messer in der schuldlosen Brust zu fühlen, wenn des Gatten Worte erschollen: „Der Soldat

macht kurzen Prozeß und im Kriege ist das Standrecht zu Hause. Da heißt's Kommandowort und Subordination."—

Der junge Regimentsarzt und der Magnetismus kamen nun dem Hauptmann Unstern sehr zur Unzeit, hauptsächlich deshalb, weil nächster Tage in der Nähe der Stadt ein kleines Manöver abgehalten werden sollte, wozu der kommandirende General ihn berufen hatte. Sein Widerwille gegen die magnetische Kur wurde aber auch noch dadurch gesteigert, daß alle seine Bekannten dafür stimmten, und das nervöse Weibchen selbst sehr geneigt schien, sich derselben zu unterziehen.

Adelheid schien schwächlicher und leidender als je. Das kam dem Hauptmann bedenklich vor. „Warum denn eben jetzt (dachte er) jetzt, wo die sonderbare Kurart sich aufdringen will? Ich für meinen Theil halte den Magnetismus für eine Charlatanerie, die Magnetiseurs aber für gefährliche Leute, und die ruhigste Frau läßt sich in kurzer Zeit zu einer Verrückten machen, die klügste zu einer Närrin. Also — feste Grundsätze!"—

Adelheid war allerdings für das Magnetisiren eingenommen, doch keineswegs für den Magnetiseur; sie erkannte aber bald die Ursache, warum ihr Gatte dieser Kurart so abhold war. Die Schlaue beschloß nun, alsogleich ihr System in Anwendung zu bringen, und ein Heilmittel für das andere in Bewegung zu setzen. Die scharfen Gesichtszüge des Hauptmanns wurden mit jedem Tage finsterer, Adelheid's sanfte Mienen mit jedem Tage weicher. Das Benehmen des Hauptmanns wurde mit jedem Tage bar-

scher; Adelheid erschien mit jedem Tage mehr als leidende Dulderin. Das milde Sternenfeuer des dunkelblauen Auges, durch einen Flor von Wehmuth schimmernd, zeigte dabei eine Kraft, welche ein Männerherz zu magnetisiren vermag.

Der Hauptmann hatte unter seinen gerühmten Grundsätzen auch den, daß man die Dehors so lange als möglich beobachten müsse, und er hielt darauf mit militärischer Genauigkeit. Er konnte daher dem verhaßten Regimentsarzt, der, einmal zu Rathe gezogen, seine Besuche oft wiederholte, ohne die Regeln des feinsten Anstandes im geringsten zu verletzen, nicht anders als nach den Vorschriften des guten Tones begegnen. So oft der Regimentsarzt von den erprobten Wundern des Magnetismus zu erzählen anfing, und das Gesicht der Ehehälfte sich dabei verklärte, wendete Hauptmann Unstern mit blitzenden Augensternen das Gespräch auf die **Malades imaginaires** und auf mißlungene Kuren.

Zu allem Unglücke traf jetzt auch ein unbeweibter Gutsbesitzer aus der Umgegend ein, ein sehr gebildeter, dabei auch etwas eingebildeter, übrigens sehr angenehmer Mann, der, als neu eintretendes Mitglied des philosophisch-ästhetischen Spiel-, Eß- und Trink-Vereines, den vorzüglichsten Mitgliedern desselben seine Besuche abstattete. Hauptmann Unstern, obschon er kein Freund von neuen Bekanntschaften war, mußte sich die von dem artigen Gutsherrn ihm erzeugte Ehre gefallen lassen und Höflichkeit mit Höflichkeit erwiedern.

Der gute Gutsherr, gewohnt auf seinem Landgute die

erste Rolle zu spielen, wollte diese Rolle gern überall spielen, folglich in dem Städtchen brillant auftreten, und sich splendid zeigen. Er hatte zu diesem Ende einen vollen Beutel und eine mit Banknoten gefüllte Brieftasche mitgebracht, gab Diners und Soupers, und machte den Damen, an denen er Behagen fand, werthvolle und zierliche Geschenke. Er liebte das gesellige Leben und hatte einen besondern Hang, neue Bekanntschaften zu machen, die dann sämmtlich geladen wurden, und auch feierlich versprechen mußten, ihn auf seinem Landgute zu besuchen. Obschon er aber ein großer Verehrer des schönen Geschlechtes war, konnte er sich doch nicht entschließen, Einer der Huldgöttinnen den Vorzug vor allen Übrigen zu geben und ihr als der Auserwählten Herz und Hand zu bieten, vermuthlich deshalb nicht, weil er ein zu großer Verehrer des Geschlechtes war, und das Courmachen dem Heirathen, die Welt dem Hause vorzog.

An der Familie Unstern fand er besonderes Wohlgefallen, und ermangelte nicht, sein glänzendes Pfauengefieder spielen zu lassen.

Der geschmeidige Regimentsarzt schloß sich sogleich an den splendiden Gutsherrn. Adelheid erhielt nun zwei Courmacher für Einen. Als Herr von Rieding in das Projekt der magnetischen Kur eingeweiht wurde, nahm er Partei dafür, und drang in den Hauptmann, sich mit seiner Gattin zu ihm für einige Wochen auf das Gut zu ziehen, wo es dann nicht fehlen könne, daß Magnetismus und Landleben auf das nervöse Frauchen die heilsamste Wirkung hervorbringen müßten; der Herr Gemahl würde sie dann ge-

wiß neu aufblühend und in vollster Gesundheit in die Stadt zurückbringen.

„Aber mit getheiltem Herzen!“ dachte der mißtrauische Hauptmann. „Daraus wird nichts! Lieber eine halbe Gesundheit als ein halbes Herz!“ —

Er nahm sich vor, sogleich mit seinem Leidensgefährten, dem Doktor Kauz, zu sprechen, den er als Antagonisten des Magnetismus für sich zu gewinnen hoffte. Eh' er aber diesen Plan ausführen konnte, traf schon die Nachricht ein, daß das Manöver übermorgen beginnen, der General heute noch im Städtchen eintreffen und bei seinem lieben Hauptmanne absteigen werde.

Und wer brachte diese fatale Nachricht? Kein Anderer als der noch fatalere Major Kugelfeld, er, der von jeher der glückliche Rival des Hauptmanns Unstern, in der Liebe und im Avancement, war. Viermal war Unstern auf dem Wege, das Herz eines schönen Mädchens zu erobern; Kugelfeld schlug ihn aber auf's Haupt und nahm ihm die Festung vor der Nase weg. Dreimal schnappte er ihm den Rang weg, und stieg bei jeder Beförderung einen Grad vor ihm, und so wurde Kugelfeld Major, als Unstern kaum Hauptmann geworden war. Nun erschien der glückliche Rival dem Letztern um so mehr gefährlich, als Jener noch frei und ledig war. Das Drückendste für den armen Ehemann war, daß er mit den drei galanten Herren, die sich mit Adelheid in Rapport setzen wollten, dem guten Ton zu lieb, sehr artig sein mußte. Ihn beruhigte dabei nur die Bemerkung, daß die drei Ritter mit einander in bester Har-

monie lebten, er nahm dies für ein sicheres Zeichen, daß Adelheid Keinem von ihnen einen Vorzug gebe.

Am nächsten Morgen traf der General ein, und gab dem Hauptmann den Trost, er sei weit entfernt, dem des Waffendienstes schon seit längerer Zeit Entwöhnten, die Ertragung von Strapazen bei den Evolutionen zuzumuthen; er wünsche vielmehr den werthen Freund nur als besonders genauen Kenner des zu diesem Manöver gewählten Terrains bei sich zu haben. Diese angenehme Nachricht bewog den Hauptmann zu der Bitte, seine Frau mit sich nehmen zu dürfen, die er dann immer unter seinen Augen zu haben hoffte. „Zugestanden!" sagte der General: „Da es aber öfter geschehen wird, daß Sie, lieber Freund, mir nicht von der Seite kommen, so bestimme ich für solche Fälle den Major Kugelfeld zum Begleiter und Beschützer Ihrer Frau." —

Unstern gerieth über diese gütige Fürsorge in ungeheure Bestürzung; eh' er aber noch ein Wort dagegen zu sprechen vermochte, rief der in allen Dingen rasch vorgehende General den Major aus dem Nebenzimmer und machte ihn mit seinem neuen Amte bekannt. Adelheid, welche eben eintrat, um den General als Hausfrau zu begrüßen, bezeigte ein großes Vergnügen über die Reise. Der Regimentsarzt mußte dabei sein, und der Gutsbesitzer drang sich mit aller Liebenswürdigkeit zum Gesellschafter auf.

Am nächsten Morgen brach das vereinigte Militär- und Civil-Corps auf. Mit der Ankunft des Generals gerieth das ganze Lager in Bewegung. Das Manöver begann. Von

allen Seiten lärmten Trommeln und Trompeten, blind geladene Kanonen und Gewehre. Der Hauptmann, die Beute stummer Verzweiflung, kam keinen Augenblick von der Seite des Generals. Die theuere Gattin erblickte er nur hie und da auf ein paar Minuten in der Entfernung. Sie saß mit dem Gutsherrn und dem Regimentsarzt in einem offenen Wagen; der Major trabte auf einem herrlichen Rappen, glorios wie der Kriegesgott selbst nebenher. Unstern sah wohl ein, daß er keine eigentliche Ursache zur Eifersucht habe, dennoch brachte ihn die bloße Furcht vor einer Möglichkeit dahin, daß er das begleitende Kleeblatt, den General, die Frau und sich selbst verwünschte.

Am Abend folgte Tanz und Schmaus den Beschwerden des Tages. Die bewaffneten Feinde vereinigten sich in brüderlicher Eintracht. Die Offiziersfrauen flogen in den Reihen dahin. Adelheid war auf unzählige Walzer, Cotillons und Quadrillen engagirt, und erschien dem erbitterten Gatten als personifizirte Flugmaschine. Ein einziges Mal gelang es ihm, der Flüchtigen habhaft zu werden. Er zog sie seitwärts und sprach mit einer Mischung von Schmerz und Unmuth: „Adelheid! wie Du glühst! wie schwer Du athmest! Denkst Du denn gar nicht an Deine schwächliche Gesundheit? Welche gefährliche Folgen kann ein solcher Tag auf Jahre haben. Wenn Du mich liebst, so höre den Rath des für Dein Leben, für Dein Wohl besorgten Gatten! Du hast nun alles Sehenswerthe gesehen; morgen geschieht nichts Anderes, als was heute geschehen ist. Der General bedarf

meiner nicht mehr; wie wär's, wenn wir morgen wieder nach Hause führen? Was meinst Du, Engel?" —

Der glutrothe Engel wurde plötzlich todtenblaß, und beschwor den erstaunten Gatten, den nächsten Tag noch im Lager zu bleiben. Sie betheuerte, daß diese Veränderung der Luft und der gewohnten Lebensweise auf ihre Gesundheit noch heilsamer als der Magnetismus einwirken werde. Die Schlaue wußte dabei, unter tausend Zusicherungen ihrer zärtlichsten Liebe, das Gespräch so in die Länge zu ziehen, daß der Gutsherr, der Regimentsarzt, endlich gar der General und ein paar Offiziere darüber herbeikamen, die dann ganz natürlich für die schöne Frau Partei nahmen, und dem armen Unstern so zusetzten, daß er gegen seinen Willen einwilligen mußte. Nun aber begann Adelheid eine andere Rolle und eine andere Farbe zu spielen. Sie erkannte nun plötzlich, der Wunsch ihres lieben Mannes gelte ihr mehr als Alles, und sie würde sehr unrecht thun, ihm ein solches Opfer zuzumuthen. Dem Geschmeichelten, der sich dadurch so hinaufgestimmt fühlte, blieb nichts übrig, als sich in einen Wettkampf von liebevoller Großmuth einzulassen, und nun das holde Weibchen selbst zu bereden, noch einen Tag im Lager zu bleiben.

Am dritten Tage erfolgte endlich die Rückreise. Als sie zu Hause angekommen waren, verwandelte sich des Hauptmanns erzwungene Freundlichkeit in eine sehr düstere mürrische Laune. Anzügliche Bemerkungen zuckten wie die ersten Blitze eines nahenden Gewitters, und leise Vorwürfe brummten wie ein noch entferntes Donnergewölk.

Adelheit erkannte bald, daß es nun hohe Zeit sei, ihr System in Anwendung zu bringen. Sie klagte über Kopfschmerz; der Gatte nannte ihn eine traurige Folge des zweiten Lagertages. Sie fühlte Brustbeklemmung; der Gatte sprach vom Selbstverschulden. Adelheid wurde nun mit jedem Tage leidender und trauriger. So wie aber ihr nervöser Zustand sich verschlimmerte, so wurde des Gatten Tadel immer milder. Diese günstige Stimmung benützend, versicherte Adelheid dem Theilnehmenden, daß sie es nun — vielleicht, ach, zu spät, sehr bereue, seine Besorgniß verkannt und seinem Rathe nicht gefolgt zu haben. Sie bat ihn wehmüthig um Nachsicht, Geduld und Verzeihung, und sagte endlich mit thränenfeuchten Augen: „Liebes Männchen! Du zürnest mir, und wohl mit Recht; es würde Dir aber doch leid thun, wenn Du mich verlörest? Glaube mir, der Tod wäre mir nur deshalb schrecklich, weil ich von Dir scheiden müßte!" —

Diese Worte verfehlten die gewünschte Wirkung nicht. Der Hauptmann ward gerührt; er suchte die Betrübte zu trösten und zu erheitern, obschon der Stachel der Eifersucht ihm noch im Herzen stak. Sein böser Genius raunte ihm in das Ohr: „Kommen die Anbeter und Verehrer aus dem Lager zurück, so wird wohl die Melancholie weichen, vielleicht sogar die Krankheit. Weibliche Nerven sind schnell gereizt, und eben so schnell beruhigt." —

Am nächsten Tage kamen statt der erwarteten Gäste drei Briefe an. Der Gutsherr bedauerte, daß er nicht kommen könne, weil der Tod eines Oheims ihn zu einer Reise

nöthige. Der Regimentsarzt klagte, daß er Befehl erhalten habe, sogleich in die entfernte neue Stazion des Regiments einzurücken. Der Major meldete seine Ernennung zum Oberstlieutenant und das mit diesem Glück verbundene Unglück, sich unverzüglich in die Residenzstadt verfügen zu müssen.

Hauptmann Unstern heftete, als er diese Briefe mit lauter Stimme und scharfer Betonung der darin enthaltenen Galanterie-Stellen las, seine Augen beobachtend auf das Gesicht der Frau, indem er nicht zweifelte, daß diese Nachrichten einen starken Eindruck auf sie machen würden; da er aber sah, daß seine Vorlesung weder einen Farbenwechsel im Antlitz der Zuhörerin, noch die geringste Veränderung der Mienen hervorbrachte, gerieth er in eine Verwunderung, welche der scharfsichtigen Frau nicht entging. Sie ergriff mit einem halb gemüthlichen, halb ironischen Lächeln seine Hand, und sagte: „Hat sich das Männchen getäuscht? Tritt die Unschuld siegreich hervor? Wird die Verkannte nach Recht und Billigkeit gewürdigt? Also? Fried' und Freude herrscht im Land!" —

Der Hauptmann sagte, um seine Verlegenheit zu maskiren, viel Schönes und Erbauliches, endlich auch Einiges zu seiner Entschuldigung, verwickelte sich aber in seiner Rede so tief, daß er, je mehr die leuchtenden Augen der Gattin liebevoll auf ihm ruhten, um so mehr in Verwirrung gerieth, endlich sogar verstummte. Dies war der Punkt, auf welchem Adelheid ihn haben wollte. Um ihn nun total auf's Haupt zu schlagen, umarmte und küßte sie stumm den

Stummen mit innigster Herzlichkeit und sagte endlich mit dem weichen Ton scherzender Zärtlichkeit: „Ewiger Friede!“—

Von den verschwundenen Rittern und vom Magnetismus wurde kein Wort mehr gesprochen. Es schien, als sollte die magnetische Kraft dieser glücklichen Stunde von dauerhafter Wirkung sein und das Heilmittel der Eifersucht sich als ein probates bewähren.

Die Folgen des vierten Heilmittels.

Der vierte Theil der Bewohner des Städtchens hatte dem Manöver beigewohnt. Traurig erschien das verlassene Städtchen, am traurigsten die zurückgebliebene Frau Klaviermeisterin. Herr Tanzler schrieb diese Traurigkeit nicht dem entbehrten Vergnügen, sondern blos dem Umstande zu, daß Luisens Umgang jetzt blos auf ihn beschränkt, und der gewohnten Huldigungen beraubt sei. Seine Eifersucht war also nun, beim Lichte besehen, gegen die Abwesenden gerichtet. „Schöne Trauernde! Verlassene holde Ariadne!“ sagte er, „Du mußt Dich nun schon ein paar Tage mit Deinem uninteressanten Herrn Gemahl begnügen. Ich bedauere vom Grunde meines Herzens.“ —

Luise, ihres Systems eingedenk, erwiederte: „Der holde Theseus findet keine Ursache, traurig zu sein. Sind auch wenig Schülerinnen in der Stadt zurückgeblieben, so fehlt es doch nicht an schönen Nymphen, in deren Gesellschaft er sich außer dem Hause erheitern kann, während die

verlassene Ariadne im Hause schmachtet, als säße sie auf der wüsten Insel Naxos." —

Er. Die Stunden außer dem Hause bringe ich in meinem Berufe zu.

Sie. Im Courmachen?

Er. Du wirst doch nicht glauben, —

Sie. Daß Du ein Mann bist, folglich so wie alle Männer?

Er. Was soll das heißen?

Sie. Mit einem Herzen von sehr brennbarem Stoffe begabt.

Er. Ich bitte Dich, nicht zu vergessen, —

Sie. Wie oft der Herr Gemahl mich vergißt?

Er. Weil Dich die lange Weile quält, fängst Du an, die Rolle der Eifersüchtigen zu spielen.

Sie. Wer zwingt mich dazu?

Er. Darüber wäre Vieles zu sagen. Schade, daß ich Dich nun mitten im Gespräche verlassen muß.

Sie. Suche nur bei der schönen Ernestine nicht zu viel in's Feuer zu kommen! Du bliebst ja vorgestern statt dem bedungenen Einen Stündchen beinahe zwei Stunden beim Unterricht!

Er. Wer für die Ausbildung einer talentvollen Schülerin uneigennützig besorgt ist, darf nicht die Minuten zählen.

Sie. Und dennoch zählst Du sie gar oft, wenn Du bei mir bist und von mir gehen willst.

Herr Tanzler brummte etwas von ungerechten Vorwürfen und eilte fort, höchst aufgebracht, daß er Vorwürfe

da zu hören bekam, wo er sie machen wollte. Luise sah dem Scheidenden mit einem triumphirenden Lächeln nach, machte Toilette und ging in den Park, wo sie weibliche Gesellschaft zu finden hoffte, statt dieser aber eine männliche fand, den Hauptmann Unstern und den Doktor Kauz. Während sie auf einer Bank saßen, ging Herr Tanzler vorüber, ohne sie zu sehen, denn an seinem rechten Arme hing die koketirende Witwe Holdau, am linken ihre schöne Nichte Betty. Er war mit Beiden in ein lebhaftes Gespräch vertieft. Um sich dem Gatten bemerkbar zu machen, sagte Luise mit erhabener Stimme: „Sehen Sie doch, wie eifrig mein Mann ist! Selbst im Park lustwandelnd, ertheilt er Unterricht. Das Gespräch ist so lebhaft, daß es gewiß einen musikalischen Gegenstand betrifft.“ —

Tanzler erkannte sowohl an der Stimme als an der Ironie der Worte die Gattin, der er die zwei Damen als eben acquirirte Schülerinnen vorstellte. Die Kälte, mit welcher Luise sie empfing, wurde von ihnen sehr frostig erwiedert. Die Witwe Holdau empfahl sich sammt der Nichte sogleich und weigerte sich, Tanzler's Begleitung anzunehmen. Unstern und Kauz verließen gleichfalls das Ehepaar. Tanzler versicherte Luisen mit etwas verzogenen Lippen, es freue ihn sehr, daß sie auch ohne ihn sich zu unterhalten wisse. Dabei stieg in ihm der Gedanke auf, es sei eben nichts Unmögliches daß diese beiden Herren, die mit ihren Frauen eben nicht in der besten Harmonie lebten, an einer andern ein erhöhtes Wohlgefallen finden. Luise erklärte dem Gatten dagegen, es mache ihr ein unbeschreibliches

Vergnügen, daß die Zahl seiner reizenden Schülerinnen sich so vermehre, und daß sein Eifer ihn hinreiße, den Schönen, die Gattin übersehend, selbst im Parke musikalische Vorlesungen zu halten. Sie ersuchte ihn, ein Tagebuch zu schreiben, welches gewiß höchst reichhaltig und interessant werden müßte.

Unter solchem Scharmützel und Kleingewehrfeuer kam das Ehepaar nach Hause. Tanzler wollte, um der Sache ein Ende zu machen, das Gespräch auf andere Gegenstände wenden; Luise aber wußte jedes neue Thema wieder auf den alten Punkt zurückzuführen, um Gelegenheit zu Sticheleien zu finden. Tanzler stand, in seinem Innersten erbittert, vom Mittagsmale auf, und beschloß, auf seine Schuldlosigkeit pochend, jedem Schritt und Tritt der Falschen so lange aufzulauern, bis er sie auf der That ertappt haben werde. Bis dahin wolle er seinen gegründeten Argwohn in seine Brust verschließen, und kein Wort darüber verlauten lassen. Luise befand sich dagegen in der hoffnungsvollen Stimmung, daß es ihr endlich gelingen werde, den Eifersüchtigen, der sie so lange quälte, mit seinen eigenen Waffen zu bekämpfen. Sie beschloß, den Krieg mit aller Hartnäckigkeit so lange fortzuführen, bis ein, für beide Parteien gleich rühmlicher und dauerhafter Friede geschlossen werden könne.

Dieser Vorsatz und die Hoffnung auf das gute Gelingen, versetzte Luisen in die fröhlichste Laune. Als Tanzler am folgenden Tage seine Unterrichtsstunden geendigt hatte, kam er, mit einer wichtigen Neuigkeit beladen,

nach Hause. Die auffallende Lustigkeit Luisens machte auf ihn einen sehr widrigen Eindruck. Die Lächelnde, mit finstern Augen fixirend, sagte er: „Ich komme vermuthlich mit meiner Neuigkeit schon zu spät; Deine gute Laune sagt mir deutlich, daß Du sie schon weißt."

Auf Luisens wiederholte Betheuerung, daß ihr keine Neuigkeit zu Ohren gekommen sei, erzählte Tanzler nun, daß gestern Abends vier Virtuosen vom ersten Rang hier abgestiegen seien, in der Absicht, große Konzerte zu geben. Der Eine sei einzig auf der Violin, der Andere ein Pianoforte-König, der Dritte ein Flöten-Heros, der Vierte ein Violoncell-Gott, alle Vier aber große Courmacher. Das letzte Wort beliebte Herr Tanzler stark zu betonen; Luise nahm aber davon keine Notiz und äußerte unverholen ihre Freude. Der beleidigte Gatte war eben im Begriff, etwas vorlaut und sogar anzüglich zu werden, als plötzlich die Thür aufflog und die vier Virtuosen lärmend und polternd in's Zimmer stürmten. Luise verschwand unbemerkt. Die Virtuosen, viel gewanderte Leute, gewohnt, jeden Fremden als einen guten Bekannten zu behandeln und sich überall Weihrauch streuen zu lassen, Beifall und Gold in Empfang zu nehmen, und als Menschen beglückende, rasend machende Genien zu erscheinen, benahmen sich sogleich, als ob sie hier zu Hause wären, übertrugen dem Herrn Klaviermeister die Rangirung und Leitung des Orchesters, die Ausmittlung eines guten Lokals, die Besorgung der erforderlichen Mitwirkenden und die Beischaffung der Instrumente. Seine Mühewaltung sollte der Anerkennung und Belohnung nicht

entbehren. Dabei sprachen die musikalischen Tetrarchen immer zugleich, in übermüthig guter Laune Einer den Andern neckend, und Alle zusammen den verblüfften Herrn Tanzler, der in größter Freundlichkeit vor Ärger bersten wollte.

Seinen gefirnißten Grimm auf's höchste zu steigern, schwebte Luise, schön und lieblich wie eine Huldgöttin, in das Zimmer. Die harmonischen Titanen vergaßen in diesem Augenblicke, daß ein Herr Tanzler auf der Welt sei, umgaben die Frau, und wetteiferten, sie mit Begrüßungen, Lobeserhebungen, Schmeicheleien und Entzückungen zu überhäufen, welche die Betäubte mit unverkennbarem Wohlgefallen aufnahm. Der Violin-Heros, ein langer, hagerer Mann mit langem, hagerem, blassem Gesichte, verwildertem Haare und schwarzen Glutaugen schien Luisen mit diesem Sehorgan verschlingen zu wollen, ergoß sich in einen Strom von überschwänglichen Redensarten und bemächtigte sich ihrer rechten Hand, die er unzählige Male küßte. Der Pianoforte-König, ein zartes, schmächtiges Männchen vom zierlichsten Wuchs, feinen Gesichtszügen mit schmachtend blauen Augen, ergriff die linke Hand, die er bald an seine Lippen, bald an sein Herz drückte. Der Flötengott, ein kleiner, wohlbeleibter Jüngling von blühender Gesundheit, frisch, lustig, voll guter Einfälle und in Allem sans façon, schob die Himmelsstürmer unter lautem Gelächter zurück und eroberte beide Hände der schönen Frau, während der Violoncell-Titan, ein kolossaler, freundlich stiller Mann ganz ruhig sagte: „Einmal werde ich doch wohl auch zum Handkuß kommen!" — Die Beherrscher der Töne brachen in

lautes Gelächter aus, übergaben ihm feierlich die rechte Hand der gefeierten Klaviermeisterin, und sangen, während er sie dreimal küssen mußte, einen Kanon.

Endlich entfernte sich das Genie-Quartett, und Herr Tanzler konnte seine Verzweiflung loslassen. „Es ist unbegreiflich (schrie er mit der Miene der Verzweiflung) wie eine ehrbare Frau solche Exzesse dulden kann! Man sieht wohl, daß so etwas von den Männern nur dann gewagt werden kann, wenn sie sehen, daß ihr freies Benehmen nicht mißfällig aufgenommen wird.“ —

„Bei genialen Männern (sagte Luise mit ironischem Lächeln) muß man eine Ausnahme von der Regel machen. Künstler haben so etwas Interessantes, daß man in ihrer geistvollen, lebhaften Gesellschaft den alltäglichen strengen Hausfrauen-Anstand vergißt.“ —

„Sehr natürlich! Ganz in der Ordnung! (schrie Herr Tanzler mit kreischender Stimme und blaß vor Zorn). Da muß dann die flache Gemeinheit so eines armseligen Klaviermeisters einer genietrunkenen Frau als etwas gar Erbärmliches erscheinen. Engel! da hängt Dir ja nun der Himmel voll Geigen. Bin doch begierig, welcher unter diesen Genie-Männern der Sieger sein wird? Sollten vielleicht alle vier zusammen das getheilte Herz in Besitz nehmen? Auf jeden Fall wird Dir die Wahl schwer werden. Scharmant! Allerliebst! Bin recht neugierig. Fahr' hin, alltäglicher Klaviermeister! Laufe kreuz und quer! Treib' Notenpulte zusammen! schleppe Instrumente herbei! Gut genug für Dich gemeine Seele!“ —

Luise brach in lautes Gelächter aus und Tanzler rannte wie ein wilder Eber zur Thüre hinaus. Im Hause wurde nun Alles lebendig. Der Besuch der Genies ward sogleich stadtkundig. Neugierige beiderlei Geschlechtes kamen, sich erkundigen, wann das erste Konzert stattfinden werde? wie die Virtuosen aussehen? was sie sprechen? und so weiter. Viele erschienen, um sich zum Mitwirken anzutragen, unter diesen auch hübsche Frauen und Fräulein, die bei dieser Gelegenheit ihre Gesangkunst, vielleicht auch sich selbst, an Mann bringen wollten. Auf die zwei reizendsten dieser Künstlerinnen baute Luise bald ein eigenes Plänchen. Die Virtuosen wiederholten ihre Besuche bei der schönen Frau täglich, bald im Phalanx, bald als einzelne Kämpfer. Sie wählten wohl dazu immer jene Zeit, in welcher der gequälte Herr Tanzler, wie sie wußten, nicht zu Hause war. Jeder machte dann, so gut sich's thun ließ, seine vermeinte Genialität geltend. Der Violin-Heros durch Kühnheit und Wildheit; der Pianoforte-König durch schmachtende Zärtlichkeit und Zartheit; der Flöten-Gott durch hinreißende Lustigkeit und brillanten Witz; der Violoncell-Titan durch Gemüthlichkeit und anziehenden Frohsinn. Trafen die Vier-Fürsten zufällig zusammen, so machten sie einander lächerlich und schwangen die satyrische Geißel über ihre wechselseitigen Untugenden, z. B. Trink- und Eß-Begierde, Aufgeblasenheit, Faulheit, Verschwendungssucht, Wortbrüchigkeit, Verliebtheit, Schwelgerei u. s. w.

Die listige Frau Klaviermeisterin bot, wenn ihr auch manchmal von all' dem Geschwätze des Selbstlobes, der

Schmähsucht gegen Andere und der über sie ausgegossenen Schmeichelei und Vergötterung, der Kopf wirbelte und schwindelte, doch alle ihre Geduld auf, um sich den Schein zu geben, als fände sie diese Herren höchst genial und interessant. Dadurch gelang es ihr, dem Künstler-Verein zwei singlustige Fräulein einzureden, und es dahin zu bringen, daß jeder derselben gestattet wurde, bei der großen Akademie eine Arie zu singen. Luise hatte aber eben diese zwei Fräulein vor allen Andern gewählt, weil sie wußte, daß die Eine dieser Kunstjüngerinnen dem Herrn Tanzler sehr geneigt, die Andere aber etwas kokett und eroberungssüchtig war. Ihren Zweck zu erreichen, wußte sie es endlich auch dahin zu bringen, daß Tanzler sich hergeben mußte, die Arie mit den beiden Sängerinnen einzustudieren, und war in dem Heiligthume seines Arbeitszimmers, in welchem das Pianoforte stand.

Es traf sich häufig, daß Tanzler die Frau überraschte, wenn sie mit Einem oder dem Andern der musikalischen Courmacher in eifrigem Gespräche begriffen war; er mußte selbst manchmal, unter der Thür lauschend, Ohr- und Augenzeuge sein von den zärtlichen Äußerungen und Handküssen der begeisterten Virtuosen. Hatte sich der Verbrecher entfernt, dann brach der Grimm des Eifersüchtigen los; Luise wurde mit Vorwürfen, Schmähungen und Drohungen überhäuft; sie ertrug alle diese Unbilden mit stoischer Gelassenheit, theils im Gefühl ihrer Unschuld, theils in der fröhlichen Hoffnung, bald ihr System ausführen, sich

rächen und das gewählte Heilmittel der Eifersucht in Ausübung bringen zu können.

Die Gelegenheit dazu war bei der Hand. Das Einstudiren der Arien mit den beiden Sängerinnen mußte sogleich beginnen. Jede war schön, die Sopranistin zart und schmachtend, die Altistin stattlich und feurig, Herr Tanzler, Enthusiast für Musik, gefühlvoll, zu Entzündungen des Herzens geneigt, und über die Gesangkunst seiner Schülerinnen entzückt. Kam er mit einer derselben vom Studium, so waren Beide sehr aufgeregt; Eifer und Freude hatten ihre Wangen geröthet. Hatte sich die Sängerin entfernt, dann fing Luise an, den Entzückten mit einer Eifersuchtsscene zu quälen, taub gegen alle Rechtfertigungen. Währte das Einstudiren zu lange, so wurde er beim Heraustreten aus dem musikalischen Tempel mit einem Strom von Thränen, mit einem Platzregen von Klagen und Vorwürfen empfangen. Um diesen unangenehmen Auftritten auszuweichen, schlich er sich einmal mit der Altistin nach der Probe heimlich davon. Gegen den Heimkehrenden ging die Höllenmaschine der Eifersucht los. Einmal lauschte Luise an der Zimmerthüre. Als eben eine Arie geendigt war und eine verdächtige Stille eintrat, öffnete sie leise die Thür, und zwar — so wollte es der böse Zufall — gerade in dem Augenblick, als der Meister die schöne Hand der Sopranistin zweimal nach einander küßte. Luise schloß die Thür, doch so, daß die Überraschten sie noch erblicken konnten und sie sich nur aus Schonung znrückzuziehen schien. In der nächsten Stunde brach das Ungewitter über dem Haupte des Schuldigen mit verdoppelter Stärke los. Er

der nicht zu Worte kam, glich einem verzweifelnden Stummen, sie, die zu reden nicht aufhörte, einer Furie. Tanzler stürmte wie ein Rasender aus dem Zimmer, und rief noch auf der Stiege: „Die verfluchte Eifersucht!" —

Die Nachhorchende hörte noch diese Worte, schlug vor Freude die Hände zusammen, und sagte mit triumphirendem Lächeln: „Sind wir endlich dahin gekommen? Auf dem Punkt wollte ich Dich haben!" —

Tanzler hoffte sich zu regressiren, er fand aber, leider! keine Gelegenheit dazu, denn die vier Virtuosen hatten in der Stadt so viele Bekanntschaften gemacht, daß sie das Haus des geplagten Herrn Tanzler und der schönen Luise darüber ganz vergaßen; Luise behauptete aber ihre Rolle und ihr System so beharrlich, daß der Gemahl immer schweigsamer und kleinmüthiger wurde.

Beide Parteien setzten ihre wechselseitigen Quälereien und Scharmützel, mit Beobachtung des Crescendo, bis zu dem Tage fort, an welchem die unglückselige Akademie endlich stattfand. Um Luisen einen vollständigen Sieg zu verschaffen, mußte sich bei der Produktion noch der fatale Umstand ereignen, daß Herr Tanzler, der so tüchtige, feste Musiker, im Accompagnement bei jeder Arie einmal fehlte. Die Ursache dieses Versehens lag zwar einzig und allein in der körperlichen Ermüdung und Gemüthsverstimmung; Luise aber wußte die Sache zu drehen; sie wälzte alle Schuld auf die Zerstreuung des von den Sängerinnen bezauberten Herrn Gemahls, der hierüber genug zu leiden hatte.

Die Virtuosen verließen am Tage nach der Akademie die Stadt, und fanden nicht einmal ein freies Stündchen zu einem Abschiedsbesuch bei Herrn Tanzler, dem sie nur einige Zeilen mit dem genügenden Honorar zusandten. Luise zeigte sich so heiter, daß dem Gemahl nicht die geringste Veranlassung zu einem Verdachte, noch weniger zu einem Vorwurfe, übrig blieb; sie aber setzte ihre systematische Feindseligkeit ohne Unterbrechung fort. Zeigte sich der Gemahl von den viertägigen Strapatzen ermüdet und über die häuslichen Leiden verstimmt und mißmuthig, so erklärte sie dies für Melancholie unerlaubter, schuldbewußter Liebe. Sich selbst stellte sie im Lichte siegreicher Unschuld dar, die nicht einmal fehlen konnte, da die vier musikalischen Genies über Berg und Thal waren, die beiden Zauberinnen aber, im Städtchen festsitzend, immerzu gefährlich blieben, die Versucherinnen reizend und der Versuchte schwach war.

Der weibliche Feldherr ließ nicht ab, den in Blokade-Zustand Erklärten in seinem Jammer festzuhalten, welchem nun, da er immer nur hören und nicht erwiedern konnte, eine trostlose Traurigkeit ergriff. Luise fing nun an, mit dem Gequälten ein inniges Mitleid zu fühlen, und als ihm nun einmal wieder die inhaltschweren Worte: „Verfluchte Eifersucht!" entschlüpften, bot sie alle Liebenswürdigkeit und Zärtlichkeit auf und sicherte ihm Verzeihung unter der Bedingung zu, daß er von nun an weder sie mit seiner grundlosen Eifersucht quälen, noch ihr gegründete Ursache zur Eifersucht geben wolle. Herr Tanzler bequemte sich,

Abbitte zu thun, Ehrenerklärung und feierliche Zusicherung zu geben.

Eine lebhafte Umarmung und drei feurige Küsse besiegelten das Bündniß des ewigen Friedens.

Nachdem die Vierfürsten im Reiche der Tonkunst Abschied genommen hatten, fingen die Bewohner des in chaotische Verwirrung gerathenen, ganz toll gewordenen Städtchens an, wieder zur Besinnung zu kommen und zur alten Ordnung der Dinge zurückzukehren; doch ließ sich immer noch ein Nachklang dessen, was da war, vernehmen. Die jungen Herren wollten durchgehends genial sein, Lions vorstellen und genannt werden. Die Genialsten und Kühnsten unter ihnen, sich einer ausgelassenen, wilden Melancholie hingebend, ließen sogar hier und da etwas von Weltschmerz und Zerrissenheit fallen, und Fragen aller Art wurden gestellt, Herzens-Schwefel-Fragen, Geist-Betäubungs-Opiat-Fragen, Geldglücks- und Geldmangels-Unglücks-Fragen u. s. w. Man hörte in allen Salons, in allen Vereinen tausend neue Fragen ohne eine vernünftige Antwort. Das Fragen war so in die Mode gekommen, daß Jeder, der nicht fragte, ein hinter dem Geiste der Zeit Zurückgebliebener war. Die Rathsherren waren von den Geistern der Töne so besessen, daß sie in seliger Wonnetrunkenheit ihre Vorträge zu singen anfingen. Die Frauen und Mädchen schwärmten im Mondschein wie im Sonnenschein, und seufzten den Virtuosen nach, deren Gestalten und Fan-

tasien ihnen in die Küche und in die Kirche folgten. Väter und Mütter befahlen ihren Söhnen und Töchtern, Virtuosen zu werden.

Der philosophisch-ästhetische Spiel-, Eß- und Trink-Verein, der während der kurzen Genie-Periode ganz in Vergessenheit gerathen war, zog seine verirrten Kinder mit liebenden Mutterarmen wieder an sich, und sämmtliche Mitglieder fanden sich, doch etwas genialer gestimmt, als ehmals, wieder ein. Auch unsere vier Eifersuchtshelden erschienen und setzten sich an den alten Tisch, wo Jeder seinen vorigen Platz einnahm.

Am ersten Abend drehte sich das allgemeine Gespräch einzig und allein um das Kunst- und Geniewesen. Man hörte von allen Seiten die Fragen: „Was ist Kunst? was ist Genie? Was ist die Aufgabe des Künstlers?“ Der Wirth sagte mit seiner gewöhnlichen trockenen Manier: „Die den Künstlern und den Wirthen gemeinschaftlich eigene Aufgabe besteht — im Geldeinnehmen.“ Dieser kühne Mann, erboßt über die dunkeln Tage der leer gebliebenen Vereins-Lokalität, war der Einzige, der es wagte, eine der Fragen des vielfragenden Jahrhunderts zu beantworten. Die Gäste belachten den Einfall und blieben einander die übrigen Antworten schuldig.

Am zweiten Abend war das Kunst- und Geniewesen schon in den Strom der Vergessenheit gefallen. Die Gäste kamen wieder auf ihre alten Lieblingsgegenstände, ihre alten Leiden und Freuden. Die vier Eifersüchtigen klagten einander zuerst, daß man sich im Städtchen über sie lustig mache,

sogar lächerliche Geschichten von ihnen erzähle, ohne daß man eine Spur finde, wie denn solche eheliche Mysterien in den Mund der Profanen kommen können. Der sympathetische Schmerz öffnete die Herzen der Gekränkten und führte dahin, daß Jeder von ihnen den drei Übrigen seine häuslichen Leiden mittheilte. Jeder fand, daß er zwar Recht und die Frau Unrecht habe, daß aber die Eifersucht eine verwünschte Sache sei. Die Frauen seien, im Ganzen genommen, nicht so böse, als man glauben sollte; man müsse daher eine gewisse Schonung gegen sie beobachten, wie jeder Stärkere gegen den Schwächeren. Übrigens sei es auch gewiß, daß man in der Welt durch die Güte mehr ausrichte, als mit aller Strenge. Am besten thäten die Männer, ihre Frauen so zu behandeln, daß es diesen gar nicht einfallen könne, an eine Emanzipazion zu denken, sondern, daß sie unwillkürlich bei der heiligen Sitte der guten, alten Zeit bleiben müßten, wo es ohne Emanzipazion recht glückliche Ehen gab.

Nun nahm der Theaterdirektor das Wort, und erzählte die Geschichte seiner Leiden und der sonnenklar erprobten Unschuld seiner Frau, die ihm selbst endlich den besten Aufschluß über den Quell seiner thörichten Eifersucht gegeben habe, der kein anderer sei, als die zu geringe Meinung von sich selbst. Fest entschlossen, künftighin besser von seiner eigenen Person zu denken, werde er dann auch besser von seiner Frau denken, und sobald er sich ihrer Liebe werth achte, auch ihrer Liebe gewiß sein. Der Mann, der sich selbst geringschätzt, verliere dadurch die Achtung und gute

Meinung seiner Frau, und dieses niederdrückende Gefühl mache ihn verzagt und mißtrauisch. Er zittere dann vor dem Gespenste, das sein eigener Wahn erschuf. Wer sich selbst für nichts hält, der sinkt auch endlich zum Nichts herab. —

Doktor Kauz gestand offenherzig, daß er nun einsehe, er habe durch seine grundlose Eifersucht dem Engel von einer Frau ein himmelschreiendes Unrecht angethan. Diese unselige Leidenschaft könne den Himmel der Ehe in eine Hölle und die beste Frau in die böseste verwandeln. Überdies sei die Eifersucht auch das unnützeste Ding auf der Welt, indem sie, gegen die Schuldlose wüthend, ein sträflicher Frevel sei, die Schuldige aber hartnäckig und zur schlauen, heimlichen Sünderin mache.

Hauptmann Unstern klagte sich an, daß sein Hang zur Eifersucht einzig auf der schlechten Meinung beruhe, die er von dem weiblichen Geschlecht überhaupt hegte; nun sehe er aber ein, daß er, so wie manche Männer, zu dieser ungerechten Ansicht nur dadurch gekommen sei, weil er ehmals, eitel, veränderlich, eroberungssüchtig und selbst keiner wahren Liebe fähig, in dem schönen Geschlechte nur Gegenstände des Vergnügens suchte, die Schwachen bethörte, die Edleren und Festgesinnten mied, die Liebe nur zu einem Spiele und die Treue lächerlich machte, endlich an keine Tadellose mehr glaubte und in den Männern nur arge Schelme seines Gleichen erblickte. Sein Wahnsinn hätte beinahe das Leben seiner engelguten Frau untergraben. Nun eines Bessern überzeugt, sei sein Wahlspruch „Ehret die Frauen!“ Das

eheliche Glück könne durchaus nur als bedingte Wechselwirkung gedacht werden.—

Der Klaviermeister trat nun ebenfalls in der Rolle eines Anwalts und Vertheidigers seiner Ehehälfte auf, und bemerkte am Schlusse, man müsse sich um so mehr hüten, eine Schuldlose mit der Eifersucht zu quälen, weil dadurch ein leibhafter Engel ein wahrer Satan werden könne.

Die vier Männer gaben sich nun die Hände darauf, dem bösen Geiste der Eifersucht zu entsagen, und bestimmten, daß der Bund über das Rezidiv jedes Einzelnen als Vormund und Schiedsrichter zu wachen habe. Sie erhoben sich dann von den Sitzen und brachten ihren wackeren Frauen einen herzlichen Toast; zugleich wurde beschlossen, am nächsten Abend in einem eigenen Zimmer des Gasthofes mit ihren Frauen ein fröhliches Friedensfest des ungetrübten ehelichen Glückes zu begehen.

Friedensfest und Finale.

Am nächsten Abend saßen die vier Ehepaare am hell erleuchteten, mit Blumen geschmückten Tische, die Frauen zierlich gekleidet wie Bräute, hold und anmuthig, die Männer höchst fröhlich und zuvorkommend, alle zusammen wonnetrunken, zum Theile auch in glücklicher Unwissenheit, indem den Frauen die eigentliche Veranlassung des Festes, den Männern aber das Systemwesen und die Heilmethode der Frauen unbekannt war.

Als die Gespräche immer lebhafter, die Unterhaltung immer fröhlicher wurde, hielten die galanten Männer es für Pflicht, nicht nur Jeder seiner eigenen Lebensgefährtin, sondern auch den drei Übrigen zu huldigen, ihren Geist und ihre Schönheit preisend. Mit immer schmeichelhafteren Worten, mit immer freundlicheren Blicken, mit immer steigender Aufmerksamkeit, unterhielt der Theaterdirektor die Frau Klaviermeisterin, der Klaviermeister die Frau Hauptmännin, der Hauptmann die Frau Doktorin, der Doktor die Frau Theaterdirectrice. Plötzlich trat eine allgemeine Pause ein. Jeder Ehmann glaubte in dem Augenblicke in dem Andern einen unerwarteten Nebenbuhler zu entdecken. Der böse Dämon schien über ihren Häuptern hinzufliegen. Ein Verstörter fixirte den Andern mit argwöhnischen, finstern Blicken. Die Frauen erriethen mit dem ihnen angebornen Beobachtungsgeist, was in dem Innersten der Männer vorging, und brachen zugleich in lautes Gelächter aus. Die Männer erwachten darüber wie aus einem bösen Traume; der Theaterdirektor aber rief: „Einer auf den Andern eifersüchtig? Das hätte noch gefehlt!" — Er hob sein Glas empor und rief: „Das erste Rezidiv, aber auch das Letzte! Danken wir dem Himmel dafür, indem wir dadurch die Eifersucht nun auch von der lächerlichen Seite zu sehen bekommen! Von nun an Vertrauen für Vertrauen und Liebe um Liebe! Es leben die Frauen!" —

Die Gläser wurden geschwungen und dreimal erscholl der Ruf: „Es leben die Frauen!" — Diesen Abend feierten

die Glücklichen noch durch manches Jahr, bis der Tod die Hälfte der Theilnehmer abgerufen hatte. —

Als Epilog erlaube ich mir nur noch beizufügen:

Käme etwa irgend eine schuldlos Gequälte einmal auf den Einfall, eine jener vier Heilmethoden zu versuchen, so prüfe sie vor der Wahl des Mittels nicht nur den Charakter des Ehegenossen, sondern auch ihren eigenen sehr genau, sonst würde sie das Übel nur noch ärger machen.

Fleiß und Faulheit.

Eine Geschichte nach Hogarth's Bildern.

I.

Das Gewebe der Menschen und des Schicksals. Lebens-, Schlaf- und Todes-Gesichter.

Der Leser tritt in eine Stube, in welcher mehrere Weberstühle vor uns stehen. Natürlich erweckt dieser Anblick den Gedanken an die vielen und vielartigen Gewebe, die uns von der Wiege bis an's Grab umschlingen. Unsere Väter fielen in das Gewebe, welches das schöne Geschlecht dem starken flicht; dieses niedliche Gewebe von zarten Händen verdient aber Ruhm und Ehre, denn Schiller ruft uns zu:

»Ehret die Frauen!
Sie flechten und weben
Himmlische Rosen in's irdische Leben.«

Nicht so lieblich sind die Netze, welche die Frauen den Frauen, die Männer den Männern weben; denn was dort das Werk der Liebe war, ist hier gewöhnlich das Werk des Hasses, der Falschheit, der Hinterlist oder irgend einer bösen Leidenschaft. Der Seidenwurm webt sich selbst das Todesgewebe, so wie der Tod uns Menschen das lebenzerstörende Gewebe über den Kopf wirft.

Der Dichter webt aber ein Gewebe, in welchem die lichten Fäden mit den dunkeln abwechseln, und er folgt hierin dem größten aller Webekünstler, — dem Schicksal, dessen bunte Lebensgewebe uns arme Eintagsfliegen bald mit Entzücken, bald mit Verzweiflung erfüllen.

Und so sind denn auch die Helden dieser Geschichte zwei Webergesellen, deren im höchsten Grade kontrastirende Lebensgewebe den Beweis liefern, daß das Schicksal zwar die Lebensgewebe macht, der Mensch aber selbst doch immer die Fäden dazu liefert.

In der Stube sitzen zwei Webergesellen; jeder vor seinem Webestuhle, doch mit dem Unterschiede, daß der Eine wacht und arbeitet, der Andere schläft, folglich nichts thut. Wir wollen zuerst den schläfrigen Faulhans betrachten.

Der Kopf des schnarchenden Schläfers liegt auf dem Bauche eines grünen Bierkruges. Der Inhalt des geleerten Kruges hat den Kopf betäubt. Die Hand des linken Armes, der sich auf den Ellbogen stützte, hält eine Tabackspfeife. Bier und Rauchtaback waren also die narkotischen Kräfte, durch welche Faulhans heute, wie gewöhnlich, den Übergang von der Arbeit zur Faulheit, und von dieser zu einem schweren dicken Schlafe bewirkt hatte. Ein Kätzchen, welches neben ihm mit einem auf der Erde liegenden, schon halb zerfetzten Wanderbüchlein sehr eifrig spielte, scheint auf die Trägheit des blöden Siebenschläfers eine bittere Satyre machen zu wollen.

Werfen wir einen Blick auf sein Gesicht hin, auf dessen festgeschlossene Augen, obschon es dem Fenster zugewendet

lag, die einfallenden Sonnenstrahlen nicht den geringsten störenden Eindruck machten, so drängt sich uns der Gedanke auf, daß sein Geist — wenn man anders das Bischen Lebenssalz, welches den Körper eines solchen Menschen vor der Verwesung hütet, so nennen darf — eben so wenig empfänglich für das Licht war.

Sein Gesicht aber lieferte den Beweis, daß die Gesichter guter und edler Menschen durch den Schlaf und den Tod verschönert, jene der Nichtswürdigen aber, durch Beide, noch häßlicher werden.

Das Gesicht unsers Faulschläfers glich, wie die meisten Gesichter gedanken- und gefühlloser, bösartiger Taugenichtse, einem rohen Teige, der noch gar keine Form bekommen hat; es zeigt keine Spur von irgend einem Ausdrucke, und ist ein nichtssagender Klotz. Wenn aber der Eigenthümer eines solchen nicht An- sondern Ungesichtes schlafend auf dem Bett, oder todt im Sarge liegt, dann schielt erst das armselige innere Licht, wie die Sonne durch dichtes Gewölk seitwärts mühsam hervorschießt, auf den Gesichtsteig, und gibt ihm doch einigen Ausdruck, aber welchen? den Ausdruck von Verstocktheit, Starrsinn, Trotz und Bösartigkeit.

Wir wenden uns von der Schlaflarve des häßlichen Faulhans, und schauen lieber auf den wackern Rührig, der, emsig arbeitend, an einem andern Webestuhle sitzt.

Man sagt, das längere Hinblicken auf eine grüne Grasfläche stärke die Augen; verweilendes Anschauen eines guten lieben Menschen-Gesichtes, glaub' ich, wirkt auf unser Sehwerkzeug noch stärkender und noch wohlthuender. Rührig's

Gesicht war wirklich von der Art, daß man es jedem Menschenauge als ein probates Augenstärkungsmittel empfehlen konnte. Die Haut dieses Gesichtes war eben so rein, als das Herz, das aus jeder Miene hervorleuchtete. Es war keineswegs unter die eigentlich schönen Gesichter zu rechnen, aber es gewann die Zuneigung und das Vertrauen eines Jeden, der es anschaute auf den ersten Augenblick, indem man auf demselben mit deutlicher Schrift zu lesen glaubte: „Ich denke nur das, was mir die gesunde Vernunft eingibt; was in mir vorgeht, darf jeder Mensch wissen; betriegen will ich Keinen, aber lieben möcht' ich Alle. Ich arbeite gern, ich bete gern, und ich bin gern froh. Mein Schlaf ist ruhig. Traue mir!"

Die gesunde Farbe dieses Gesichts verkündigte die Gesundheit des Leibes, in dem eine eben so gesunde Seele wohnte.

Etwas, das mir an dem guten Jungen noch insbesondere gefällt, ist, daß er mit dem größten Eifer ein so ruhiges Wesen verbindet, und bei aller Anstrengung recht vergnügt aussieht. Der Segen der Arbeit liegt aber darin, daß man nicht blos arbeitet, sondern gerne arbeitet; für Viele aber ist das Arbeiten nur eine Art von Nothstall und Zwangsanstalt, welche sie, wo nicht laut, doch gewiß insgeheim verwünschen. Sie gleichen dem Mühlrade und dem Windmühlflügel, die sich nur dann bewegen, wenn sie vom Wasser, oder vom Winde getrieben werden.

Ein vermischtes Mißfallen und Wohlgefallen, welches dem meinigen und vielleicht auch dem des Lesers gleicht, empfand auch der Webermeister, der, auf der Thürschwelle ste-

hend, bald auf den schlafenden Faulhans, bald auf den arbeitenden Rührig hinblickte.

Er glich einem Schiffe, welches von zwei entgegengesetzten Winden in die Mitte genommen und bald auf die eine, bald auf die andere Seite hingeschleudert wird. So faßte den guten Mann jetzt der Westwind des Vergnügens über den braven Rührig, dann der Nordwind des Zornes über den Taugenichts Faulhans. Endlich wurde der Nordwind Sieger; der Meister that einen wahren Salto mortale in die Stube, und ergriff das borstig-röthliche Haupthaar des Siebenschläfers mit solcher Gewalt, daß die Spitzen elektrische Funken zu sprühen schienen, und der Gerüttelte auch mit einem solchen Geheule aufsprang, als ob ihm der Kopf brenne. In dieser wilden Feuersbrunst war der erboßte Bursche eben im Begriffe, am Meister das Wiedervergeltungsrecht auszuüben, als dieser glücklicher Weise einen ledernen Beutel aus einer Seitentasche der grünen Schürze hervorzog, das Entlassungsurtheil verkündigte, den Wochenlohn aufzählte, und den durch den Anblick des Geldes schnell besänftigten Delinquenten zur Thüre führte, dann plötzlich, in den vergnügtesten Mann verwandelt, mit freundlich leuchtenden Augen zurückkehrte, und, sich die Hände reibend, nichts sagte, als: „Gott sei Dank! Das Unkraut wäre ausgejätet!" Hierauf nahm er Rührig's rechte Hand, schlug ein, und sprach: „Wenn's Gottes Wille ist, so trennt uns nur der Tod!" —

II.

Harmonie der Stimmen und der Herzen.

Ein schöner Sonntagsmorgen stieg, mit seinem festlichen Purpurkleide geschmückt, am Himmel herauf. In dem reinlichen Städtchen herrschte eine feierliche Stille, welche nur hie und da durch wohlklingendes Geläute der drei Glocken im Thurm der Hauptkirche, oder durch die über das unebene Steinpflaster hinschallenden Schritte und Grüße der Wandelnden unterbrochen wurde.

Auf dem Platze vor dem Hause des Webermeisters West stand eine einspännige Kalesche, und vor der Kalesche der Webermeister selbst, dem man es ansah, daß ihm etwas am Herzen liege, indem er schon ein paar Mal in den Wagen einsteigen wollte, jedesmal aber wieder den gehobenen Fuß zurückzog. Endlich erblickte er in einiger Entfernung den guten Rührig, welcher in seinem besten Sonntagsstaat einherschritt. West, über diese Erscheinung in plötzliche Freude versetzt, winkte und rief ihn mit größter Lebhaftigkeit zu sich. Rührig eilte herbei und grüßte ehrerbiethig. West schüttelte ihm die Hand und sagte, den Jüngling mit innigem Vergnügen aufschauend:

„Ei, wie schön Du bist! Dabei fleißig und fromm! Aus Dir kann schon etwas werden. Du kommst mir aber wirklich recht erwünscht und wie gerufen. Ein dringendes Geschäft nöthigt mich zu einer Reise in die Umgegend; ich werde erst Abends zurückkommen. Mein Weib ist unwohl, kann nicht ausgehen. Meine Tochter, so ein sittsames,

solides Mädchen sie auch ist, lasse ich nicht gerne allein in die Kirche gehen; es ist nicht schicklich, könnte auch leicht mißdeutet oder bekrittelt werden; das weibliche Geschlecht kann es mit dem, was man anständig heißt, nie zu genau nehmen. Du, mein lieber Rührig, stehst bei Alt und Jung im besten Ruf; ich bitte Dich also, heute bei meiner Regina Vater- und Mutterstelle zu vertreten. Du sollst sie zur Kirche führen, während des Gottesdienstes bei ihr bleiben, sie dann wieder nach Hause geleiten und der Mutter übergeben. Verrichte Alles mit Deiner gewöhnlichen Genauigkeit und guten Art!" —

Mit diesen Worten stieg Herr West in die Kalesche, mit welcher der rennlustige Schimmel fortflog. Rührig stand einige Minuten mit hochrothem Gesichte vor der Hausthür, um sich in seiner freudigen Überraschung zu fassen; dann öffnete er sie leise, ging zur Mutter, die ein weißes Tuch um die Stirne, in einem wohl gepolsterten Lehnstuhle saß, und verkündigte ihr den vom Vater erhaltenen Auftrag. Die stattliche Frau bezeigte ihm darüber ihr Vergnügen, belobte ihn wegen seines guten Betragens überhaupt, und rief der im Nebenzimmer beschäftigten Regina zu: „Zieh das himmelblaue Kleid an, und mache Dich zum Kirchgange fertig!" —

Nach einer kleinen Viertelstunde, während welcher die unpäßliche Frau Webermeisterin dem aufmerksamen Rührig viel von ihrer vortrefflichen Hausapotheke und deren probaten, selbst zubereiteten Hausmitteln erzählt hatte, erschien endlich Regina. Das Rauschen des him-

melblauen Seidenkleides, der schlanke, edle Wuchs und der sittsam schwebende Gang der Jungfrau gaben der holden Erscheinung etwas Feierliches. Der Blumenstrauß am züchtig verhüllten Busen glich einem lächelnden Genius, der vor dem Eingange in einen Tempel steht. Die zarten Finger der rechten Hand hielten ein Gebetbuch mit schwarzem Sammteinbande. Aus dem ruhigen, klaren Auge sprach ein stilles Gemüth und ein reines Herz. So küßte Regina zuerst die Mutter, dann begrüßte sie den sich tief verbeugenden Rührig, dem es bei ihrem Anblicke vorkam, als ob jetzt das rosenfarbene Licht des Maimorgens in das Zimmer plötzlich hineinzuleuchten anfinge.

Die Mutter verkündigte der Erröthenden den Auftrag des Vaters, und Rührig setzte lächelnd hinzu: „Heute kann ich es fürwahr gegen alle Welt recht hoch geben, Jungfrau Regina, da mir die Ehre zu Theil wird, an Euch Vater- und Mutterstelle zu vertreten.“ —

Somit verließ das holde Paar die Stube und ging zur Kirche, wobei sich's Rührig nicht nehmen ließ, Reginens Gebetbuch zu tragen, obschon es in seiner Hand zu glühen schien.

In der Kirche angelangt, setzten sie sich in den, dem Webermeister und seiner Familie eigenen Betstuhl.

Wie nun das Kirchenlied begann, hielt Rührig das Gesangbuch zu beiderseitigem Gebrauche, jedoch immer sorgfältig bemüht, das Buch und seinen Kopf so zu halten, daß Regina die Zeilen im besten Lichte sehen und am bequemsten vom Blatte weg lesen konnte. Ihr frommes Herz war ganz

in die Andacht versunken; nur ein einziger, zwar weltlicher, aber doch sehr unschuldiger Gedanke flog ihr manchmal durch die Seele, wie ein weißer Schmetterling durch den blauen Luftraum, der Gedanke: „Rührig ist doch recht gut!“

Hörte man so die reinen, wohlklingenden Stimmen des Pärchens, die in den lieblichsten Einklang zusammenschmolzen, so mußte man aus dieser Harmonie der Stimmen beinahe auf eine Harmonie der Herzen schließen, woraus dann gar leicht die verwandte Idee folgte, daß Ehen im Himmel geschlossen werden, und dies wohl auch gegenwärtig seine Anwendung finden dürfte, obschon weder Regina noch Rührig sich davon etwas träumen ließ.

Ich würde mich jetzt glücklich preisen, wenn ich ein Schriftsteller aus einem frühern Jahrhundert wäre, denn ich dürfte dann geradezu erzählen, daß zwischen diesen beiden engelreinen Wesen wirklich ein Engel stand, der mit einem von Wohlwollen und Entzücken verklärten Antlitz auf sie hinschaute, und welchen sie zwar nicht mit Augen sahen, aber dessen Gegenwart um so mehr in ihrem lichten Innern fühlten. Leider aber erscheinen die Engel in unserm Jahrhundert nicht, und ach! wir bedürften doch ihrer Erscheinung mehr als je. —

Indem die beiden jungen Leute jetzt mit freundlichem Ernste nach Hause gingen, konnte man sie wahrhaftig einen personifizirten, schönen Frühlings-Sonntagsmorgen nennen.

So ungerne ich sie verlasse, muß ich mich doch jetzt von ihnen trennen, da sie schon dem Hause des Webermeisters sich mit immer langsameren Schritten nähern, und muß den

Leser zwingen, mit mir ohne weiters nach der Pfarrkirche umzukehren um das Gegenstück von jenen Beiden anzusehen, welches auf ihn eben so wie auf mich selbst, einen unangenehmen Eindruck machen wird.

III.

Die unterbrochene Spielpartie auf dem Kirchhofe.

Der Schauplatz, auf welchen ich den Leser nun hinführen muß, ist die Ruhestätte der rings um die Kirche herum begrabenen ehmaligen Einwohner des Städtchens, die sich in diesem etwas dunkeln Casino zur stillsten Reunion versammelt haben, wobei keine andern Refrescaden zu haben sind, als Eiben- und Hollunderblätter, Graswurzeln, Thau- und Regentropfen in Blumenkelchen; die Sternen-Gasbeleuchtung und die argandische Mondlampe soll sich über den nächtlichen Gemächern besonders gut ausnehmen, wobei die versammelten Gäste, wie man sagt, um Mitternacht in langen Talaren von glänzend weißem Silberstoff zu erscheinen pflegen.

Dieses in Form eines länglichen Viereckes erbaute Casino hat auf jeder Seite einen Eingang. Jede der vier Pforten hat eine sehr einfache Überschrift, die erste heißt: „Kirchhof" — die zweite: „Friedhof" — die dritte: „Freihof" — die vierte: „Gottesacker." In dem Statutenbuche der stillen Reunion werden diese lakonischen Überschriften auf folgende Weise erklärt:

Kirchhof ist in der Bedeutung analog mit dem Worte Hof in verschiedenen andern Zusammensetzungen, z. B. Maierhof, weil in Beiden, ferne vom lauten Menschengetümmel, ein eigentliches Stillleben herrscht. Auch umgeben die Erdschichten der Begrabenen die Kirche, wie ein nächtliches Trauergewölk den Mond umzieht und einen sogenannten Hof um ihn bildet, daher es wohl einen Mondhof, aber keinen eigenen Hofmond (wie z. B. Hofjuweliere ꝛc.) gibt, und ein solcher Mondhof über einem Kirchhofe die eigentliche Hoftrauer ist, welche der Mond für die Todten zu tragen scheint. Ein Kirchhof ist auch die schönste Vereinigung von Edelhof und Bauernhof, und erinnert dabei an den Hofdienst des Himmels nach dem Frohndienst der Erde. Vor Allem aber ist ein Kirchhof die eigentliche Hofhaltung des Todes, dessen Hofstaat, wenn nicht der glänzendste, doch gewiß der größte ist. Wer vermöchte es, alle die Hofdamen und Hofkavaliere dieses Gebieters von Ost, West, Süd und Nord zu zählen! Der Todtengräber ist sein Hof- und Feldmarschall, der Uhu sein Hofkapellmeister, der Wurm sein Hofkoch, die Erde seine Hofküche, und jeder Kammerherr hat seine eigene Kammer. Manche Hofchargen versieht dieser gewaltige Potentat aber gerne selbst; so z. B. ist er sein eigener Haushofmeister, sein eigener Hofdichter (besonders berühmt als Verfasser von Geisterromanen, Spuck- und Gespenstergeschichten, Visionen, Nachtgedanken u. s. w.) als sein eigener Oberhofpostmeister der eifrigste Beförderer der Eilposten in jene Welt, sein eigener und zwar ausge-

zeichneter Hofprediger der Vergänglichkeit alles Irdischen, sein eigener Hofrichter in Ehescheidungs- und andern Trennungs- und Auflösungsprozessen, sogar sein eigener Hof-Taschenspieler, als welcher er eine vorzügliche Fertigkeit im Escamotiren besitzt, und mit außerordentlicher Schnelligkeit Menschen unter die Erde versteckt oder Lebendige in Leichen, und Leichen in Geister verwandelt. Als Hofschauspieldirektor muß ihm das ganze Erdenpersonal gehorchen, und er ist dabei so launenhaft, daß er oft den besten Schauspielern am ersten den Abschied gibt, und die schlechtesten ihr Unwesen am längsten treiben läßt, bis er, der auch sein eigener, abscheulicher Hoftrompeter ist, vor dem Schall einer Himmelsposaune erschrickt, sein eigenes Reich im Stiche läßt, und der ganze auferweckte Hofstaat der Vielschläfer, neu verjüngt und wunderschön gekleidet, davon fliegt, um beim Himmelsfest der Ewigkeit zu erscheinen.

Das Wort Hof behauptet sich auch in den Doppelwörtern Friedhof und Freihof, die uns eine Befreiung von allen irdischen Leiden des Körpers und der Seele verkünden, und den Trost geben, daß so, wie man an diesem Orte der Asche in der Erde die Ruhe gönnt, welche dem armen hin- und hergestoßenen Menschen über der Erde versagt war, auch der von seinen Mängeln und Qualen befreite Geist in das Reich des ewigen Friedens eingegangen ist.

Die Benennung Gottesacker läßt sich zweifach deuten. Ein Feld, auf welchem der vom Tod ausgestreute Same zum ewigen Leben reift, eine Himmelsernte! Oder eine

Flur, auf welcher nur die heilsamsten Seelenpflanzen wachsen: erhabene Gedanken und fromme Empfindungen. Auch gedeiht hier so manche schöne Blume: das holde Vergißmeinnicht an unsere lieben Todten, die Passionsblume, die uns für irdische Leiden den Lohn jenseits verheißt, die Sonnenblume, die sich stets nach der ewigen Geistersonne wendet, die Maiglöckchen eines unvergänglichen Frühlings, die brennende Liebe zu Gott, die Butterblume der Vergänglichkeit, die ein Hauch zerstäubt, die Irisblume als Regenbogenbild des himmlischen Friedens, die weiße Lilie der Seelenreinheit, die Jerichorose des Wiederauflebens vom Tode, das Veilchen der christlichen Demuth, die Zeitlosen der Unendlichkeit, die Balsamine für wunde Herzen, die immerblühende Rose der ewigen Seligkeit u. s. w. Wohl dem, der sich gerne Kränze von solchen Kirchhofblumen windet! —

Wir wenden uns nun zu den Grabmälern, besonders zu den prächtigen und prunkenden, an welchen dieser Kirchhof so reich geschmückt ist, daß selbst der Tod, obschon er alles Irdische zerstört, sich dennoch den Flitterstaat der Eitelkeit gefallen lassen muß, was denn einen reichen Stoff zu einer Betrachtung über Gräberlügen und Lebenswahrheiten und nebenbei einen Beweis liefert, daß der Mensch selbst da noch prahlt und lügt, wo er eigentlich weder prahlen noch lügen kann, indem der Haupt-Satyriker Tod jede seiner Prahlereien und Lügen mit den bittersten

Sarkasmen züchtigt, oder jeder Lüge sogleich zuruft: „Das ist nicht wahr!" —

Die Inschriften der Leichensteine sprachen von Tugenden, welche manche der darunter Modernden kaum dem Namen nach gekannt hatten; sie sprachen von dem Schmerze der Hinterlassenen, die vor Freude jubelten, als der reiche Erblasser die Augen schloß; sie sprachen von den Thränen der Witwen, aber nicht davon, daß es Paradethränen waren, welche die Weinenden vergoßen, weil sie ihre schönen Augen den bewundernden Augen der Welt präsentiren wollten, und wußten, wie schön das Weinen einem schönen Gesichte steht. Der Lapidarstyl*) mancher Grabmäler paßte zu manchem steinharten Herzen, welches darunter gelegt wurde, vortrefflich. Der Stolz der Reichen und Vornehmeren wird hier einen Stoß erleiden, wenn er auf die beiden Beinhäuser hinschaut, wo hohläugige Schädel und Gebeine kreuzweise aufgeschichtet sind; aber auch hier zeigte sich dasjenige, was wir im Leben täglich sehen, nämlich, daß sich ein Kopf (mit oder ohne Augen und Haar) immer über den andern erhebt.

Auf einem Monumente erscheint der Knochenmann mit einer gewaltigen Sense, und auf der untern Marmorplatte zeigen sich die Worte: „Hier liegt." — Die übrigen Worte sind nicht zu lesen, denn auf ihnen liegt, im buchstäblichen Sinne, der — Faulhans mit drei andern

*) Den schönen Leserinnen, denen die lateinische Sprache fremd ist, flüstere ich in's Ohr, daß ein Stein lapis heißt, daher der Lapidarstyl kommt.

Spießgesellen, welche mit ihren Körpern die Schrift verdecken, indem sie, auf den Grabstein hingestreckt, Karten spielen, während in der Kirche der Gottesdienst gehalten wird.

Vor dem geselligen Kleeblatt zeichnet sich Faulhans auffallend aus; die Sense des Knochenmannes scheint ihn wie ein böses Vorzeichen, zu berühren.

Faulhans, von seinem Herrn aus dem Dienste weggejagt, war nun sein eigener Herr, und spielte diese Rolle so con amore, daß er sich seinem bösen Hange zum Spiele ganz überließ. Das Kartenspiel war auch der einzige Gegenstand, welcher den trägen Müßiggänger zur Thätigkeit aneiferte, daher er denn auch beschlossen hatte, keinen Dienst zu suchen, so lange er noch einen Häller in der Tasche habe.

Unter den Mitspielern behauptete Faulhans durch sein volles Gesicht, den wohlgemästeten Leib und die bessere Kleidung den Vorrang. Das Bewußtsein dieser Vorzüge flößte ihm auch einen gewissen brutalen Stolz ein, kraft dessen er sich anmaßte, im Spiel und über die Mitspieler den Dictator zu spielen.

Ärmlich und erbärmlich sahen die drei Kunstgenossen aus. Der Eine derselben ein Stiefelwichser, lag mit der Brust auf seinem Schmierkasten und auf einem Paar ungewichster Stiefel. Das grinsende Malefizgesicht wird noch mehr dadurch entstellt, daß es nur ein Auge hat, das zweite aber, dessen es vermuthlich bei einer Schlägerei beraubt wurde, mit einem schwarzen Pflaster bedeckt ist. Die zerlumpte Jacke, in deren Ärmel die neugierigen Ellbogen sich

Fenster gebohrt hatten, verkündigt den Lumpen; das farblose Beinkleid will nicht verheimlichen, daß es vom Schneidermeister ursprünglich für längere Füße geschaffen ward; das Halstuch fehlte, und der Hut war auf dem Schlachtfelde der Zeit vielfach durchlöchert worden. Eigene Stiefel schienen überflüssig, weil er im Nothfalle mit fremden disponiren konnte.

Der Dritte in diesem respectabeln Verein war ein Müllerjunge, dessen Kleidung vom Mehlstaube so schneeweiß leuchtete, daß man hätte sagen können, er sei in das Gewand der Unschuld gehüllt, wäre nicht auf dem Schelmengesichte das Gegentheil geschrieben gewesen. Der Vierte, ein Anstreichergeselle, hatte eigentlich mehr Farben als Kleider auf dem Leibe, denn die vielen Risse und Löcher, das Gesicht selbst nicht ausgenommen, waren, sei es zufällig oder vorsätzlich, mit bunten Pinselstrichen so übertüncht, daß er einer lebendigen Musterkarte oder einer practischen Farbenlehre, oder einer personifizirten Sammlung von Erzählungen aller Farben, oder einem ausgearteten weitläufigen Verwandten der Göttin Iris glich. Übrigens repräsentirte er an der table d'hôte des Todes hier die leibhafte gutmüthige Dummheit, die sich Alles gefallen läßt, und nicht einmal ahnt, wie übel man ihr mitspielt. Was ein Anderer beging oder fehlte, wurde ihm zur Last gelegt, und wenn er für das, was er weder gethan, noch gewollt, noch gedacht hatte, Scheltworte und Püffe bekam, so machte ihm dies so viel Spaß, daß er vor Lachen bersten wollte. Er gehörte übrigens zu jener glücklichen Menschenrace, auf welchen sich das

Sprichwort: „Hans kommt durch seine Dummheit fort" — im vollsten Umfange anwenden läßt.

Eben erhebt der stolze Faulhans seinen massiven Arm, um dem personifizirten Regenbogen eine derbe Maulschelle zu versetzen, als in demselben Augenblicke auf den emporgehobenen Arm des Austheilers ein noch derberer Streich von einem emporgeschwungenen Stock herabfiel, wie der Blitzstrahl aus dem heitersten Himmel. Der Besitzer und Director dieses Stockes war aber kein Anderer als der Bettelvogt, der hier als die strafende Gerechtigkeit erschien, nachdem er dem Unfuge des Kartenspiels auf dem Grabstein schon längere Zeit mit zornfunkelnden Augen zugesehen hatte. Jetzt riß der dünne Faden seiner Geduld, er hob den rächenden Arm und das hölzerne Schwert der Gerechtigkeit fuhr nieder, traf zuerst den maulschellirenden Faulhans, hierauf den Stiefelwichser, der sich um den Kameraden annahm, dann den vor Schadenfreude laut auflachenden Müllerjungen, zuletzt den Anstreichergesellen, welcher, die Flucht ergreifend, nur einen Streifschuß erhielt. Wie eine Schar Raben mit wildem Krächzen auseinander fährt, wenn ein Steinwurf sie schreckt, oder eine Katzen-Serenade, wenn aus der Höhe ein Wolkenbruch aus einem Dachfenster herabstürzt, so zerstäubte jetzt auch die Spielgesellschaft, und verließ das mit Karten, Stiefeln, Farbentöpfen u. s. w. bedeckte Schlachtfeld.

Der Bettelvogt sammelte die corpora delicti und schritt damit, bepackt wie ein Lastthier, und stolz, wie ein römischer Triumphator, nach dem Polizeihause.

IV.

Eheliche Harmonie. — Rührig's Erhöhung. — Die Vesuv-Nase. — Hund- und Katzenmoral.

Indessen war Herr West am Abende desselben Tages zurückgekommen. Seine erste Frage an die über die Stiege herab und ihm entgegenspringende Regina war: „Wie geht's der Mutter?" Und auf die Antwort: „Sie steht in der Küche," eilte der Webermeister mit den Worten: „Gott sei Dank!" die Treppe hinan, küßte seine Ehehälfte und zog sie mit sich in das Zimmer. Die wackere Frau befand sich wieder recht wohl und also auch recht gesprächig. Sie erstattete ihrem Eheherrn, der in jener Zeit gewöhnlich auch der Liebste war, treuen Bericht über die Tagsbegebenheiten, und verweilte am längsten bei der Erzählung von Reginens Kirchengang mit dem guten Rührig, mit dessen Lobe sie gar nicht zu Ende kommen konnte. Herr West hörte der freundlichen Erzählerin mit solchem Vergnügen und mit solcher Theilname zu, daß er manchmal das Weinglas einige Minuten in der Hand hielt, ohne es an den Mund zu setzen.

Wer mit dem, den Weibern eigenen Späherblick auf ihn so Acht gehabt hätte, wie Frau Margaretha, dem könnte es nicht entgangen sein, daß jetzt in Herrn West's Seele manche schon früher gehegte Lieblingsgedanken zu einem hohen Grad von Reife kamen.

In Frau Margarethens Gesichtszügen war dabei eine gewisse stille Freude zu lesen, welche zu sagen schien:

„Ich habe den Samen meiner Rede auf kein unfruchtbares Erdreich ausgesäet!"

Frau Margaretha gehörte im besten Sinne zu den Stillen im Lande. Sie erlaubte sich's nie, ihrem Manne anmaßend vorzudeklamiren, was er in diesem oder jenem Falle zu thun oder zu lassen habe; sie gab nur ihre Gedanken, Ansichten und Meinungen auf eine bescheidene Weise zu erkennen, ohne sie dem Zuhörer aufdringen zu wollen. West räumte ihr dagegen im häuslichen Rathe gerne Sitz und Stimme ein, und wenn er die verständige, wohlmeinende Frau manchmal auch nicht mit Worten lobte, so zeigte er ihr doch immer, daß sie ihre Worte nicht in den Wind geredet habe. Eine solche wackere Frau wirkt im Stillen, sittsam, nachgiebig und voll Hochachtung gegen den Gatten, oft mehr und sicherer, als eine Zänkische, Auffahrende oder Rechthaberische jemals erreicht. Sie spielt meistens die schöne Rolle einer Vermittlerin zwischen dem Vater und den Kindern, zwischen dem Herrn und seinen Dienstleuten, zwischen dem Gatten und seinen oder ihren eigenen Verwandten. Sie bescheidet sich, nach ihm die Erste im Hause zu sein, und ist eben deshalb die Erste in seinem Herzen. Bei einem solchen weiblichen Accompagnement des Mannes erklingt die reinste Harmonie eines glücklichen Ehe-Duetts.

Die guten Folgen der gemüthlichen Unterredung zwischen Herrn West und Frau Margaretha blieben auch nicht aus. Er ließ Rührig am nächsten Morgen zu sich in die Schreibstube rufen.

Da standen nun zwei treffliche Wesen einander gegen-

über. Herr West, ein Mann, edel und würdig, Rührig, ein unverdorbener guter Jüngling; die Seele des Letztern so rein, wie sie aus der Hand ihres Schöpfers kam, die Seele des Erstern so rein, daß sie jeden Augenblick vor Gottes Thron erscheinen konnte. Beide zeigten auch an einander ein so unverkennbares Wohlgefallen, daß sie sich wechselseitig mit Freude in die Augen sahen und ihre Seelen auf den Lichtstrahlen ihrer Blicke in einander zu fließen schienen. Wäre Herr West ein Mann vom galanten Ton der modernen Welt gewesen, so hätte er den Liebling, nachdem er ihn lange mit innigem Vergnügen betrachtet hatte, mit einer plötzlichen Aufwallung von Entzücken umarmt und sogar geküßt; Herr West war aber kein Freund von jenen theatralischen Extasen, Liebkosungen und schönen Redensarten, mit welchen gemachte Weltleute so verschwenderisch gegen alle Welt zu sein pflegen; er begnügte sich, die rechte Hand des wackern Jungen mit der seinigen zu drücken, und legte seine Linke sanft auf Rührigs Schulter. Dann sagte er: „Du frommer und getreuer Junge! Du bist bei dem Wenigen getreu gewesen; ich will Dich nun über Vieles setzen. Du sollst von nun an wie der Sohn im Hause gelten. Du sollst in mir einen Vater haben; Frau Margaretha wird Deine Mutter sein, Regina Deine Schwester. Hier liegen meine Handelsbücher; Du wirst von heute an die Rechnungen führen über Einnahme und Ausgabe. Hier ist der Beutel, aus welchem Du die täglichen Bedürfnisse des Geschäftes, den Lohn der Arbeiter u. s. w. bestreiten wirst. Hier sind die Schlüssel zu den Magazinen,

um die Fabrikserzeugnisse aufzubewahren oder zu versenden. Bücher, Beutel und Schlüssel seien die Insignien der Ehre, mit welchen ich Dich vor Gottes Angesicht hiermit bekleide."

Mit diesen Worten gab er dem Gerührten, dessen Augen über den glühenden Wangen voll Thränen standen, während Zunge und Kehle keines Lautes mächtig waren, einen kräftigen Handschlag, und setzte hinzu: „Rede nichts! denn erstens vermagst Du jetzt nicht zu reden, und zweitens lese ich in Deinen Augen Alles, was Du sagen möchtest, so gut, als ob es mit Fraktur-Buchstaben geschrieben vor mir läge!"

In dem Augenblicke trat ein Träger in's Zimmer, dessen Rücken mit einigen Ballen von neu verfertigtem Zeuge belastet war, das Produkt eines, unserm Rührig gelungenen glücklichen Versuches. Der Träger bewegte sich aber mit der schweren Last sehr leicht, denn sie war seiner kolossalen Figur nur ein Spiel; auch gab seine glühendrothe Purpurnase deutlich zu erkennen, daß er sich durch geistige Getränke für seine Arbeit hinreichend zu stärken, und den etwa vergossenen Schweiß durch häufigen Genuß von Flüssigkeiten reichlich zu ersetzen pflege. Die Nase, welche beinahe in rothen Flammen zu brennen schien, glich dem Krater eines Vulkans, von dem jeden Augenblick ein feuerspeiender Ausbruch zu besorgen war. Auf jeden Fall könnte man eine solche Nase wenigstens den Leuchtthurm des Gesichtes nennen. Der Eigenthümer dieses Pharus pflegte im nüchternen Zustande sehr freundlich und demüthig zu sein, im begeisterten aber stumm und

feierlich; nur die verglasten Augen sprühten Flammen der Beredsamkeit.

Herr West sagte zu Rührig: „Du hast die Schlüssel zu den Magazinen; beginne denn Dein neues Amt!“— Rührig schickte sich auch sogleich an. Herr West lachte laut auf, und bat den deklarirten Sohn, noch ein Bischen zu verweilen, indem mit der Purpurnase des Lastträgers auch eine Hundsnase in's Zimmer gekommen war, gegen deren zudringliches Beschnüffeln die Hauskatze eben sehr ernstlich protestirte.

„Sieh nur!“ (sagte West.) „Es ereignen sich tausend Dinge im alltäglichen Leben, die wir achtlos übersehen, obschon wir aus ihnen so Manches lernen könnten. Der Hund hier ist das Bild eines unbesonnenen Menschen, der sich überall die Nase anstößt. Er attakirt Andere, deren Eigenschaften er nicht kennt, will zur Unzeit scherzen, wo der Ernst waltet, oder traut sich Kräfte zu, die nicht hinreichen, und so muß er dann oft mit blutiger Nase abziehen. Die Katze ist dagegen das Sinnbild der Vorsicht und Aufmerksamkeit. Sie verachtet keinen Gegner, ist auch nie der angreifende Theil, beobachtet aber stets eine bewaffnete Neutralität. Besiegt sie ihren Feind nicht, so wird sie doch, weil sie stets auf ihrer Huth ist, nie unvermuthet überfallen, daher auch nie besiegt, indem sie, ohne die Niederlage abzuwarten, sich kämpfend zurückzieht, und sich dabei den Besitz des Terrains zu sichern weiß. Sieh nur! Unser Murner hat sogleich die Anhöhe des Koffers besetzt, und bildet sogar mit dem gekrümmten Rücken noch eine zweite Anhöhe, während er sich

mit bewaffneter Hand vertheidigt. Der Pudel lernt zu spät die Befestigungs- und Vertheidigungskunst seiner schönen Feindin kennen. Er schließt Frieden, und die Katze zeigt sich geneigt, den Traktat sogleich zu ratifiziren. Dieser kleine Streit kann sogar eine Anwendung auf die Begegnungsweise und Zwistigkeiten der beiden Hälften des Menschengeschlechtes finden."

Rührig ging lächelnd an sein neues Geschäft, ihm folgte der Lastträger, dem Lastträger der Pudel, auf dessen Nase die Katzenpfote wie ein Niespulver gewirkt hatte.

V.

Der Abreisende wider Willen.

Was ist ein Taugenichts? Ein Taugenichts ist eine Kreatur, welche zwar die menschliche Gestalt hat, ohne deshalb ein eigentlicher Mensch zu sein, eine Kreatur, welche auf der Gränzlinie zwischen Menschheit und Thierheit steht und keiner von Beiden angehört; eine Kreatur, die nicht weiß, worin das Glück des Lebens besteht, daher das Glück mit Füßen tritt, und ihr Leben geradezu dem Tode — oft sogar einem schmählichen Tode, in den Rachen wirft; eine Kreatur, welche sich selbst und Andern zur Last und zum Verderben existirt, eine Dissonanz, die erst durch ihre Auflösung zur Harmonie des Ganzen etwas beitragen kann.

Eine solche Kreatur ist unser Faulhans. Die Stockschläge, welche ihn auf dem Kirchhofe trafen, haben weder seine Trinksucht, noch seine Schlafsucht, noch seine Faulheit vermindert. Er blieb dem Bier, den Karten und Würfeln mit ganzer Seele (sofern er eine hatte) ergeben, und machte jeden Eck- und Leichenstein zu seinem Spieltisch, jeden Müßiggänger zu seinem Herzensfreund, so fern er ein Herz hatte und einen Freund haben konnte.

Ist indeß nur einmal ein Sumpf da, so finden die Kröten sich bald. Auf diese Art fehlte es dem wackern Faulhans nie — wenn auch an Freunden — doch nicht an guten Freunden, wo das arme Wörtchen gut, wie bei manchen andern Gelegenheiten, so viel als übel bedeutet. Bergaufgehen fordert Müh' und Kraft; langsam steigt man die Höhe hinan; bergab aber geht es leicht und schnell, oft so reißend schnell, daß Mancher, ehe er es vermuthet, in die Tiefe hinab läuft oder gar hinab stürzt. Gib dem Teufel ein Haar, und du bist sein mit Leib und Seele! Faulhans merkte bald, daß seine Tasche leer ward; diese Leere erzeugte in ihm eine Fülle von Gedanken voll Lug und Trug. Er spielte falsch, und die Finger, welche mit den Karten und Würfeln so gut zu manipuliren wußten, trieben ihre Kunst endlich so weit, daß sie fremdes Eigenthum in das Seinige verwandelten. Einige gesetzliche Verbesserungs-Versuche, wie z. B. Arrest, Prügel, Wasser und Brot, — brachten nicht die gewünschte Wirkung hervor, so daß die Ortsobrigkeit sich endlich genöthigt sah, den dienstlosen, fremden Schelm in seine Vaterstadt zurückzusenden.

Um dahin zu kommen, mußte sich Faulhans eine kleine Seereise gefallen lassen. Schmach und Elend standen ihm zwar jetzt in geringer Entfernung vor den Augen; er sah ihnen aber, wie muthige Soldaten der Gefahr, keck in's Gesicht. Ihn konnte nichts aus der Fassung bringen, wie es bei verstockten und petrifizirten Menschen häufig der Fall ist, bei denen ein gefühlloses Phlegma die Stelle der praktischen Philosophie vertritt, und eine unerschütterliche Gemüthsruhe erzeugt.

Schon stand das Schiff bereit, welches unsern Faulhans nebst einigen andern Geistesverwandten durch das Bad salzigen Meerwassers einer bessern Wiedergeburt zuzuführen bestimmt war. Diese sympathetische Gesellschaft schien aus den Repräsentanten der gemeinsten Verworfenheit zu bestehen; jedes Gesicht war eine Landkarte der häßlichsten Leidenschaften; wogegen auf dem Faulhansischen Antlitz, wie auf einem leeren Blatte, das einzige Wort nichts (vermuthlich hier gleichbedeutend mit nichtswürdig) zu lesen war.

Einen auffallenden Kontrast gegen das rastlose Muskelspiel jener, von innerm Sturm und Drang wildbewegten Gesichter bildete das Antlitz eines alten Mannes, der unter den übrigen Bootsleuten am Ruder saß, durch dessen Lenkung das Schiff die Seereise mit seiner Menagerie von Thiermenschen machen sollte. Seine ernste Physiognomie war ein Spiegel der Seelenruhe. Keine Miene wechselte, kein Muskel regte sich, selbst der Augapfel blieb in fast unveränderter Lage. Die braune Farbe des von der Sonnenhitze verbrannten Mumiengesichtes zeigte die vielen Kämpfe, welche der

Mann mit Fluten und Stürmen bestanden, und wie vielen Menschen- und Elementar-Feindseligkeiten er in seinem langen Leben getrotzt hatte. Seine reichen Erfahrungen hatten die Folge, daß ihm in seinem Wirkungskreise nichts Neues mehr vorkam, und er sich über alle menschlichen Angelegenheiten erhaben dünkte. Diese Seemanns-Philosophie hatte auch die Wirkung, daß die Fratzengesichter der zu deportirenden Spitzbuben und ihre teuflischen Äußerungen nicht den geringsten Eindruck auf ihn machten und er sie in den Schiffsraum so gleichgiltig aufnahm, als wären es Warenballen. Und dennoch ereignete sich nach wenigen Minuten ein Fall, der selbst das Gleichgewicht der Seelenruhe eines solchen Mannes stören konnte.

Eben wollte Faulhans mit seinem gewöhnlichen Stumpfsinn in das Schiff steigen, welches er bisher gedankenlos angeschaut hatte, als eine abgehärmte, weinende Frau herbeieilte, — die unglückliche Mutter der moralischen Mißgeburt. Sie war in einem, einige Meilen entfernten Städtchen mit einem Töpfer verheirathet, und Faulhans war die einzige bittere Frucht dieser Ehe, die ohne ihn eine glückliche gewesen wäre. Ihr Mann starb vor wenigen Tagen an einer schweren Verletzung nach einer Feuersbrunst, die sein Häuschen und all seine Habe verzehrt hatte, in Noth und Elend. Die arme Witwe konnte nach dem Verlust der Stütze ihres Lebens in dieser Welt auf nichts mehr rechnen, als auf ihren einzigen Sohn. Zu ihm flüchtete sie nun, machte den Weg zu Fuße, und kam in dem Städtchen an, von Ermüdung und Hunger erschöpft, dennoch wohlgemuth,

weil sie in dem Sohne eine neue Stütze zu finden hoffte, in dem Sohne, der ihr mütterliches Herz nicht nur nicht trösten, sondern — brechen sollte. Nur zu schnell erfuhr die Unglückliche das Schicksal des Ungerathenen. Sie konnte sich zwar kaum mehr schleppen, aber der Schmerz der Verzweiflung gab ihr noch die Kräfte, das Schiff zu erreichen. Hier sah sie den Sohn und vermochte ihn kaum zu erkennen, ihn, der sie sogleich erkannte, doch nicht erkennen wollte.

Da schien das Gift, das von ihm aushauchte, ihr in das Herz zu dringen, und sie überhäufte ihn mit den bittersten, aber gerechtesten Vorwürfen, zwischen denen jedoch die zärtlichsten Ausbrüche der Mutterliebe hervordrangen. Der verstockte Sünder hörte aber nur die harten Vorwürfe, nicht die weichen Klagen, und sagte mit gefühllosem Stumpfsinn: „Ihr seid meine Mutter? und wessen Sohn bin ich?“ — Darauf erhob er seine linke Hand über den Kopf, und machte gegen sie mit den ausgespreiteten Fingern das gehörnte Zeichen der Hahnreischaft. Vom Schmerz überwältigt, sank die trostlose Mutter lautlos zu Boden, um nicht sobald wieder aufzustehen. Jetzt verließ den abgehärteten Steuermann die Geduld, die er seit Jahren nicht verloren hatte; er sprang aus dem Schiffe, faßte mit der linken Hand ein Ohr des Bösewichts, drehte ihm den Kopf seitwärts nach einer wenig entfernten Stelle der Umgegend, in welcher ein Galgenbaum mit noch daran hängender Lasterfrucht stand, deutete mit dem Zeigefinger der Rechten darauf hin, und rief mit gewaltiger Baßstimme: „Sieh dorthin, Schurke!

da steht das Bild Deiner Zukunft!"'— Dann stieß er den Buben in das Schiff und ließ abfahren.

VI.

Der Handlungs-Compagnon. Hochzeits-Vorabend. Nachtmusiken.

Wir lassen den Taugenichts auf dem Wasser, obschon er im Wasser besser aufgehoben wäre, und eilen an das Festland, welches nun in doppelter Hinsicht so heißen kann, nämlich, nicht nur, weil es fest ist, sondern auch, weil wir auf demselben, und zwar in dem bekannten Städtchen, einem Feste, und zwar einem Hochzeitsfeste, entgegen gehen, welches gewiß um einige Wochen früher gefeiert worden wäre, wenn der wackere Rührig und die schöne Regina hätten reden können. Sie konnten aber vor Empfindungen gar nicht zu Worten kommen. Dies war aber nicht ihr eigener Fehler, sondern vielmehr ein Fehler ihrer Zeit, welcher Fehler darin bestand, daß die Verliebten damals kaum das ausdrückten, was sie wirklich fühlten, und nicht selten mit wenigen Worten oder gar ohne Worte viel sagten, wogegen unsere geistreiche Zeit die Kunst besitzt, Empfindungen auszudrücken, welche sie nicht fühlt, und mit einem Schwalle von Worten nichts zu sagen.

Rührig und Regina sprachen zwar viel, aber immer nur mit den Augen, und waren dabei so seelenvergnügt,

daß es schien, als bedürfe die Liebe gar keiner Zunge. Jedes Wort war ein Lichtstrahl, der aus dem Herzen durch die Augen hervortrat. Da aber diese stumme Sprache gewöhnlich den Nachtheil hat, daß die Verliebten später an's Ziel kommen, so sah Herr West, der kein Freund von langen Vorgängen und von langen Prozessen war, sich genöthigt, die Sache, zum Wohle der Liebenden, etwas abzukürzen. Es scheint aber, daß Frau West, welcher das Töchterlein wahrscheinlich ein offeneres Geständniß abgelegt hatte, als dem Stillgeliebten, zu jener Abkürzung ihr Schärflein beigetragen hatte. Dem zufolge erklärte Herr West dem guten Rührig, der vor Erstaunen beinahe zu Stein wurde, daß er gesonnen sei, ihn zum Handels-Kompagnon zu nehmen.

Herr und Frau West, Regina und Rührig, saßen an dem kleinen, runden Tisch beim Mittagsmahl, als ein Diener mit einem neuen, großen Hausschilde eintrat, auf welchem unter einem mit zwei Füllhörnern begabten Löwen die goldenen Worte standen: „Weberwaren-Fabrik von Thomas West und Franz Rührig." Das Sinnbild schien nichts anders sagen zu wollen, als tüchtige Kraftanstrengung zwingt das Glück, sein Füllhorn über den Menschen auszuleeren.

Herr Thomas West deutete dem Franz Rührig mit dem Finger auf die Worte: „Franz Rührig," und über diese Deutung stürzten dem guten Franz Rührig die Thränen aus den Augen, wie mancher Mensch im Traume über ein unerwartetes Glück weint, welches, so wie er

die Augen öffnet, auch schon verschwunden ist. Rührig's Glückserscheinung war aber eine bleibende. Er öffnete zwar die Augen weit, konnte aber doch durch den Freuden-Thränenschleier kaum sehen, und schaute nur, so gut er's vermochte, bald auf den Herrn Thomas West, dessen Augen glänzten, bald auf Reginen und die Mutter, aus deren vier Augen der Himmelsthau der Liebe herabfloß. Da stand Rühri g vom Stuhle auf, kniete vor dem elterlichen Ehepaar nieder, wollte sehr viel sagen, und brachte kein Wort heraus. Ein zu volles Herz drückt ja die Zunge so gewaltig, daß sie kein Wort zu sprechen vermag, obschon sie tausende auf einmal sagen möchte. Da sah Frau West dem Herrn West in's Auge, so wie sie es vor vierzig Jahren als Braut mochte gethan haben, und Herr West verstand den Blick so, wie er ihn vor vierzig Jahren verstanden hatte, und er riß den knienden Rührig in die Höhe, und drückte ihn an die Brust, küßte ihn, und sagte: „Will mein Compagnon auch mein Schwiegersohn werden?" —

Ohne auf die Antwort zu warten, die er sich ohnedies schon denken konnte, griff er nach Reginens Arm, legte ihre Hand in Rührig's Hand, und Rührig umarmte die zitternde Braut, und Frau West umarmte die zitternden Brautleute, und Herr West hob eiligst sein Glas zum Himmel und rief: „Gott gebe euch seinen Segen, wie ich euch den meinigen gebe! Glückliche Ehen werden ja im Himmel geschlossen, damit sie den Himmel bringen auf Erden!" —

Fama, die von den ältesten Zeiten her der Telegraph der Liebe und der Hochzeiten war, erfuhr die jetzt erzählte Be-

gebenheit, obschon sie nur unter sechs Augen vorgefallen war, alsogleich, kraft ihrer tausend Ohren, und machte sie mit tausend Trompeten, folglich mit solcher Schnelligkeit bekannt, daß am nächsten Morgen das ganze Städtchen die ganze Geschichte wußte. Am Abend vor der Hochzeit versammelte sich das halbe Städtchen vor dem Hause des Herrn West, während dieser sammt seiner Frau und dem Brautpaare zu Tische saß.

Plötzlich scholl ein mehrstimmiges Hochzeitlied zu den Fenstern hinauf; es ging lärmend im lustigen Ton, und enthielt mitunter auch ziemlich derben Witz. Herr West lachte herzlich, Rührig lächelte verstohlen, Frau West wäre gerne böse geworden, wenn sie es vermocht hätte, und Regina saß da wie versteinert, den vor ihr stehenden Teller mit den Augen durchbohrend, indem sie aus Neugierde horchte und aus Verlegenheit nicht hörte. Diese Verlegenheit erreichte aber den höchsten Grad der Verwirrung, als mehrere Stimmen von unten herauf verlangten, daß sich das Brautpaar den versammelten Sängern und Glückwünschenden persönlich zeige. Das Verlangen wurde mit jedem Augenblick ungestümer; der geängstigten Regina blieb endlich nichts übrig, als der lärmenden Simmenmehrheit nachzugeben. Zwischen dem Vater und dem Bräutigam erschien die holde Jungfrau, deren Purpurglut auf den Wangen sich jetzt in Todesblässe verwandelte, nach vielen Zureden endlich am geöffneten Fenster. Herr West steckt hier einen Becher in die rechte Hand, um ihn dankend auf das Wohl der versammelten Menge — wenn auch nicht trinkend — wenig-

stens nippend, an die Lippen zu halten. Regina folgte dem Geheiß. Der Wille war gut, die Hand aber so schwach und zitternd, daß ihr der Becher entfiel, und die Glasscherben auf dem Boden klirrten. Die Hochzeitgäste auf der Straße hielten dieses Geklirre für den Klang angestoßener Gläser, und brachen, darüber hoch erfreut, in ein verdoppeltes Jubelgeschrei aus.

Der Jubel verstummte aber plötzlich, und die arme Regina, die eben in eine Ohnmacht sinken wollte, wurde davon abgehalten, indem eine Instrumental-Musik losbrach, die so gewaltig rauschte und sauste und donnerte, daß sie die Todten hätte erwecken können. Die Virtuosen, welche dieses harmonische Gewitter hervorbrachten, waren einige als Bergknappen verkleidete Handwerksleute des Städtchens, welche für den Herrn West seit Jahren zu arbeiten hatten und jedesmal gut und prompt bezahlt wurden. Die Zwillingssöhne des Rauchfangkehrermeisters kratzten auf zwei Geigen, der Friseur fingerte auf einer abscheulich quickenden Querflöte, der Schuhmacher grollte mit einem brüllenden Fagot, der Schmid tobte, gräßlich auf und nieder fahrend, auf einer ungeheuern brummenden Baßgeige, und der Tischler schlug wie ein Rasender auf eine vor ihm stehende Hackmesser-Harmonika.

Schon vergingen den Zuhörern die Sinne, und die sämmtlichen Hunde der Nachbarschaft erhoben ein entsetzliches Geheul, als die musikalischen Dilettanten glücklicher Weise ihre Instrumente zusammenpackten und unter allgemeinem Beifallsklatschen abzogen. Herr West dankte dem

Himmel, und die betäubte Braut fing an, sich etwas zu erholen.

Die Feierlichkeit war aber noch nicht zu Ende. Das Beste sollte erst nachkommen, eine neue Kunstleistung, doch eine von zarterer Art. Der Künstler selbst war der Schneidermeister Bibi, ein schmächtiges, winziges Männchen von so zarter Leibesbeschaffenheit, daß jedes Lüftchen ihn zu seinem Spielball machen, eine anprallende Bremse ihn niederstoßen, eine fallende Schneeflocke ihn aus dem Gleichgewichte bringen konnte.

Dieses Männlein war aber nicht nur der größte Kleiderkünstler des Städtchens, sondern zugleich ein berühmter Deklamator, erster Liebhaber auf mehreren Privat-Theatern, und Virtuos auf der Trommel in dem Grade, daß er mit dem glücklichsten Verein von Genialität und mechanischer Fertigkeit ganze Schlachtgemälde vortragen konnte, und zwar nicht nur kriegerische, sondern sogar häusliche, bei welchen letztern er einen ungeheuern Humor entwickelte.

Die Trommel wurde, weil sie für Bibi's Persönchen zu viel Schwerkraft hatte, auf einen Stuhl gestellt. Er spielte zuerst eine Schlachtphantasie, welche die ganze Stadtmiliz, sechs Mann hoch, zum Heldenmuth entflammte, die friedlichen Bürgerfamilien aber mit Schrecken erfüllte. Dieser genialen Trommeldichtung folgte eine Hochzeitrede, deren Vortrag von einem fortwährenden Wirbel pianissime begleitet wurde. Am Schluße der Rede, als der Beifallssturm losbrach, riß Bibi im Übermaß des Entzückens den Hut vom Kopfe, und drehte und verneigte sich nach allen Seiten.

Leider aber verstieg er sich in die Stuhlfüße, stolperte, verlor das Gleichgewicht und fiel zu Boden. In diesem Augenblick vergaß das undankbare Publikum die ganze Virtuosität des Künstlers, und der lärmende Applaus verwandelte sich blitzschnell in das schallendste Spottgelächter. Armer Bibi! Wegen des verlornen Gleichgewichtes wirst Du nun so schmählich behandelt, und es ist doch so etwas Gewöhnliches, daß Menschen aller Stände und in allen Verhältnissen das Gleichgewicht verlieren, der Betrunkene wie der Nüchterne, der Kleine und der Große, und zwar nicht nur in physischer, sondern auch in moralischer Hinsicht. Haben doch schon ganze Völker und Reiche das Gleichgewicht verloren!

Die kleine Zahl von Bibi's eifrigsten Verehrern zog den unglücklichen Virtuosen hinter der Trommel hervor, legte ihn, als eine leichte Ware, auf die Trommel und trug ihn, von einem zahlreichen Gefolge begleitet, wie im Triumph nach Hause.

Am nächsten Morgen fühlte sich der arme Bibi ganz lendenlahm, und ohnmächtige Wuth kochte in seinem Innern. Da ich für ihn die zärtlichste Theilnahme empfinde, so wünsche ich nichts sehnlicher, als daß das gute Männlein ein Chinese gewesen wäre, um sich Genugthuung für die erlittene Beleidigung zu verschaffen, und zwar durch die in Peking befindliche Trommel des Rechts, in chinesischer Sprache Tschoua-Kou-Ting genannt.

Diese Trommel stand ehemals auf dem Gipfel eines hohen Gebäudes. Widerfuhr einem Chinesen ein Unrecht oder eine Beleidigung, so eilte er, wenn er sich nicht anders

zu helfen wußte, in dieses Gebäude, erstieg den Gipfel, und schlug aus Leibeskräften die Trommel. Sobald dieser moralische Trommelsturm sich hören ließ, verfügten sich einige Mandarinen sogleich nach dem Hause, vernahmen den unglücklichen Trommelschläger, und verschafften ihm Recht oder Genugthuung.

Wer könnte nun auf diese Trommel-Justiz mehr Anspruch machen, als unser Kleider- und Trommel-Virtuose Bibi?

Ich muß aber die Leser aus China wieder in das Städtchen zurückführen, wo sie hören werden, daß die Hochzeit-Nachtmusiken vor West's Hause gar kein Ende nehmen wollten.

Bibi war kaum auf dem Trommel-Triumphbette vom Platze weggetragen, als eine neue Bande von Virtuosen ein Konzert von seltsamer Art erschallen ließ. Vier junge Herren, jeder derselben gesund, kräftig und kolossal, wie ein Herkules, sämmtlich im schneeweißen Gewande der Unschuld — schlechtweg Fleischerknechte genannt — stellten sich in eine Reihe, und fingen eine Art von Musik an, welche nur diesem Gewerbe in einigen Orten bekannt und eigen ist. Jeder derselben hielt in der einen Hand ein Hackmesser von der Größe eines kleinen Hirschfängers, in der andern einen gewaltigen Ochsenknochen. Man könnte dieses Instrument etwa eine Ochsenknochen-Harmonika nennen, welche in ihrer Art nicht weniger Wirkung thut, als die Trinkgläser-Harmonika in einer Gesellschaft von lustigen Zechbrüdern.

Unglücklicher Weise ließ Herr West durch zwei seiner

Diener volle Weinbecher präsentiren. Die Fleischer-Harmonika-Virtuosen bemächtigten sich des edlen Rebensaftes vor allen Andern so, daß sie das Musiziren vergaßen, und, jemehr sie tranken, desto mehr Durst fühlten. Mehrere Zuhörer wünschten aber gleichfalls etwas von der köstlichen Bachusgabe zu genießen; sie bemächtigten sich daher einiger Becher, was die harmonischen Fleischer mit den dürstenden Zuhörern in eine solche Disharmonie versetzte, daß es endlich zu einer förmlichen Schlägerei kam.

Die Zuhörer mußten in kurzer Zeit das Schlachtfeld räumen. Die Schuldigen entflohen, und der Unschuldige mußte büßen. Und wer war dieser Unschuldige? Kein Anderer als der erbarmungswürdige poëta loci, der arme Gelegenheitsdichter Zwickel, ohne dessen goldene Leier keine Hochzeit, keine Kindstaufe, kein Leichenbegängniß, kein Genesungs-, Neujahrs-, Geburtstags- oder Namensfest seit Mannsgedenken im Städtchen gefeiert worden war.

Zwickel hatte sich hier eingefunden und alle vorhergegangenen Kunstleistungen in Demuth abgewartet, um zuletzt sein Hochzeits-Carmen rezitativartig vorzutragen, zu welchem Ende er, in Ermanglung einer goldenen Leier, eine elende Geige bei sich hatte. Während der Schlacht der Lapiten und Centauren suchte der geängstigte Poet vergebens zu entwischen; er wurde von den Kämpfern ohne ihren Willen zu Boden geworfen und mit Füßen getreten, ohne daß Jemand davon etwas wußte, als er selbst. Wir sehen ihn hier auf der Erde liegen, neben ihm die zertrümmerte Geige. Vergebens hebt er noch in der einen Hand den Geigenbogen

empor, um mit dieser schwachen Waffe eine ohnmächtige Gegenwehr zu versuchen, während er in der andern wie ein zweiter Camoens das Hochzeitgedicht hält, welches so wie er selbst in der Gefahr ist, unbemerkt und schmählich zu Grunde zu gehen. Seine Armuth hatte ihn und seine Gedichte zum Lieblingsgegenstande des öffentlichen Mitleids gemacht; seine Gedanken und Empfindungen gefielen Jedem, weil Jeder eben so denken und emfinden konnte, wie er, und sein Witz wurde von Allen gut aufgenommen, weil Alle ihn gelegenheitlich selbst wieder als eigene Ware an Mann bringen konnten.

Der Kampf hörte auf, weil die Feinde die Flucht ergriffen; endlich zogen auch die Fleischer-Virtuosen mit der neutralen Menge ab; der arme Poet lag auf dem leeren Schlachtfelde, verlassen von Allen. Nur ein einziges Wesen blieb ihm zur Seite, sein treuer Hund, der mit seinem Herrn Hunger und Noth zu theilen pflegte, und wenn jener traurig dichtete, oft mit leisem Winseln accompagnirte. Jetzt ächzte der Dichter laut, und der Hund heulte noch lauter neben seinem Brotherrn, dessen poetischer Broterwerb so kümmerlich war.

Herr West vernahm die zwei- und vierfüßigen Klagetöne, ließ die beiden Elegiensänger zu sich in's Haus bringen, und verpflegte Beide mit gewohnter Liberalität.

So endigten die Feste des Hochzeits-Vorabends.

VII.

Faulhans in der Heimat. — Die Prima Donna der Dorfkomödianten. — Faulhans als Carl Moor, dann als wirklicher Räuber.

Dem Hochzeitsfeste folgte wie gewöhnlich, wenn nichts Ungewöhnliches dazwischen kommt, die Trauung und die Hochzeit. Beide gingen glücklich und fröhlich vorüber. Wir lassen also die jungen Eheleute fröhlich und glücklich, wie sie sind, allein, und wenden uns von der Lichtseite des Lebens zu seiner Schattenseite, das heißt, zum Faulhans.

Einem menschlichen Menschen wäre der qualvollste Tod lieber als ein schändliches Leben; wer aber einmal in den Schlamm der Schändlichkeit versunken ist, der bleibt darin eben so gerne wie die Kröte im Sumpf.

Als Faulhans in seinen Geburtsort wider Willen zurückkam, erweckte sein Äußeres Mißtrauen und Scheu, sein Inneres aber nach einigen Tagen Abscheu und Haß; denn er verübte bald in boßhafter Nüchternheit, bald in unsittlicher Trunkenheit, so viele Schlechtigkeiten, daß kein Haus, kein Beutel, kein Mensch vor dem Gauner sicher war, der nun, um das Maaß seiner Verworfenheit voll zu machen, auf den Gedanken kam, er sei ein verkanntes Genie, und müsse sich deshalb an der Welt rächen, weil sie ihn verkenne.

Wer ihm Dienst oder Beschäftigung gab, mußte ihn am zweiten oder dritten Tage wegjagen, und wer ihn wegjagte, den beschloß er als Feind zu behandeln. So kam es

dahin, daß er weder Dach noch Fach hatte, und schon den Plan faßte, den undankbaren Geburtsort in Brand zu stecken und sich, wie ein zweiter Nero, an den auflodernden Flammen zu ergetzen.

Um dieses Verbrechen zu verhindern, traf glücklicher Weise spät am Abend, als er zur Ausführung schreiten wollte, eine wandernde Komödiantentruppe in dem Orte ein, die ihr Nachtquartier im Wirthshause nahm. Faulhans schlich sich um die Gesellschaft herum, wie der Marder um ein Hühnerhaus. Der Direktor benöthigte einen Trommler und Ausrufer. Faulhans erbot sich dazu, gegen tägliche Versorgung mit Trank und Speise, wofür er auch andere Dienste leisten wollte, zu denen sich kein Anderer herbeiließ, denn Hunger und Durst zwangen ihn, doch etwas zu thun, wenn er es gleich langsam, ungeschickt und unwillig that. So ließ er sich auch zum Tragen und Aufstellen der Coulissen und Dekorationen im Rathhauskeller verwenden, wobei er die Rolle eines Shakespear'schen Kaliban spielte.

Bei dieser Gelegenheit lernte Faulhans die erste Liebhaberin der Truppe kennen. Sie nannte sich Miranda, obwohl nichts an ihr zu bewundern war, als ihre Häßlichkeit, ihre Keckheit, und der Umstand, daß sie in ihrem fünfzigsten Lebensjahre noch die zärtliche Liebhaberin auf und außer dem Theater spielte. Alles dieses aber hinderte unsern Faulhans-Kaliban nicht, in ihr sein Ideal zu finden, und für sie in kalibanischer Glut zu entbrennen, welche denn auch, da die harmonischen Seelen sich bald fanden, mit entgegenlodernden Flammen erwiedert wurde.

Der bisherige erste Liebhaber der Truppe kündigte auf, und Miranda wußte den schwachen Director, der sich in der größten Verlegenheit befand, nach einigen Debatten und Drohungen dahin zu bringen, daß er den albernen Faulhans für ein Genie erkannte und ihm das Fach des primo Amoroso übertrug, obschon er weder reden noch gehen konnte. Die Liebe kann Alles. Schillers Räuber wurden in einer verstümmelten, ganz unkennbaren Gestalt aufgeführt. Miranda erschien als Amalie, Faulhans als Carl Moor. Die Liebe war seine Lehrerin, und zwar eine fünfzigjährige, die sich, obschon es ihr an vielfacher Erfahrung nicht mangelte, noch sehr jugendlich benahm. Miranda unterrichtete ihn in seiner Rolle, das heißt, sie prägte ihm einzelne Schlagwörter ein, die er auch wie Paukenschläge von sich gab, während er, wie der grimmige Tod, mit eisernen Fußtritten stampfte, wie ein Wolf heulte, und wie ein Orangutang grimassirte.

Den Bewohnern des Marktfleckens, so wenig sie auch von der dramatischen Kunst verstanden, konnte die Erbärmlichkeit dieses Anti-Garrik nicht entgehen; dennoch aber ergetzte sie die, bis an's Lächerliche grenzende Unnatur Kaliban's so sehr, daß der Tempel der Thalia im Rathskeller drei Abende nach einander überfüllt war, endlich aber nur von Mäusen und Ratten besucht wurde. Die Truppe ging auseinander. Nur die beiden Liebenden blieben beisammen, denn Miranda hatte noch einige Thaler Ersparniß aus früherer Zeit.

Sie erklärte nun dem Geliebten, es sei ihr fester Wille,

die Bühne zu verlassen, und auf ihren Lorbeern zu ruhen, wobei sie sich noch immer in dem Stande fühle, einen Mann glücklich zu machen, und ihn sogar zu großen Thaten zu begeistern. Sie wußte nun mit verschiedenen Wendungen ihrer beredten Zunge den albernen Faulhans glauben zu machen, er sei nicht nur ein Meister in den Räuberrollen, sondern sogar für's Räuberhandwerk geboren. Sie schilderte ihm dann diese Lebensweise so schön und so einträglich, daß er ihrer holden Suada nicht länger widerstehen konnte, und ihr feierlich erklärte, er wolle nun auch im wirklichen Leben als ein Carl Moor, Abälino oder Rinaldo-Rinaldini auftreten, wogegen die holde Miranda ihm ewige Liebe und Treue gelobte.

Das Pärchen verlebte noch einen Tag im Wirthshause, im Vollgenuße aller irdischen Freuden, entfernte sich, und bezog nach zweitägiger Wanderung eine verfallene Jägerhütte in einem Walde, an dessen Rand die Heerstraße lag. Hier bestand Faulhans-Abällino-Rinaldo-Rinaldini in einer bewölkten Mondnacht sein erstes Abenteuer.

Willst Du, lieber Leser, Deine blauen Wunder sehen, so sieh Dich nur ein Bischen in der elenden morschen Braterstube um! Und was siehst Du hier? Nichts als Dinge, die Niemand gerne sehen mag, nämlich: Ein erbärmliches Bett mit schadhaftem Gestelle und zerlumpten Zeuge; auf dem Boden ein Paar Pistolen, an einer derselben eine Maus, die gar keine Idee hat, daß so ein Ding losgehen könne, sondern in aller Unschuld das daran klebende Fett wohlbe-

haglich beleckt; eine durchlöcherte Branntwein=Bouteille nebst einem detto durchlöcherten Trinkglase, welche beide vermuthlich von dem Trunkenbolde nach so vielen geleisteten Diensten undankbar weggeschleudert wurden; eine zerbrochene Schüssel, einen Topf in gleich invalidem Zustande, und ein Messer, das vor langer Zeit einmal eine scharfe Schneide hatte, jetzt aber so viele Scharten hat, daß es einem Kinde gefahrlos als Säge dienen könnte.

So unangenehm der Anblick dieser leblosen Dinge dem Leser sein mag, so muß ihm doch die Erscheinung der zwei lebendigen Wesen noch widriger werden. Faulhans und Miranda sind ziemlich spät am Tage erwacht; er, weil er in der Nacht einen Reisenden beraubt hat, sie, weil sie den von seiner ersten Expedition zurückkehrenden Gatten mit schlafloser Neugier erwartete.

Als Faulhans erwachte, war er nüchtern; das Verbrechen der Nacht hatte er mit Beihilfe einer betäubenden Trunkenheit vollbracht; es war ja sein erstes, und in den sumpfigen Abgrund des Lasters versinkt der Mensch nur stufenweise. Hat er es in der Verruchtheit einmal zur Meisterschaft gebracht, dann vermag er es, Verbrechen, ohne Genuß von Reizmitteln, mit kaltem Blute zu begehen.

Faulhans erwachte; für einen Bösewicht ist das Erwachen stets eine gar üble Sache, besonders wenn das Gewissen zugleich erwacht, oder irgend ein Schrecken ihn plötzlich aufweckt, wie es jetzt der Fall war.

Faulhans simulirte hin und her, und konnte in einer Art von dumpfer Betäubung nicht recht herausbringen,

wer er sei, wo er sei und was er gethan habe. Er überzeugte sich sogar von dem Umstande, daß er eine Lebensgefährtin habe, erst dann, als er sie wirklich erblickte und ihr grinsendes Lächeln, so wie ihre Belobung für die nächtliche Heldenthat ihm zu Theil wurde. Sie vergaß aber den Geliebten bald, um ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Schätze hinzuwenden, welche er in der verflossenen Nacht erbeutet hatte.

Indem nun der stumpfsinnige Rinaldo-Rinaldini, in eine Art von thierischem Nachsinnen versunken, selbst nicht wußte, was er aus sich und seiner Lage machen, ob er klagen, oder sich freuen, hoffen oder fürchten sollte, — da erwählte das Schicksal eine Katze, um bei dem Kaliban die Rolle des Gewissens zu spielen.

Ein dichter Regen strömte vom Himmel; die Katze, welche, wie alle Katzen, nicht naß werden wollte, verfügte sich vom Dache in den Rauchfang, wollte durch den schlüpfrigen Raum sachte herabgleiten, glitschte aber, ungeachtet ihrer Bemühung, sich mit den eingesetzten Krallen festzuhalten, an der glatten Wand ab, und fiel, nebst einigen Schornstein-Bruchstücken in die Stube herab, und zwar mit einem so fürchterlichen Gepolter und Geschrei, daß Faulhans zusammenschrak, als hätte der Donnerkeil in die Hütte geschlagen. Die Katze erschien ihm wie die Schreckgestalt des Gewissens, oder wenigstens wie eine unheilbringende Hexe. Er stand starr, wie Loth's Salzsäule, keines Wortes mächtig. Hätte sich nicht der böse Feind in weiblicher Miranda-Gestalt ihm zugesellt, vielleicht hätte dieses zufällige, an sich

unbedeutende Ereigniß den Unglücklichen noch auf bessern Weg geführt.

Miranda war aber von einer viel festeren Leibes- und Gemüths-Beschaffenheit als Faulhans. Sie hatte die Augen kaum geöffnet, als sich ihre ganze Aufmerksamkeit auf die nächtliche Beute hinwendete. Vor allen andern Dingen versetzte, nachdem sie ein paar Taschenuhren wohlgefällig auf die Bettdecke hingelegt hatte, ein Ohrgehänge die Glückliche in Entzücken.

Dieses Entzücken stieg mit jedem Augenblicke und erreichte endlich einen solchen Grad, daß die Betrachtende, jetzt ganz Auge, das Gehör verlor, und das Getöse der aus dem Rauchfange herabfallenden Katze sammt den, ihr nachstürzenden Mauerstücken gar nicht vernahm, versunken in den bezaubernden Gedanken, wie schön dieses Ohrgehänge in ihren Ohren schimmern würde. Um sich den Vollgenuß des Entzückens zu verschaffen, beschloß sie, das Bruchstück eines Theaterspiegels aus einem Sacke hervorzusuchen, um das Ohrgehänge an den fünfzigjährigen Ohren zu beäugeln.

Auf den geschreckten Faulhans hatte aber die Gewissenskatze einen solchen Eindruck gemacht, daß er schon die Schergen in die Stube treten sah, um ihn in's Gefängniß zu führen. Seine erste Sorge ging daher instinktmäßig dahin, einige Bodendielen aufzubrechen, und dieselben als Verschanzung gegen die Thüre anzustemmen. Aber auch von diesem Getöse vernahm Miranda, blind und taub für alles Andere als ihr Ohrgehänge, nicht das Geringste.

VIII.

Das Gastmahl.

Wir verlassen dieses traurige Vorspiel des rächenden Gewissens und der Verstocktheit, um uns als Zuschauer eines fröhlichen Gastmahls bei einer glücklichen Begebenheit für das Unangenehme schadlos zu halten.

Derjenige, dem wir diese Erheiterung verdanken, ist der gute, brave Rühri g, dem West bald nach der Tochter auch sein ganzes Geschäft übergeben hatte.

Rührig gehörte zu den Menschen, in denen moralische und geistige Schätze vergraben liegen. Bei Vielen, denen das Glück nicht günstig ist, gehen sie unentdeckt mit ihnen zu Grabe; bei den Wenigen aber, denen das Glück wenigstens wie eine gute Hebamme zu Hilfe kommt, entwickeln sich jene Schätze mit einer Schnelligkeit, welche Bewunderung erregt, indem der Geist, sobald er vom Unglück nicht niedergedrückt wird, hell aufleuchtet wie das freie Feuer, und das Herz, von Verkennung und Mißhandlung nicht erbittert, die Menschen mit der angebornen Menschenliebe umfaßt. Ein Glücklicher dieser Art, der sein Glück so verdient, wird dann, weit entfernt, beneidet zu sein, von Allen geachtet und geliebt, was ihn zu einer ganz eigenen Begeisterung in der Menschenliebe emporhebt; und so entsteht dann ein Wetteifer der Einen, die ihn heben, und des Gehobenen, der den Hebenden Wohlwollen erzeigt.

Dies war der Fall bei Rührig. Er handelte rechtlich,

er that Gutes. Dadurch wurde die allgemeine Meinung von ihm stets besser, so wie er selbst immer besser wurde durch die allgemeine gute Meinung. Der Bürgermeister des Städtchens starb, und das ganze Städtchen wählte unsern guten Rührig zum Bürgermeister. Im ganzen Städtchen war aber nur Einer, der den guten Rührig nicht für würdig hielt, Bürgermeister zu werden, und dieser Eine war kein Anderer als — Rührig selbst.

Er war aber nun erwählt, und sobald er erwählt war, fand er sich in das Bürgermeisteramt so gut hinein, als ob er von jeher Bürgermeister gewesen wäre; und nach acht Tagen dachte auch jeder Einwohner des Städtchens, Rührig sei von jeher Bürgermeister gewesen.

Dieser erfüllte nun nicht nur seine wesentlichen Pflichten mit Würde, sondern auch die unwesentlichen mit Glanz, insbesondere bei dem festlichen Mittagsschmaus.

Ein Gastmahl ist immer eine interessante Szene, weil das ganze Leben ein — bald köstliches, bald erbärmliches Gastmahl ist, von dem wir lustig oder mißvergnügt aufstehen, um zu einem andern Gastmahl, dem Gastmahl des Todes, zu kommen, bei welchem wir aber nicht essen, sondern gegessen werden, und statt mit Blumen bekränzt zu sein, aus unserm Staube Blumen für die Nachkommenschaft aufsprossen lassen.

Es gibt zwei Klassen von Menschen auf der Welt: die eine ißt, um zu leben, die andere lebt, um zu essen. Die Gesellschaft, welche wir bei dem gegenwärtigen Gastmahle an der Tafel sitzend erblicken, gehört ohne Zweifel

zu der zweiten Klasse, einen Einzigen ausgenommen, dessen hagere Schattengestalt eben so wenig Eßlust als Lebenslust zeigt, vielleicht deshalb, weil die Eßlust ehmals so groß war, daß sie auf die Lebenslust nothwendig sehr nachtheilig wirken mußte, ein neuer Beweis, daß bei weitem viel mehr Menschen durch Übersättigung als durch Hunger sterben. Ein großes Gastmahl gibt daher immer einen traurigen Anblick, weil man sich dabei die Krankheit und den Tod als mitsitzende Gäste denken muß, und auf jeden Fall ein unlieblicher Überreiz dabei eintritt, indem die Männer sich durch geistige Getränke, die Frauen durch gewürzten Speisengenuß wenigstens in einen Grad von Berauschung versetzen, wobei denn die Seele, eine wahre arme Seele, als eine Sklavin des tirannischen Leibes erscheint, der hinterdrein der mißhandelten Seele über ihre Schwäche die bittersten Vorwürfe macht, bis endlich zwischen Beiden, nach langen Zwistigkeiten, eine förmliche Ehescheidung — nämlich der Tod — erfolgt. Ein Volkssprichwort sagt zwar: „Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen;" die Erfahrung zeigt aber, leider! nur zu oft, daß Essen und Trinken Leib und Seele auch trennen kann.

Der Bestgeber dieses Festes hielt sich dabei so zurückgezogen, daß man ihn nur in dem kurzen Knalleffekt-Augenblicke bemerkte, da er für das ihm dargebrachte Lebehoch dankte. Die Hauptperson des Gastmahls war also nur der Hauptesser, der gleichsam im Namen der ganzen Bürgerschaft, folglich auch für die ganze Bürgerschaft des Städtchens aß, seine Pflicht aber auch mit solcher Auszeich-

nung erfüllte, daß er alle übrigen Esser verdunkelte. Dem Leser will ich es sub rosa vertrauen, daß dieser korpulente Mann der erste Stadtschreiber war, ein Virtuos im Essen, der es in seiner Kunst so weit gebracht hatte, daß er, während er eine vor sich liegende Kalbskeule verzehrte oder vielmehr verschlang, ungeachtet der eifrigsten Beschäftigung des Mundes zugleich eine gebratene Gans mit den Augen nicht nur fixiren konnte, sondern sie schon in Gedanken genoß, und die ausersehenen Lieblingsglieder derselben, eh' die Schüssel gehoben wurde, durch blitzschnelles Aufspießen mit der Gabel, allen Vormännern zum Trotz, sich zuzueignen wußte. Ihm zur rechten Seite saß sein Gegentheil in der Gestalt und in der Eßkunst, — der Herr Pastor, dessen Leib sich, immer mehr abmagernd, der Schattenwelt näherte, mit den Arzeneien sich durch täglichen Umgang stets mehr befreundete, den Speisen aber, besonders den soliden, immer fremder und abholder wurde. Man sah es deutlich, daß nicht der Magen, sondern der Ehrgeiz ihn antrieb, große Gastmahle zu besuchen, die ihm eigentlich ein Gegenstand des Abscheues waren. Er verlegte sich in diesem krankhaften Zustande darauf, bei solchen Festlichkeiten, statt zu essen, über die Essenden seine Bemerkungen zu machen, mitten unter den Schülern des Materialismus und Realismus dem Spiritualismus und Idealismus zu huldigen, und während alle Übrigen den Magen füllten, seinen Geist und sein Tagebuch zu füllen. Die Nothwendigkeit mit dem traurigsten aller Gesichter hatte ihn zum Schüler der Homöopathie gemacht, eh' Hahnemann sie in die Welt eingeführt hatte.

Ich glaube daher, daß die homöopathische Kurart, so wie das verstorbene Brownische System, schon vor vielen Jahrhunderten auf der Erde praktisch existirt haben, eh' die Theorie sich ihrer annahm. Selbst in der schönen Literatur spielt die Homöopathie unserer Zeit keine geringe Rolle; man nimmt einen Gedanken und läßt ihn als einen geistigen Tropfen in einer Maß Wasser auflösen, und Bilder, Empfindungen ꝛc., die ein Schüler des Apollo ehmals dutzendweise ausströmte, werden jetzt in unendlich kleiner Dosis gegeben — quantum sufficit.

Von den anwesenden Damen kann ich nichts als Gutes sagen; denn erstens waren ihrer nur wenige, und diese wenigen sprachen wenig, weil sie drittens mehr aßen als sprachen, und zwar viertens aus dem Grunde, weil sie von keiner Speise viel aßen, aber von jeder Speise etwas, nicht aus Eßbegierde, sondern aus Neugierde, daher auch, nachdem das Zünglein nicht mit Worten, sondern nur mit Speisen beschäftigt war, nur den Augen hie und da noch ein Spielraum zu einem feurigen, schmachtenden oder schalkhaft strafenden Blicke übrig blieb. Will Jemand etwas von ihrer Schönheit wissen, so kann ich ihm nur so viel sagen, daß sie Alle gleich schön oder nicht schön waren, welches Letztere doch auch seine gute Seite hat, da die schönsten Frauen manchmal mit der Zeit häßlich werden, die häßlichen aber sich manchmal verschönern oder durch Gewohnheit wenigstens angenehm werden, wenn sie die leiblichen Gebrechen durch vorzügliche Eigenschaften des Herzens ersetzen.

Unter den Personen, die nicht am Tische saßen, sondern

in der Nähe des Tisches standen, folglich nicht, wie Menschen, die Speisen, sondern gleich den Göttern, nur den Duft genoßen, zeichneten sich bei diesem feierlichen Gastmahle der Gerichtsdiener und ein Mohr aus. Dieser Letztere war einmal mit einem reisenden Engländer in das Städtchen gekommen. Der reiche Engländer erschoß sich in einem Anfalle von Spleen, der ihn lebenssatt machte; der Afrikaner war im Gegentheil sehr lebenslustig, aber auch sehr arm. Zu seinem Glücke traf sich's, daß die Einwohner des Städtchens seit vielen Jahren keinen Mohren gesehen hatten; die schwarze Nachtgestalt machte daher auf Jung und Alt einen fürchterlichen Eindruck. Der weise Magistrat des Städtchens benützte die Gelegenheit und machte den Schwarzen zum Vice-Gerichtsdiener, welcher dann allerseits einen so heilsamen Schrecken einflößte, daß manche Weiße nichts Böses thaten, um nicht in die Hände des Schwarzen zu kommen, den sie für den Bösen hielten. Es wäre vielleicht nicht übel, zu Bütteln, Schergen, Scharfrichtern u. s. w. nur Mohren aufzunehmen.

Dem Schwarzen gefiel die Furcht der Weißen so außerordentlich, daß er in seiner neuen Würde, obschon er herzlich gut war, Alles aufbot, sich gefürchtet zu machen. Dabei war er mit seinem geringen Einkommen im höchsten Grade zufrieden, weil er sehr mäßig lebte. Einen Beweis dieser Mäßigung erblicken wir mit unsern eigenen Augen, indem wir ihn voll Verwunderung über die Gefräßigkeit der Gäste da stehen sehen. Seine schwarze Bescheidenheit kontrastirt aber sehr gegen die Weißheit des wirklichen

Gerichtsdieners, der in seiner glänzenden Amtskleidung und mit allen Insignien seiner Würde, Stock, Tressenhut ꝛc. versehen, im Gefühl seiner Wichtigkeit hochmüthig einherstolzirt, als hänge das Wohl eines Welttheiles von ihm ab. Er kann zwar weder lesen noch schreiben, um so besser aber schreien und drein schlagen. An ihn pflegten sich gewöhnlich viele hungrige Bittsteller zu adressiren, theils um Prügel von sich abzuwenden, theils um Almosen zu erhalten. Unglücklich Darbende benutzten auch dieses Gastmahl, weil sie die Glücklichen mit den vollen Mägen in einer menschenfreundlichen Stimmung für die leeren Mägen zu finden hofften; der gewichtige Herr Gerichtsdiener gab ihnen aber statt des Trostes nur Worte und Stöße, woraus sie deutlich erkannten, daß sie am besten thun würden, sich aus dem Speisesaale zu entfernen, freilich nicht ohne Neid gegen die zurückbleibenden Fliegen.

IX.

Die unterirdische Kluft.

Leider muß ich diejenigen, die dieses Licht- und Nachtstück lesen, jetzt in eine Gesellschaft von Menschen führen, gegen welche das Thierreich im Glanze moralischer Schönheit erscheint.

Der Schauplatz ist ein Weinkeller vor dem Thore des Städtchens. Dieses unterirdische Gewölbe war seit einiger Zeit der Versammlungspunkt aller Schlechten aus dem Städt-

chen und der Umgegend, durch welche der eben so schlechte Wirth reich zu werden suchte. Die Guten leben, der Regel nach, mit einander im Frieden, die Schlechten aber, weil sich ihre Interessen häufig durchkreuzen, in ewigem Kriege. Hier kam jeden Abend ein Völkchen der letzteren Art zusammen; natürlicherweise wurde der Weinkeller fast jeden Abend ein Schlachtfeld, wo nicht nur geschlagen, sondern auch geschlachtet wurde. Breter, Stuhlfüße, Knotenstöcke, Feuerschaufeln u. dgl. Werkzeuge waren die Waffen, mit welchen Trunkenbolde und Schurken hier zu kämpfen pflegten. Das Getöse der Waffen vereinigte sich dann mit dem kannibalischen Geschrei der Kämpfenden zu einem echt höllischen Getöse. Neben der ärgsten Verworfenheit zeigte sich aber auch die größte Stumpfsinnigkeit. Mitten im Getümmel und Geschrei lag ein Elender unter der Ägide des von viehischer Trunkenheit bewirkten Schlafes, unbekümmert daß jeder nächste Streich und Schlag ihn treffen konnte, so ruhig, als läge er in seiner sichern Stube einsam und ungestört. Vermuthlich war ihm sein Leben, das er hundertmal verwirkt hatte, keinen Heller werth, oder er schlief in dem süßen Bewußtsein, daß er über kurz oder lang dem Galgen doch nicht entgehen werde. Dahin schien auch das Schicksal selbst zu deuten, indem über ihm ein Strick herabhing, als wolle er den Schläfer zu seiner nahen Bestimmung aufziehen. Ein Anderer, ähnlicher Gräuelszenen gewohnt, trieb den Stumpfsinn der Verworfenheit noch weiter, indem er eine Pfeife so ruhig und so unbekümmert rauchte, als ob nichts um ihn her vorginge, und er in einer ländlichen

Hütte voll Unschuld säße, während ein Dritter, die Sache auf's höchste steigernd, an der andern Seite des Kamins Zerrbilder an die Wand malte, vielleicht ein Karrikaturmaler, der selbst schon zur Karrikatur des Lasters herabgesunken war.

Alle diese Geschöpfe aber, so sehr das moralische Gefühl sich gegen sie empört, sind doch nur Nebenfiguren in dem schauderhaften Gemälde, auf deren Hauptgruppe wir erst jetzt unsere Augen hinwenden.

Den ersten Platz in dieser Hauptgruppe nimmt — Faulhans ein. Er hatte zwar sein Räuberhandwerk nicht ohne günstigen Erfolg fortgesetzt, aber dennoch nicht so einträglich, wie die unersättlich gierige Miranda es wünschte. Der einäugige Schurke, den wir schon bei der Spielpartie auf dem Kirchhofe kennen gelernt haben, gesellte sich zu ihnen. Miranda fand einen Gehilfen nöthig, und Faulhans mußte der tragischen Gebieterin gehorchen, da er nun in ihr Netz so tief verstrickt war, daß er ihr keine Kraft entgegen setzen konnte, folglich keinen eigenen Willen mehr hatte.

Der Weinkeller ward zugleich eine Mordhöhle. Faulhans und sein einäugiger Gehilfe hatten in dieser finstern Nacht einen Wanderer in der Nähe des Städtchens ermordet, und konnten den Leichnam ungescheut in dieses unterirdische Sodoma tragen, um sich in die Habseligkeiten des Getödteten zu theilen, und ihn dann durch eine Fallthüre in einen noch tieferen Keller zu versenken, welcher das Grabgewölbe mehrerer unglücklicher Schlachtopfer war.

Der Einäugige hatte vor Faulhans den Muth und die Falschheit voraus. Faulhans fühlte selbst in seiner Verworfenheit einige Regungen des schlechten Gewissens; der Einäugige überlistete aber in der verstocktesten Gewissenlosigkeit den ihm vertrauenden Faulhans, obschon er ihm die größte Ergebenheit heuchelte. Bei der Vertheilung der Habseligkeiten des Getödteten wollte er eben eine Uhr für sich stehlen; Faulhans ward es gewahr, und hob die geballte Faust gegen den Dieb in der Räuberbande auf; der Arm sank aber plötzlich, wie gelähmt, vor einer Erscheinung, welche den Zürnenden wie ein Donnerstreich traf. Und diese Erscheinung war die Schar der Gerichtsdiener! Und wer war es, der ihnen diesen unbekannten unterirdischen Welttheil, oder vielmehr Weltpfuhl entdeckte? Die holde Miranda!

Faulhans fröhnte der Trägheit schon zur Zeit, da er noch schuldlos war; die Faulheit führte ihn auf den Weg des Lasters; eben diese Faulheit war jetzt auch noch die Ursache, daß er die Verbrechen, die er beging, weder so kräftig, noch so zahlreich verübte, als die unersättliche Miranda es von ihrem Anbeter verlangte. Sie hatte sich dessen ungeachtet ein Sümmchen baren Geldes nebst einigen Habseligkeiten von Werth bei Seite geschafft, und pochte auf dieses höllische Besitzthum so sehr, daß sie beschloß, den albernen Faulhans, wie ein ferner unbrauchbares Werkzeug von sich zu schleudern, und als ihre eigene Frau zu leben. Der Magistrat des Städtchens hatte auf den Raubmörder einen Preis gesetzt. Miranda erfuhr es aus sei-

nem eigenen Munde. Sie faßte sogleich den Entschluß, sich den Preis zu verdienen. Sie zeigte selbst an, wo man den Verbrecher finden könne, indem sie selbst ihn in die unterirdische Kluft lockte.

Die Gerichtsdiener schlichen, leise wie die Gespenster, statt aus der Unterwelt zu kommen, in die Unterwelt hinab. Faulhans plötzlich ergriffen, verlor Besinnung und Sprache zugleich, und wurde weggeführt, eh' die Gäste es recht bemerkten. Nur Miranda lächelte triumphirend auf den Anführer der Schergen, der einst ihren Reizen gehuldigt hatte, als sie noch Priesterin in Thaliens Tempel war.

X.

Das Todesurtheil.

Aus der düstern Kerkernacht wurde Faulhans am nächsten Tage wieder an's Tageslicht geführt, aber an das traurige des Gerichtssaales, in welchem die versammelten Richter bereits am Rathstische saßen. Zwei Schergen führten die mit Ketten belastete Todesgestalt des Missethäters herein, auf dessen bleichem Gesichte der Fluch der Sünde lag. Ein Scherge trug das Schwert und die Pistolen des Raubmörders.

Einem alten Herkommen gemäß, durften auch Fremde den peinlichen Verhören beiwohnen. Unter dieser, größtentheils aus Kaltblütigen und Neugierigen bestehenden Versammlung befand sich aber eine Person, welche vom tiefsten

Schmerz durchdrungen war, eine ärmlich gekleidete Matrone, welche auf eine seltene Weise die Schwäche der weiblichen Natur und des hohen Alters mit der höchsten Kraftanstrengung vereinigte.

Und diese Matrone war die Mutter des Verbrechers! Faulhans, in stumpfsinnige Verzweiflung versunken, hatte die Greisin, an welcher er vorüberging, nicht erkannt, auch ihren Wehruf nicht vernommen.

Das Verhör begann, und ein wohlthätiger Strom von Thränen kam der Unglücklichen zu Hilfe. Nur so vermochte sie es, die schreckliche Scene zu ertragen, ohne todt zur Erde zu stürzen. Ein Scherge, der weder die Qual des Schmerzes noch den Balsam der Thränen je kennen gelernt hatte, verwies ihr, mit wichtiger Miene und brutalen Worten, das Weinen als ein unanständiges Betragen. Die Thränen erstarrten vor dem Eishauche der Gefühllosigkeit, und die Greisin mit ihnen.

Rührig, der Bürgermeister, obenansitzend, hatte anfangs den Delinquenten nur mit einem flüchtigen Blicke angesehen, denn dem reinen, edlen Manne fiel in seinem Ehrenamte nichts schrecklicher als der Anblick eines Verbrechers und der Augenblick der Verurtheilung.

Nun war die Einleitung des Verhöres geendigt, und der befragte Verbrecher, der wie stumm und taub, keine der an ihn gerichteten Fragen beantwortet hatte, begann jetzt zu sprechen. An der Stimme erkannte Rührig den Unglücklichen, dessen entstelltes Angesicht er vorhin nicht erkannt hatte. Er blickte auf die Schreckensgestalt; ein Dolch

drang in sein Herz, ein Wehruf aus seinem Munde. Er wendete sein Antlitz weg, und hielt sich mit der Rechten am Tische fest, um nicht vom Stuhle zu sinken.

Das Verhör wurde fortgesetzt. Faulhans versuchte anfangs zu leugnen; bald aber verwickelten und widersprachen sich seine Aussagen, und er gestand nun Alles. Die Zeugen, unter ihnen selbst der verworfene Einäugige, vollendeten den Beweis, und das Zusammentreffen der Umstände sprach für die Wahrheit ihrer Aussagen.

Die Richter erkannten ihn einhellig als des Raubmordes überwiesen, selbstgeständig und schuldig, der Todesstrafe durch den Strang.

Rührig unterzeichnete mit zitternder Hand das, vom Rathsschreiber ihm vorgelegte Urtheil, und sprach mit bebender Stimme: „Gott sei seiner Seele gnädig!“ —

Die Mutter stürzte ohnmächtig zu Boden.

XI.

Die Richtstätte.

Und dennoch gab die Verzweiflung dieser Mutter, die wir so eben in bewußtloser Ohnmacht zu Boden stürzen sahen, eine solche Kraft, daß sie es über sich vermochte, einer Scene beizuwohnen, von welcher der Leser sich mit Entsetzen und Abscheu wegwenden wird. Ich wage es daher nicht, diese Scene auszumalen, und stelle das gräßliche Bild in den Hintergrund, damit der Leser nur ein paar flüchtige Blicke darauf werfe und sich dann schnell davon abwende.

Und dieses Bild ist der Galgen, das Ziel, zu welchem Faulhans auf einem Karren die letzte Reise machte. Er lehnt seinen Rücken gegen den Sarg, der den Körper nach der gewaltsamen Operation des Henkers aufnehmen soll, und nach Sonnenuntergang den Entseelten auch wirklich aufnahm.

Ich wage aber kaum zu entscheiden, was von beiden erschütternder und empörender zu sehen ist: die Hinrichtung eines Verbrechers oder der größere Theil der Menschenmenge, welche derselben beiwohnt, und so zu sagen, eine Art von Galgenfest begeht, gleichgiltig, neugierig, selbst entartet.

Es gehört der Griffel eines Hogarth dazu, um Geschöpfe, die, wenn auch noch nicht eigentliche Verbrecher, doch den Keim aller Verbrechen in sich hegen, und das Gepräge vom Hang zum Lasterleben in allen Gesichtszügen zur Schau tragen, Scheusale, die zum Galgen noch nicht reif sind, Karrikaturen der Verworfenheit, mit so lebendigen, charakteristischen Umrissen darzustellen.

Mehrere der entmenschten Zuschauer, die sich bei diesem Galgenfeste versammelten, waren, wenn wir dem biographischen Sittenmaler Hogarth trauen dürfen, wirklich von der Art, daß man von einem Ebenbilde Gottes bei ihnen keine Spur fand, und sie nur deshalb dazu gekommen zu sein schienen, um das Gräßliche des Lasters und Verbrechens noch gräßlicher zu machen.

Ich wage es nur, einzelne Bilder aus diesem Abgrunde der Verderbtheit auftauchen und blitzschnell vorüberfliegen zu lassen, eine moralische Todtenerscheinung!

Wirf, Leser, nur einen Blick auf die Verruchte, die

sich in der Nähe des schmählichen Todeswerkzeuges mit Branntwein betrinkt! Wirf einen Blick auf den Herzlosen, der einen Hund beim Schweif hält, den er, um sich und Andern einen Spaß zu machen, in die Ferne schleudern will! Wirf einen Blick auf die anwesende hoffnungsvolle Jugend, auf den Knaben, der im Angesichte des Galgens einen Kuchenverkäufer bestiehlt! Wirf einen Blick auf die beiden Jungen, die sich um die aus einer Schiebkarre herausfallenden Waren balgen, welche sie für gute Beute erklären! Wirf einen Blick auf die Beiden, die sich über den in eine Pfütze tretenden Stadtwächter höchlich belustigen! Wirf einen Blick auf den Buben, dessen schadenfrohes Gesicht zeigt, daß seine genießende Seele in den Anblick der Hinrichtung wie in den Genuß einer theatralischen Vorstellung versunken ist und den Augenblick des Erwürgens mit Ungeduld erwartet! Wirf einen Blick auf die beiden im Gedränge kämpfenden Mannweiber! Wirf einen Blick auf den Schuft, der die Perüke auf dem Stocke, wie eine Fahne emporhält!

Wirf nun noch einen Blick, den letzten, auf das Schrecklichste von Allem, auf die Mutter desjenigen, den sie einst freudig unter ihrem Herzen trug, und nun das Leben am Schandpfahle endigen sieht. Die Verzweiflung zog sie nach dem Richtplatze, als sie aber dort angelangt war, vermochte sie es doch nicht, den gräßlichen Anblick zu ertragen; sie verhüllte sich das Gesicht, als glaubte sie sich durch diese, sich selbst aufgedrungene Finsterniß, der Erde und der Gegenwart zu entziehen und die Nacht des Grabes vor sich zu haben. Vergebens umgaben einige Tröstende die Trostlose. Sie

öffnete endlich die Augen, erblickte die entseelte Schreckensgestalt desjenigen, dem sie das Leben gab, um in ihm den bösen Geist ihres Lebens zu finden, und schloß dann die Augen, um sie nicht mehr zu öffnen.

Ich und unser Freund Hogarth, wir Beide wissen jetzt nichts Besseres zu thun, als den betrübten Leser in die Mitte zu nehmen, ihn von dem widrigen Schauplatze des bestraften Lasters eiligst zu entfernen, und, damit jene unangenehmen Eindrücke bald verwischt werden, ihn dahin zu führen, wo er nichts als festliche und ergetzliche Scenen erblickt.

Es hatte sich getroffen, daß kurze Zeit nach jener Exekution der Fürst mit seiner Gemahlin durch das Städtchen fuhr, und einen Tag darin zu verweilen beschloß. Rühri g's guter Character und seine vielfachen Verdienste waren dem Fürsten bereits bekannt. Was Rührig in der neuesten Zeit geleistet hatte, wie er Zucht und Ordnung im Städtchen aufrecht hielt, wie er die Umgegend von den Räuberbanden reinigte, wie er allen Einwohnern im Guten mit seinem eigenen Beispiele vorleuchtete, für Alles dies beschloß der edle Landesfürst den wackern Regenten des Städtchens nun zu belohnen, indem er ihm eigenhändig die Ehrenkette umhängen wollte. Rührig erhielt den Auftrag, sich in feierlichem Zuge auf die im Städtchen gewöhnliche Weise nach dem, von dem Fürsten bewohnten Hause zu begeben.

Als der Zug vor dem Hause ankam, trat der gnädige Fürst mit seiner Gemahlin auf den mit Tapeten behangenen Balkon, um das Volksfest anzusehen, da alle Einwohner

des Städtchens sich selbst vom Glanze der, ihrem unmittelbaren Oberhaupte widerfahrenen Ehre angestrahlt fühlten.

Der Geist der höchsten Lustbarkeit ist in Alle gefahren, insbesondere aber in die Stadtmiliz, die hier Alles in Ordnung halten sollte und auch erhalten hätte, wenn nicht eine gewisse Flüssigkeit ihr die Festigkeit geraubt und der Freudentaumel nicht einen noch stärkeren Taumel nach sich gezogen hätte.

Willst Du, Leser, recht herzlich lachen, so wirf Deine Blicke nur auf einige Männer dieser Stadt- und Friedens-Miliz, und Du wirst mit Vergnügen sehen, wie Keiner zum Andern paßt, Keiner sich um den Andern oder um ein Commandowort bekümmert; wie einige ihre Flinten nicht tragen, sondern von ihnen getragen werden; wie der Bierkrug der eigentliche Wachkommandant ist; wie Einer aus eigenem Belieben die Flinte losfeuert und über den Knall selbst erschrickt; wie der Befehlshaber des buntscheckigen Heeres sich gar in eine Art von Ritterrüstung gesteckt hat, um sich und das Fest zu verherrlichen; wie Einer, der im Wirthshause sich selbst und das Fest vergessen hat, seinen Kriegskammeraden nachtaumelt, aber, bevor er sie einholt, die Erde küßt, während er sich den Fall, daß sein Fall so nahe ist, gar nicht als möglich denken kann; wie der Eine sich den Hut in seiner martialischen Stimmung so tief in die Stirne drückt, daß er nicht mehr sehen und in blinder Wuth den eigensinnigen Hut nicht mehr lüften kann; wie unter denen, die noch in Reih und Glied stehen, der Flügelmann als kleinster von

allen, die verkehrte Welt vorstellt; wie ein anderer ein Tuch um den Kopf gebunden hat, als wolle er blinde Kuh spielen u. s. w.

Und nun, lieber Leser, ist die Geschichte zu Ende. Bist Du zufrieden und vergnügt, so lasse Dich von der allgemeinen Lustbarkeit begeistern und bringe dem wackern Hogarth einen — Toast!

Adolar und Roberto. Zwei in Einem.

Ausgetobt hatte der Seesturm; in der Ferne verhallte sein letztes dumpfes Brausen. Die Himmelsgebirge der schwarzen Gewitterwolken theilten sich und zwischen ihnen schoß die Abendsonne ihre rothglühenden Strahlen hervor.

Auf den Fluten, die mit schaumbedeckten Häuptern, bald riesengroß sich hoben, bald tosend zusammenstürzten, schwammen die Leichname der Schiffbrüchigen, von Schiffstrümmern und reichbeladenen Kisten umgeben. Viele derselben trieb die See an den Strand eines Eilandes, welches im bläulichen Abenddufte friedlich und freundlich dalag. Zuletzt wälzten die Wogen noch eine lange, hagere Menschengestalt an das Ufer. Von den Resten eines zerrissenen Gewandes bedeckt, lag sie, mit geschlossenen Augen im bleichen Gesicht, starr auf dem sandigen Boden.

Wasservögel, über das menschenähnliche Schreckbild hinstreifend, flogen, kaum genähert, mit gellend scheuem Angstgeschrei sogleich wieder hinweg.

Vergebens buhlten die Sommerlüfte, den Starren mit ihrem warmen Odem zu beleben; vergebens übergoß die Abendröthe den bleichen Leib mit ihrem Rosenduft. Der Tod schien von seiner Beute nicht mehr ablassen zu wollen. —

Schon verhüllte Nacht die leise säuselnden Haine der Insel und die dumpfrauschenden Wogen des Meeres. Hoch am dunkeln Himmel stand der Mond, umlagert vom Sternengewimmel, und hüllte die weite Gegend in sein weißes Trauerlicht; da erhob sich die grauenhafte Gestalt, wimmerte, bebte, blickte, vom zweifelhaften Nachtscheine umflort, unter den Trümmern forschend umher, richtete sich endlich hoch empor, und sprach mit dumpfer Stimme: „Wo bin ich? Im Grabe nicht! Ich schaue Licht, ich athme Lebensluft. — Und doch nicht im weichen, warmen Schooße des Lebens? Todesgrauen schauert durch Mark und Gebein; ich bin allein, und Grabesöde schweigt um mich her. Fremd ist mir Alles, fremd bin ich mir selbst! Die Brust, wie schwer! Das Herz, wie kalt! Der Geist, wie fern von Lieb' und Hoffnung! Sprich es aus, Verzweiflung! ich bin todt" —

„Meer, Du Schlund des Verderbens von Tausenden! Warum hast du mich nicht verschlungen? Durftest du nicht? Ist das Maß meiner Leiden noch nicht voll? Mond, du Gräberfackel! Wie wunderbar zeigst du mir, der sich selbst verlor, in räthselhafter Dämmerung hier eine neue Welt! — Ausgeworfen an ein unbekanntes Gestade, steh' ich bebend unter Trümmern und Leichen. Vor wenig Stunden noch Sturmgeheul und Todesröcheln und des Blitzes Flammenpfeile! Himmel, Meer und Erde in Aufruhr! Und nun schläft die Natur im Mondlicht so friedlich, wie ein neugebornes Kind. O Erde, der armen Menschen Wiege und Grab seit Jahrtausenden! Was sind all' deine Schlachten und Schiffbrüche, all' deine Vulkane und Seuchen? Sie toben

und vertoben: kaum die Spur einer Narbe bleibt von ihnen zurück, und ewig klar und ruhig strahlt oben des Äthers reines Himmelslicht. Nicht so der Mensch! Freudenjubel oder Schreckenstöne, die in der Außenwelt längst verschwunden sind, klingen, ihr geistiges Echo, in seinem Innern fort und fort. — So glüht denn, ihr Wunden an meinem Leibe! Schüttle mir, Frost, die morschen Glieder! Durchzuckt mich, ihr Schmerzen, wie Blitze den Himmel! Was thut's? Ist nicht das ganze Leben eine Reihe von Schiffbrüchen? Und dieser Schiffbruch, er ist ja nur das Sinnbild meines gescheiterten Lebens. Wäre er doch auch von allen meinen Schiffbrüchen der letzte!" —

Bei diesen Worten zitterte die Gestalt vor Frost, grinste mit verzerrten Gesichtsmuskeln, heulte laut auf zum Monde, und sank bewußtlos zu Boden.

Die aufgehende Sonne sah das sonderbare Wesen kniend und mit gefalteten Händen zum Himmel schauend. Sein Geist, nun klar wie das Blau des Firmaments, flehte zum großen Geiste des Weltalls, der ihn und die Natur neu belebte. In einiger Entfernung von dem Verzückten standen mehrere Einwohner der ruhigen, glücklichen Insel. Scheue Bewunderung malte sich auf jedem Gesichte, nicht ohne einen Beisatz von Mitleid über den unverkennbaren Contrast von Geisteserhebung und Leibeszerrüttung; denn edel, doch seltsam, schien die Morgenfeier des bewegungslos Knienden.

Nur einzelne Worte und Laute unterbrachen die tiefe Stille; der Betende aber vernahm die Menschen nicht, sah

nur den Himmel, und segnete die Sonne, die ihn jetzt durchwärmte, da er vom Sturme des Meeres und des Lebens noch schauderte. Das Wohlgefühl der Sonnenwärme löste endlich das Band der betäubten Sinne, und versenkte ihn in einen erquickenden Schlaf. Gott dankend und Gott allein denkend, sank der Schläfer sanft, wie auf den Wink seines Schutzgeistes, zur Erde. Der grüne Rasen wurde ihm zum weichen Bett, der Himmel selbst sein Baldachin.

Die Insel, auf deren Kräuterbette der Fremdling nun schlummerte, lag fern von dem großen Continental-Reiche, zu dem sie gehörte. Der Culturgrad ihrer Bewohner war kein höherer, als ein etwas veredelter Naturstand; ihr gemeinschaftlicher Charakter ruhig, sanft und freundlich. Die holden Tugenden, ihnen von der Natur als Mitgift des Lebens angeboren, übten sie aus, ohne es zu wissen; Laster und Verbrechen, die den Menschen entwürdigen und die Erde verheeren, kannten sie nur aus dunkeln Nachrichten, welche manchmal vom Mutterstaat eintrafen, wie man am Rande des fernen Horizontes drohende Grauengestalten schwarzer Gewölke erblickt, die, ohne dem sonnenlichten Bezirke des Schauenden näher zu kommen, vorüber ziehen und spurlos verschwinden.

Hier war der Menschenliebe Heimat. Die himmelklare Redlichkeit ging mit der Treue Hand in Hand. Die Lust war immer rein, und fröhlich die Pflicht. Der Schmerz zerriß die Seele nie mit wilder, zerstörender Kraft, da sich mit ihm nie das Gift der Schuld vermischte und kein physisch- oder moralisch- naturwidriger Zustand

ihn hervorbrachte. Das Gesetz zeigte sich den friedlichen Menschen hier, wie den Frommen ein Heiligenbild in der Kirche erscheint. Jeder Statthalter, welchen der Beherrscher des großen Continental-Mutterstaates auf diese Insel sandte, erhielt diese Stelle als eine Auszeichnung und Belohnung für lange treue Dienste, denn er lebte dann hier so, wie ein glücklicher Vater unter seinen Kindern.

So war denn die schöne Insel reich an köstlichen Produkten, noch reicher an guten und zufriedenen Menschen. Freilich schlich das Leben der Bewohner etwas einförmig dahin, dafür aber auch ohne jene lange Weile, welche alle wechselnden Taumelgenüsse der geräuschvollen großen Welt im Schooße des Luxus begleitet.

Jetzt wurde die stille Gleichförmigkeit durch zwei Gegenstände unterbrochen, die Alles in ungewöhnliche Aufregung brachten; durch das Erscheinen des Schiffbrüchigen und das Eintreffen von Neuigkeiten in Betreff eines großen Mannes im Continental-Reiche, dessen Tugenden und Geistesgröße die allgemeine Bewunderung und Verehrung erregten.

In der Mitte des Eilandes lag, wie ein Freudensaal der Natur, ein liebliches, fruchtbuntes, farbenreiches Thal mit feinen weichen, schwellenden Blumenkissen, auf drei Seiten von sanften Hügeln umschlungen, auf der vierten aber offen, mit freier Aussicht gegen das Meer, in dessen Schooß ein kleiner Fluß, welcher das Thal blinkend durcheilte, sich behaglich ergoß. Auf den Hügeln standen die Wohnungen der Insulaner, hinter welchen dichte Wälder bis an die entgegenstehenden Ufer sich hinabsenkten. In den Hügeln

wölbten sich kühle, dämmerige Grotten, deren eine der Schiffbrüchige — so nannte man ihn, der seinen Namen nicht nannte, in Besitz nahm. Ungeachtet sein verstörtes, seltsames Wesen den Insulanern oft unheimlich schien, erweckte doch die Spur von der, nach einem großen Unglück zurückgebliebenen Wehmuth, die ihn wie ein nächtlicher Dämon umschattete, ihre Theilnahme in hohem Grade; denn es schien, als ob ihnen etwas zuflüsterte: „Seht doch den armen Mann! Ihn traf im Großen und mit schwerem Gewicht, was Jeden von uns im Kleinen, zwar geringer, aber stündlich treffen kann!" —

Durch so wohlwollendes Entgegenkommen wurde der Fremdling — er mag indeß Adolar heißen — immer ruhiger und zutraulicher, denn die Liebe erwärmt und erhellt des Menschen Inneres, wie die Sonne das Äußere.

Adolar entwickelte in seinen Gesprächen ungemeine Kenntnisse und einen Schatz von Erfahrungen, manchmal aber, obschon immer seltner, ergriff ihn eine sonderbare, böse Heftigkeit. Sein Zustand, ein Kampf des Wahnsinns mit der Seelengröße, erweckte dann noch mehr Rührung und Mitgefühl, wie Ruinen, die im Schein der Abendröthe glänzen, den Schauenden noch wehmüthiger stimmen. Erreichten die bösen Ausbrüche den höchsten Grad der Heftigkeit, dann loderte wildes Feuer in den rollenden Augen; die Adern schwollen, der gepreßte Athem keuchte, und die Hände ballten sich krampfhaft. Dies geschah vorzüglich dann, wenn das Gespräch auf einen gewissen Grafen Roberto fiel, dessen Tugenden und große Eigenschaften

man bewunderte und verehrte. Eines Tages gerieth Adolar dabei in solche Wuth, daß ihm eine Ader im Auge barst und ein Bluttropfen, im weißen Raume glühend, wie ein feuriges Meteor in heller Mondnacht, haften blieb.

Man zweifelte jetzt nicht länger, daß zwischen beiden Männern die heftigste Feindschaft walte. Jeder vermied es nun, sorgfältig schonend, diesen Gegenstand zu berühren; aber Adolar selbst führte das Gespräch jetzt mehr als sonst darauf, gleich Einem, der im Fieberanfall die eigene Wunde sich aufreißt.

Alltäglich, wenn die glühende Sonnenscheibe in die Meeresfluten sank, fanden sich die Inselbewohner, alt und jung, im Abendscheine am Meergestade ein; Gespräche wechselten mit Gesängen. Nun ertönte hier von allen Lippen das Lob des Grafen Roberto. Jeder wußte von irgend einem Charakterzug oder von irgend einer That zu erzählen, die man nicht genug rühmen konnte. Wetteifernd wurde dann so lange forterzählt, bis der Mond die Dämmerung erhellte.

Ein Jüngling, Glut in Blick und Wort, sprach mit höchster Lebhaftigkeit: „Roberto, edel, kühn und mild, ist fürwahr das schönste Bild der Liebe! Hört nur den einzigen Zug! Das holde Mädchen, dem er Lieb' und Treue schwur, wurde ihm von den Verwandten aus nichtigen Gründen verweigert; die Herzlosen führten sie in ein fernes Land, in der Absicht, sie dort zu einem verhaßten Ehebündniß zu zwingen. Roberto aber — was that er? Roberto hält seinen Schwur; er eilt, sie zu finden, aus seiner Heimat,

durchzieht Länder, fliegt über Strom und Meer, trotzt der Gefahr, trotzt dem Tode, besiegt das feindliche Schicksal, besiegt den Haß, erringt die Geliebte und mit ihr das Glück seines Lebens!"

So sprach der Jüngling. Aus Aller Augen glänzte ihm der Widerschein seines Entzückens entgegen; aber in die Lobsprüche scholl plötzlich ein wildes Gelächter hinein. Gleich einer bleichen Grabgestalt grinste Adolar in den Kreis. Er hielt mit den Händen ein weißes Täubchen empor; es schlug mit den Flügeln, flatterte bang und sträubte sich; er aber drosselte und würgte es, daß dem Thierchen die Augen vordrangen und das Blut aus dem Schnabel quoll. Er fing die warmen Tropfen in die hohle Hand auf und sang mit mordgierig wilder Lust:

»So endet der Liebe allmächtiges Glück!
So wendet die Treue ein Augenblick!
So sendet das Schicksal den Tod uns zum Glück!«

So sang er, schauerte, und schritt dahin wie ein Geist der Nacht. Die Taube lag todt; schweigend entfernten sich Alle.

Als die Sonnenglut am nächsten Abend wieder in's Meer sank, stand die Versammlung abermal im Purpurlicht des Abends. Ein schöner Mann führte begeistert das Wort und sagte: „Roberto ist auch der Freundschaft schönes Bild! Er vereinigt mit dem Glanz hoher Geburt den herrlichsten Geist und das beste Gemüth. So stieg er bald von Stufe zu Stufe, und bekleidete die höchsten Staatsämter. Seine glänzende Laufbahn war gerade das Gegenstück zu der seines Jugendfreundes Arthur, in dessen Verfol-

gung ein feindseliges Schicksal sein Äußerstes that. Arthur, zu stolz, um sich im Stande der Erniedrigung dem erhabenen Freunde zu zeigen, verschmähte es, als ein Gegenstand des Mitleids zu erscheinen, und verbarg sich ängstlich vor dem, der ihn glücklich machen konnte und wollte. Roberto wußte aber den, der ihn verkannte, aufzufinden, und zwang ihn, das Glück des Lebens aus seinen Händen anzunehmen, und an die Macht der Freundschaft zu glauben. Schon bekleidete Arthur eine ehrenvolle Staatswürde, und erfreute sich des verdienten Genusses von Glücksgütern, machte sich aber während seiner Amtsverwaltung durch sein stolzes Wesen bald Feinde, die, mächtiger als er, nichts unversucht ließen, ihn zu stürzen. Schon stand er am Rande des Verderbens. Nur Roberto, der für den Freund Alles aufbot, ja sein eigenes Wohl auf die Spitze stellte, vermochte es, ihn zu retten."

Während dieser Erzählung kamen mit hastigen Schritten zwei Männer herbei, Adolar in ihrer Mitte. „Seht," riefen sie, „seht den Undankbaren! Wir waren die Ersten, die sich ihm näherten, da Alle noch vor ihm Scheu trugen. Wir haben den Hilflosen gekleidet, genährt, gepflegt. Wir haben an ihm gehandelt wie Freunde. Und wie wollte er vergelten? Als wir nach Hause kamen, trafen wir ihn, mit einer Fackel in der Hand umherschreitend, um die Wohnungen seiner Wohlthäter in Flammen auflodern zu lassen.

Die Anwesenden vermochten's nicht über sich, der Anklage Glauben beizumessen; sie vermutheten, es müsse hier ein Irrthum obwalten. Man drang in Adolar, sich zu

rechtfertigen. Er sagte: „Freundschaft ist Eigennutz, Wohlthätigkeit geschminkte Heuchelei. Schnell verwandelt sich ein Palast in Asche, noch schneller die Freundschaft in Feindschaft. Dankt mir, daß ich euch das wollte einsehen lernen!“

Die Insulaner fanden sich genöthigt, dem Unglücklichen nun den Zutritt zu ihren Wohnungen zu versagen; man beschränkte seinen Aufenthalt auf die abgelegenste der Grotten.

Nun verfloßen mehrere Tage, welche die sonderbarsten Ereignisse in einer Reihe der kontrastirendsten Scenen zeigten. Es schien, als füge ein feindseliges Geschick es, daß, so oft von jenem herrlichen Roberto, der ununterbrochen der Gegenstand allgemeiner Verehrung blieb, irgend eine große That, eine schöne Handlung, ein edler Zug erzählt wurde, Adolar immer etwas dem ganz Entgegengesetztes that, als müsse oder wolle er den Menschen, dessen Geistesgröße und Seelenschönheit man in jenem Manne kaum bewundert hatte, nun eben so in seiner Nichtigkeit und Verworfenheit zeigen, und gleichsam ein entwürdigendes Zerrbild der Menschheit aufstellen.

Einige Tage vor jenem fürchterlichen Sturme, welcher die Ufer der Insel mit Trümmern und Leichen bedeckte, und Adolar's Leichengestalt an's Land geworfen hatte, war der Statthalter gestorben; man erwartete den Nachfolger.

An einem heitern Abend landete ein stattliches Schiff. Alt und Jung eilte an's Ufer und begrüßte die Ankommenden mit Freudengeschrei. Der neue Statthalter stieg aus dem Schiffe, ein junger Mann, dessen Miene die schönste

Verschmelzung von Geist und Herzensgüte verkündigte. Ihm zur Seite wandelte seine Gemahlin, blühend im Reize der Jugend, ein Bild der liebenswürdigsten Anmuth.

Der Statthalter zeigte das eifrigste Bestreben, sich von der Insel die genaueste Kenntniß zu verschaffen und für das Wohl der Bewohner nach Kräften zu sorgen. Zu dem Behufe scheute er keine Mühe, um sich von Allem mit eigenen Augen zu überzeugen, und gab schon in den ersten Tagen Beweise von Gerechtigkeit und Menschenliebe, Kenntniß und Klugheit. Gegen den milden Charakter dieses edlen Mannes kontrastirte um desto greller Adolar's wilde Heftigkeit, die mit jedem Tage so stieg, daß es nicht mehr räthlich schien, ihm den bisherigen Genuß der Freiheit länger zu gestatten.

Die Sache wurde dem Statthalter gemeldet. Dieser, gewohnt, Alles selbst zu untersuchen, ließ sich zu der abgelegenen Grotte führen, welche Adolar bewohnte.

Die Morgensonne erleuchtete den Vordergrund der Höhle, während die Tiefe in Dämmerung lag. Stille herrschte im dunkeln Gewölbe. Auch die Eintretenden gingen leise und schweigend.

Ganz im Hintergrunde erhob sich Adolar's hohe Gestalt in glänzend weißem Gewand, unbeweglich und ernst, und starrte gerade vor sich hin. Der Statthalter trat näher, Adolar sah ihn nicht. Der Statthalter redete ihn an, Adolar hörte ihn nicht. Endlich ergriff Jener die rechte Hand des Regungslosen. Nun fuhr Adolar heftig empor und rief mit rauher Stimme:

„Was wollt ihr, Ruhestörer?" Der Ton schien den

Statthalter so zu treffen, als sei ein Donnerkeil aus den Wolken auf sein Haupt gefallen. Er schwankte, taumelte, und fiel mit dem Ausruf: „Ist's möglich? Nicht todt?" in die auffangenden Arme der zwei Männer, die ihm zunächst standen.

Nun erhob sich Adolar, und schritt mit funkelnden Augen gegen den Statthalter, den man auf einen dicht bemoosten Stein gelegt, und sagte, ihn wild anstarrend: „Hast auch Du dort über'm Meere Treue und Glauben gebrochen, Freundschaft und Liebe verrathen, und willst nun hier Belohnung ernten für Deine Verbrechen? Ja, — sollst ihn finden, den Lohn, wie Du ihn verdienst, Frevler des Continents!"

Mit diesen Worten riß er einen gewaltigen Stein von der Felswand und holte aus, ihn auf den Liegenden zu schleudern. Ein Schrei des Entsetzens Aller. Viele Arme faßten den Arm des Schleudernden zugleich, und der Stein fiel zu Boden, ehe er das Ziel erreichte, das er treffen sollte. In demselben Augenblicke kam der Statthalter zu sich. Dem Blick folgte, eine Verschmelzung von Entsetzen und Entzücken im Tone, der Ausruf: „Roberto — mein Vater!"

In Adolar's Seele schien mit diesem Worte die Rückerinnerung an eine große Vergangenheit aufzudämmern, doch wirkte die Gewalt der Szene, die jetzt zugleich auf ihn eindrang, auf den geschwächten Körper zu heftig, um ein klares Erkennen aufkommen zu lassen. Das unruhige Spiel der Muskeln, das unstäte Feuer der Blicke, das rastlose

Verändern der Gesichtszüge zeigten den Aufruhr in seinem Innern; er vermochte aber nicht auszusprechen, was in ihm vorging, weil dessen, was er sagen wollte, zu viel war. Eben dieser Zustand überzeugte den Statthalter immer mehr, daß er sich nicht irre, und daß der unglückliche Mann, der ihn jetzt tödten wollte, derselbe sei, dem er das Leben verdanke.

Und so war es auch. Adolar und Roberto waren eine und dieselbe Person, die aber, mit sich selbst und mit der Welt zerfallen, gewissermaßen ein moralischer Doppelgänger geworden war. Daher Adolar's Entsetzen und sein Rasen, wenn von Roberto die herrlichsten Züge erzählt wurden, denn er war ein so ganz Anderer geworden, so verschieden von dem, der er einst war, daß er in dem irren Zustande der Zerfallenheit in jenem allgemein bewunderten Roberto sich selbst nicht mehr erkannte, sondern ihn für seinen Todfeind, für den treulosen Arthur hielt. Aus Haß gegen diesen, die Welt und sich selbst, entbrannte er bei jenen Erzählungen, die unter anderm Namen ihn priesen, gewöhnlich in Wuth, und that dann das Gegentheil von dem, was die Erzähler als Nachrichten, die sie vom Continent einzeln erhielten, mit Begeisterung priesen.

Den Aufschluß zu alle dem gibt die Reihe jener Begebenheiten, die sich zutrugen, ehe Adolar, Schiffbruch leidend, an die Eilandküste geworfen ward. Das Wesentliche der Vorgeschichte besteht in Folgendem:

Adolar war als Jüngling wirklich das schönste Bild der Liebe, so edel, kühn und mild, wie jener Jüngling in

der Abendversammlung unter freiem Himmel erzählte. Das holde Mädchen, dem er Lieb' und Treue schwur, wurde ihm von den Verwandten aus wichtigen Gründen wirklich verweigert. Die Herzlosen führten die Holde wirklich in ein fremdes Land, um sie dort zu einem verhaßten Ehebündnisse zu zwingen. Adolar, seinem Schwur getreu, durchzog Länder, flog über Ströme und Meere, trotzte der Gefahr und dem Tode, besiegte das feindliche Schicksal, und errang die Geliebte. Der Ruf von der Liebe und dem Glücke des romantischen Jünglings hatte sich weit verbreitet und war auch bis zum fernen Eilande geflogen; nicht so das traurige Gegenstück; denn ach! die so muthig und schwer errungene Geliebte vergiftete durch Treulosigkeit das Glück, welches Adolar nur zwei Jahre in ihren Armen genoß. Daher kam es, daß Adolar, da er Begebenheiten aus seiner eigenen Lebensgeschichte unter fremden Namen erzählen hörte, in Wuth gerieth und das Täubchen würgte, als habe er die Treulose selbst unter seinen rächenden Händen. Darauf bezogen sich auch die von ihm schauerlich vorgetragenen Verse:

»So endet der Liebe allmächtiges Glück!
So wendet die Treue ein Augenblick!
So sendet das Schicksal den Tod uns zum Glück.«

Adolar hatte einen Jugendfreund. Er zog den vom Schicksale verfolgten Arthur aus dem Staube der Niedrigkeit zum Gipfel des Glückes empor; er rettete den Gestürzten mit eigener Gefahr und mit großen Aufopferungen. Auch diese schöne That hatte der Ruf weit umher verbreitet; man wußte aber nicht, was darauf gefolgt war, wußte

nicht, daß der Gerettete seines Retters Nebenbuhler um Macht und Würde war, ihm, dem er seine Erhebung und sein Glück verdankte, Macht und Würde raubte, und den Wohlthäter, den Freund, in den Abgrund des Elends stürzte.

Nun versank Roberto von Adolar, von Menschenhaß ergriffen, in eine tiefe Schwermuth, die ihn mit ihren nächtlichen Flügeln immer drückender umfaßte. Ein trauriges Vergessen der Außenwelt und aller Verhältnisse drängte ihn immer mehr in sein Inneres zurück. So brütend über den Bösen, entartete sein trostloser Zustand endlich in Geisteszerrüttung.

Er hatte einen trefflichen Sohn; er kannte ihn nicht mehr. Er verließ heimlich die Stadt, schiffte sich ein, segelte fort, ohne zu wissen, wohin, und ward, nach langem Herumirren und nach vielen Widerwärtigkeiten, indem er abermals zur See ging, von einem Sturm ergriffen, der das Schiff zertrümmerte, auf dem er fuhr. Was Leben hatte, ging zu Grunde, unter diesen wohl viele Glückliche, die nach Gattin und Kindern in der Heimat sich sehnten! Nur Er, der Unglücklichste von Allen, ward von den Fluten an das Ufer der Insel getragen, wo er jenes Selbstgespräch hielt, als er in jener Mondnacht unter Trümmern und Leichen erwachte und zuerst sich todt glaubte, dann todt wünschte. In der Residenz glaubte man, der Vermißte, den man, alles Nachforschens ungeachtet, nicht mehr fand, habe sich selbst getödtet. Der Zustand, in dem man ihn wußte, gab der Vermuthung die meiste Wahrscheinlichkeit.

Der neue Statthalter war der Sohn des Unglücklichen Roberto von Adolar. Beide erkannten sich. Er-

klären muß ich nur noch, wie Guido von Adolar, obschon noch Jüngling, zu einer Würde gelangte, die sonst nur Greisen oder Männern verliehen wurde.

Arthur, der nichtswürdige Verräther am edelsten Freunde, er, der seinem, erst im Schooße des Glückes erwachenden Ehrgeize, Pflicht und Recht aufopferte, blieb seines unrechtmäßig erworbenen Besitzes nicht lange froh. Adolar's Verschwinden und muthmaßlicher Selbstmord warf den ersten Gifttropfen in den Taumelbecher seines unverdienten Glückes. Die geheimen Frevel, deren er sich zu Adolars Sturze schuldig gemacht hatte, wurden dem Fürsten durch redliche Männer enthüllt, und Arthur fand bald den schweren Arm der strafenden Gerechtigkeit. Mit der Ungnade des Fürsten traf ihn zugleich die Verabscheuung der Edlen des Landes. Unter diesen war nur Einer, der ihn nicht so hassen konnte, wie er es verdiente. Dieser Eine war Guido von Adolar, war's deshalb, weil Arthur eine Fürsprecherin hatte, so mächtig, so reizend und so schuldlos, daß nur ein ehernes Herz ihr hätte widerstehen können. Arthur konnte die ihn treffende Schande und die ihn folternden Gewissensbisse nicht überleben. Er wußte, wie innig Guido und Alphonsine sich liebten, und legte noch in seiner Todesstunde ihre Hände in einander, indem er zur Tochter mit schon matter Stimme sagte: „Vergüte dem Sohne, was ich dem Vater raubte — die Ruhe und das Glück seines Lebens!"

So ward denn Alphonsine die Gattin Guido's. Der Fürst erkannte bald des jungen Mannes ausgezeichnete Geistesgaben, so wie das edle Wesen seines Charakters,

und dachte darauf, ihm nicht nur einen Wirkungskreis anzuweisen, in dem er jene Vorzüge beglückend anwenden könne, sondern ihm zugleich durch eine mehr als gewöhnliche, schnelle und auszeichnende Beförderung das Unglück seines Vaters zu vergüten. Da nun aber in der Residenz Alles den Sohn an die Leiden des Vaters erinnerte und deshalb eine nicht zu besiegende Schwermuth sich Guido's bemächtigte, beschloß der erhabene Fürst, dessen Scharfblicke nichts entging, eine zufällig sich darbietende Gelegenheit auf das zweckmäßigste zu benützen. So wurde Guido an die Stelle des kürzlich verstorbenen Statthalters ernannt.

Hier war wohl eine höhere Fügung unverkennbar; denn Guido fand auf dem schönen Eilande nicht nur den Anfang einer glänzenden und glücklichen Laufbahn, sondern auch Denjenigen, dessen Verlust und Unglück er so lange und so tief betrauerte.

Adolars Gemüthsverwirrung ward zwar Anfangs durch die heftige Erschütterung des sonderbaren Zasammentreffens und Erkennens gesteigert; allmälig wurde aber der Sturm der gestörten Seelenruhe sanfter, und verschwand endlich ganz. So befand sich Adolar nun in derselben Lage, wie damals, als der Seesturm den Gescheiterten halb todt an's Land warf, und er dann in stiller Mondnacht das Bewußtsein wieder fand. Jener Schiffbruch war das Ende seiner Leiden; der Rest seines Lebens verfloß nun wirklich wie eine stillheitere Mondnacht. Guido strebte rastlos, dem greisen Vater das frühere Unglück zu vergüten, so wie Alphonsine sich bemühte, den Frevel ihres Vaters durch die

sorgfältigste Liebe zu sühnen. Adolar aber sprach mit dem letzten Hauche seines Lebens noch die Worte: „Im Gewebe dieses irdischen Daseins sind die Fäden von Glück und Unglück so unzertrennlich durcheinander geschlungen wie Tag und Nacht, und des Menschen Größe und Nichtigkeit, allenthalben dicht an einander gränzend, zeigt den grellsten Contrast. Was soll nun die armselig prunkende Seifenblase des Stolzes? Vergesse der Glückliche ja nie der Strafe, der Unglückliche nie des Lohnes jenseits! Der Leidende hiernieden denke aber an die Lilie, die von der Glut des Sonnenstrahls nicht versengt wird, sondern noch hellweißer erglänzt!"

Legenden

und

biblische Bilder.

Die Macht des Gebetes.

Eine Vision.

Guido hatte große Reichthümer besessen und — vergeudet im Genusse irdischer Freuden; er konnte sein Glück nicht ertragen. Nun war er verarmt; der Schwelger darbte im Elend, er konnte jetzt auch sein Unglück nicht ertragen. Hatte er im Taumel des Wohllebens an Gott nur selten und flüchtig gedacht, so dachte er im Elend an den Allerhöchsten nur mit Unmuth und Widerwillen. So ward denn sein Gemüth nie von kindlichem Vertrauen zum Schöpfer erwärmt, nie dankbar emporgehoben zum Urheber alles Guten, und die beseligende Empfindung des aus dem Grunde des Herzens aufsteigenden Gebetes blieb ihm fremd. Hatte er früher aus sträflichem Leichtsinne nicht gebetet, so unterließ er das Beten nachher ganz, weil er sich selbst durch Grübeln und frevelhafte Scheingründe verblendet hatte.

„Wozu beten?" (sagte er,) „in welcher Absicht? zu welchem Zwecke? — Bete ich in guter Absicht, so gebührt mir das, um was ich bitte, auch ohne Gebet. Ist die Absicht schlecht, so darf das, um was ich bitte, mir auf keinen Fall gewährt werden. — Soll ich beten, weil mir Gutes zu Theil wurde? Gott bedarf meines Dankes nicht. Soll ich beten, um Übles von mir abzuwenden? Gott wird nichts Böses über

mich verhängen, wenn ich nichts Böses verschuldet habe. Ist Gott allwissend, so weiß er ohnedies, was ich wünsche oder scheue; ist er allweise, so weiß er besser als ich, was mir frommt oder schadet. Was Er beschlossen hat, daß es geschehe, das wird und muß geschehen, auch ohne mein Gebet. Ist Gott allmächtig, so kann er mir Alles geben, Alles versagen nach seinem Willen. Ist Gott allgütig, so wird er mir, auch ohne mein Gebet, meine bereuten und gebüßten Fehler verzeihen und mein zeitliches Wohl fördern. Ist Gott allgerecht, so wird er mir auf jeden Fall nur das gewähren, was ich verdiene. Hat Er mir Gutes verliehen, so wird ihm, mehr als mein Dankgebet, der gute Gebrauch des Verliehenen wohlgefallen. Bete ich für Andere, so wird Er, der Allweise, Allgerechte, nicht auf mein Gebet, sondern auf ihr Verdienst sehen. Wozu soll ich nun beten?" —

Während Guido also sprach, ward das Gemach von einem Glanze erfüllt, gleich den ersten, der aufgehenden Sonne voreilenden Lichtstrahlen, welche noch vom Purpur der Morgenröthe glühen. Der entzückende Himmelsglanz verschwand aber wieder so schnell, als er erschienen war, und eintrat ein ehrwürdiger Eremit, von erhabener Gestalt, mit schneeweißem Bart und Haupthaar. Seine edlen Gesichtszüge zeigten die schöne Reinheit eines frommen Gemüthes, die höchste Heiligkeit des Geistes und eine wunderbare Verschmelzung vom Ausdrucke des ehrfurchtgebietenden Alters mit dem blühenden Reiz ewiger Jugend; das eben verschwundene Himmelslicht aber schien sich in seine Augen zurückgezo-

gen zu haben, aus welchem sich eine Verklärung über das edle, würdevolle Antlitz ergoß.

Die wunderähnliche Erscheinung der eben so schönen als erhabenen Gestalt des Eremiten erfüllte Guido's Seele mit Staunen und mit einem heiligen Schauer, dessen er sich nicht erwehren konnte. Der Eremit sprach mit einem Tone, dessen Wohlklang mit rührender Gewalt in Guido's Herz drang:

„Der Friede sei mit Dir! Ich habe Dich vernommen, und während Deine frevelhaften Zweifel an der Macht und Herrlichkeit des Gebetes laut wurden, stieg mein Gebet für Dich zum Himmel empor. Höre denn und erwäge! — Du fragst, warum Du beten sollst? Deiner selbst wegen! Gott, — Du magst ihn lobpreisend anbeten, Du magst ihn für Dich oder Deine Mitmenschen um Verleihung eines Guten oder um Abwendung eines Übels bitten, oder ihm danken für empfangene Wohlthaten — Gott bedarf Deines Gebetes nicht. Das Gebet ist aber des Menschen Annäherung an Gott; es erhebt die Seele und veredelt sie eben durch diese Erhebung, so wie der Diamant im Feuer noch fester, die Lilie in der Sonne noch weißer, die Luft noch reiner wird, je höher ihre Region ist. Das Gebet ist die unmittelbare Vereinigung unsers Geistes mit dem Allerheiligsten, der Aufschwung zu dem Ewigen. Änderte es auch kein Haar in den Begebenheiten und im Laufe der Welt, so bliebe seine Kraft doch immer die mächtigste, indem sie Deine Vervollkommnung bewirkt. Die Stunde des Gebetes ist eine Stunde der Verklärung, der Aufgang einer himmli-

schen Sonne in der Nacht des irdischen Lebens, der hohe Adlerflug in das Reich der Seligkeit; es wirkt das große Wunder, welches Dich über Dich selbst erhebt, den Sterblichen zum Engel erhöht. Der Drang zum Gebete muß demjenigen Drange gleichen, welcher den Strom zwingt, sich in das Weltmeer zu ergießen, die Sonnenblume, sich nach der Sonne zu wenden. Nicht der Eigennutz, sondern Dankgefühl, Frömmigkeit, Liebe und Gottvertrauen müssen in Dir die heilige Glut des Gebetes entflammen, und jedes Gebet muß schließen mit den Worten der innigsten Ergebung: „Nicht mein Wille geschehe, o Herr! sondern der Deinige! — Willst Du Dich aber selbst überzeugen von der Macht des Gebetes, so folge mir!“ —

Der Eremit reichte dem Staunenden die Hand. Sie verließen das Gemach. Guido wußte nicht, ob er wache oder träume.

Sie traten in einen kleinen Garten. Das Frühlicht und die feierliche Stille eines Sonntagsmorgens schienen ihn zu verklären. Vor dem Eingange in eine leise flüsternde Jasminlaube prangte ein Beet von weißen und rothen Rosen, mit blauen Lilien am Rande umgeben. Die Sonnenstrahlen brachen sich farbenreich in den Thauperlen, die an allen Blumenkelchen und auf allen Blättern schimmerten. Vor dem Blumenbeete kniete ein liebliches Kind mit Purpurwangen, goldblondem Lockenkopf und hellblauen Augen. Neben dem Kinde erschien klar, doch kaum sichtbar, wie der vom Mor-

genroth angehauchte Äther, die Gestalt eines Engels, aus dessen Augen ein Lichtstrahl in die Augen des Kindes floß, welches die gefalteten Händchen zum Himmel erhob, indem es sein Morgengebet sprach: „Himmlischer Vater! Laß mich fromm und folgsam sein, Du gabst mich meinen guten Eltern, gib auch, daß ich die Freude ihres Lebens werde. Lasse sie auf ihrer Lebensbahn lange meine Stützen sein, und wenn sie, von Dir, o Gott! abgerufen, im Grabe ruhen, so ruhe ihr Segen auf mir! Laß mich schuldlos bleiben und fleißig, wie die Biene! Laß mich blühen, wie die Blume am Morgen, rein und schön! Und, wenn ich mein Haupt senke, wie die Blume am Abend des Welkens, so nimm mich auf zu Dir, o Himmelsvater, in Dein Reich, wo alle Blumen unvergänglich blühen, und die frommen Kinder sich mit den Engeln freuen!“ —

Die Engelsgestalt neben dem Kinde zerfloß wie ein Lichtstrahl auf der Oberfläche eines klaren Baches, dessen flimmernde Wellen ihn mit sich fortzutragen schienen. Das Kind sank, wie von süßer Schlummergewalt augenblicklich überwältigt, mit dem goldgelockten Köpfchen auf das Blumenbeet, sprang sogleich wieder fröhlich empor, und flog jubelnd den kommenden Eltern entgegen, die, in der Entfernung stehend, das Morgengebet vernommen hatten. Die entzückte Mutter hob die fromme Unschuld empor, und drückte sie an die Brust, während der glückliche Vater den Blick zum Himmel wendete, und die segnende Hand auf das Haupt des liebkosenden Kindes legte.

Guido seufzte. Der Eremit sprach: „Selig sind die schuldlosen Kinder, denn ihrer ist das Reich Gottes."

Er hatte diese Worte kaum gesprochen, da war die Scene plötzlich verändert.

Eine unermeßliche Ebene dehnte sich aus. Zwei Heere standen einander in Schlachtordnung gegenüber; ein zahlreiches Heer von heidnischen Barbaren, die sich, wuthschnaubend, mit Flüchen und wildem Geschrei selbst zur Raserei entflammten. Ein blutgieriger Eroberer sprengte auf einem schwarzen Rosse vor den fanatischen Schwärmen vorüber, ihre Mordlust und Habsucht durch Verheißung reicher Beute reizend.

Still und ruhig stand das kleine Heer der Christen, der frommen Vertheidiger ihres bedrohten Vaterlandes. Schwach war ihre Streitmacht, aber die gerechte Sache auf ihrer Seite; ohne Hoffnung eines Sieges, sahen sie ihren unvermeidlichen Untergang vor sich, und sie zogen nur deshalb in den Kampf, um in der Erfüllung ihrer Pflicht rühmlich zu erliegen. Den edlen Feldherrn trug ein weißes Roß an den vordersten Reihen dahin. Er hielt eine Rede, den Muth der Seinigen zu bestärken, ihr Vertrauen auf Gott und die gerechte Sache preisend; dann schloß er mit den Worten: „Klein ist unser Heer, aber Gott ist stark in dem Schwachen. Ist Gott mit uns; wer ist wider uns?" —

Jetzt stieg der Feldherr vom Pferde herab, ließ sich auf sein Knie nieder. Seinem Beispiele folgten die Krieger. Im

Angesicht des Feindes stieg ihr Gebet zu Gott empor, ein großer feierlicher Augenblick!

Der Feldherr erhob sich; seinem Beispiele folgten die Krieger; jeder war ein Held. Das Vertrauen auf Gott erfüllte die Herzen der — durch die Macht des Gebetes hochbegeisterten Kämpfer, und durch alle Reihen scholl's wie Jubelruf: „Gott ist mit uns; wer ist wider uns?"

Jetzt befahl der Feldherr den Angriff. Die feindlichen Horden erstaunten über solche Kühnheit. Das kleine Heer rückte in festgeschlossenen Massen vor. Unüberwindlich durch seinen Glauben, drang es in die Mitte der zahllosen Feinde. Die durchbrochenen Massen geriethen in Unordnung; die blinde Wuth verwandelte sich in blinden Schrecken. Die Flucht ward allgemein. Das kleine Heer der Christen stand, als die Sonne sich zum Untergang neigte, siegreich auf einer, die Umgegend beherrschenden Anhöhe, und ihr Dankgebet scholl in das gerettete Vaterland hinüber, welches, vom Abendglanze bestrahlt, in ruhiger Segenfülle vor seinen rettenden Söhnen, wie in Siegesglorie lächelnd, dalag.

Der Tag schwand, die Nacht warf ihren schwarzen Schleier wie ein weites Leichentuch über das Schlachtfeld. Am düstern Himmel brannten die bleichen Sterne wie Todesfackeln. Unter den Leichenhügeln lag ein verwundeter Krieger des christlichen Heeres auf seinen blutigen Waffen; er erwachte aus seiner Todesohnmacht, erhob sich, sank auf seine Knie, und betete.

„Als das Blut mir aus den Wunden strömte, erhieltest Du, Gott der Schlachten! Kraft und Bewußtsein mir so

lange, daß ich den Sieg meiner Gefährten, die Rettung meines Vaterlandes, zu erkennen vermochte. Dank sei Dir, o Herr des Himmels und der Erde! Gerne wäre ich gestorben und aus dieser Welt der Zwietracht in Dein ewiges Friedensreich hinübergegangen, Du aber wolltest, daß ich lebe, und ich öffnete die Augen wieder. Aber nicht mein Muth, nicht meine Tapferkeit, nicht die Stärke und Gewandtheit meines Leibes vermochte es, den Todesstreich von meinem Haupte abzuwenden; nur Dein heiliger Wille ließ mein Leben nicht untergehen. Hast Du beschlossen, daß ich wiederkehre zu den Meinigen, so wollen wir vereinigt Dich lobpreisen; soll aber mich Hilflosen dennoch in dieser Nacht der Augenblick des Todes in Mitte der Todten ereilen, o Herr, so empfehle ich in Deine Hände meinen Geist!" —

Er hatte kaum diese Worte gesprochen, da kamen seiner Kriegsgefährten viele, mit Fackeln und Tragbahren versehen. Sie fanden den Lebenden und trugen ihn zu den Seinigen, daß ihr gemeinschaftliches Dankgebet zum Himmel scholl.

Nun folgten der Erscheinungen viele auf einander, jede derselben machte auf Guido's Herz einen tiefen, erschütternden Eindruck.

Er erblickte einen hochgewölbten Prunksaal vor sich, in dessen Mitte ein erhabener Thron stand, goldstrahlend und mit einem Purpurbaldachin überdeckt. Auf dem Throne saß ein völkerbeherrschender König. Der Mächtige stieg herab, nahm die Krone vom Haupte, legte den Scepter auf ein

Sammtkissen, kniete nieder auf die unterste Stufe des Thrones, und betete, das Haupt zum Himmel gewendet, mit lauter Stimme:

„Herr der Herren! König aller Könige der Erde! Lass' mich würdig sein der Krone, die Dein Wille mir auf das Haupt gesetzt! Lass' mich den Scepter, den Du mir gabst, ausstrecken über ein gutes, glückliches Volk! Lass' den Thron, an dessen Stufen ich knie, geheiligt sein im Andenken der Nachwelt! Gib Ruhe und Frieden meinem Reiche, Weisheit und Gerechtigkeit mir selbst! Gewähre, daß ich, der Herrscher, vor Allem mich selbst beherrsche! Stärke meinen Blick, daß er das Wahre und Gute erkenne! Stärke mein Herz, daß es das Wahre und Gute ausübe! Lass' mich den Meinigen Vorbild sein in jeder Tugend! Lass' mich Dein demüthiges Ebenbild sein auf Erden, daß ich einst, wenn Du mich abrufest von diesem Thron, freudig erscheinen darf vor Deinem Throne, und, Vater der mir Anvertrauten, in Dir den gnadenreichen Vater finde!" —

Indem der König also betete, streute ein Engel Blumen auf den Thron.

Der Prunksaal verschwand, und vor Guido's Augen lächelte die grüne Fülle eines freundlichen Thales, an dessen Eingang ein einfaches, ländliches Haus stand. Vor dem Hause sangen Jungfrauen und Jünglinge ein Hochzeitlied. In dem einsamsten Gemache des Hauses stand aber der Bräutigam, ein frischblühender Jüngling, zum Ernste des jungen Mannes reifend. In seinen Gesichtszügen herrschte

der Ausdruck gedankenvoller Frömmigkeit; aus seinen Augen leuchtete die edelste Reinheit des Herzens, und er hob die klaren Sterne zu einem, mit Blumen bekränzten Christusbilde, und sagte: „Gott der Liebe! die schönste Stunde meines Lebens naht, die Stunde, in der ich den Bund schließe mit einem mir gleichgestimmten Wesen, das mir Liebe für Liebe geben, und, von mir beglückt, mich beglücken soll. Ich stehe nun zwischen der Frühlingsflur der Jugendlust und dem Sommer-Ährenfelde gediegener Männlichkeit. Gib mir, o Herr, jene milde Kraft, die mit Besonnenheit umherblickt, das Rechte erkennt und freudig vollzieht, damit ich der zärtliche Freund und der muthige Beschützer werde der Meinigen! Gewähre, daß ich mein Tagwerk redlich vollbringe, und mit unverdrossenem Fleiße Gedeihen schaffe mir und den Meinigen! Lass' uns gemeinschaftliche Leiden durch wechselseitige Geduld und Hilfe erleichtern, gemeinschaftliche Freuden durch wechselseitige Theilnahme verdoppeln, und schenkst Du mir Vaterfreuden, so sei auch unser Aller Vater!"

Während der Jüngling also betete, war, von ihm unbemerkt, sein Vater eingetreten, die Braut und die Mutter der Braut führend. Sie standen schweigend. Als das Gebet geendigt war, sagte die bräutliche Jungfrau, die einem Engel der Morgenröthe glich: „Dein Glück sei das meinige, so wie Dein Gebet!"

Dann ließen sich Beide, umschlungen haltend, auf die Knie, und die Eltern legten die Hände segnend auf die Häupter des vor Entzücken weinenden Brautpaares.

Bald nachher erblickte Guido dasselbe als glückliches Ehepaar. Die Mutter hielt ein liebliches Mädchen an der Brust, wie die Knospe neben der voll aufgeblühten Rose schlummert; an des Vaters Knie schmiegte sich, mit süßem Lächeln emporschauend, ein holder Knabe. Die Mutter betete zu Gott, daß er den Sohn einst dem Vater lasse gleich werden, und der Vater flehte, daß er in dem Mägdlein einst das Ebenbild der Mutter erblicken möge.

Düstere und rührende Erscheinungen folgten diesem Bilde.

Am Sarge des Gatten kniete die Witwe, neben ihr die beiden Kinder. Thränen strömten aus den Augen der vaterlosen Waisen, wehmuthvolle Klagen von ihren Lippen; aber stumm war die trauernde Mutter; sie hatte weder Thränen noch Worte; der Schmerz hemmte Beide. Lange hob sie den starren Blick zum Himmel, ein Bild der Verzweiflung. Endlich erhob sich auch ihr Geist; sie konnte weinen und — beten. Sie sprach mit gebrochenem Herzen und gebrochener Stimme: „Genommen ist mir die Seele meines Lebens, freudenlos und freundlos die Welt; aber Er, der euch, ihr Waisen, den Vater entzogen hat, Er wird nun euer Vater sein. Und ist mir auch das Beste auf Erden verloren, Eines bleibt: Du, allbarmherziger Gott, und der Glaube an Deine unendliche Gnade, und die Gewißheit, den hier Verlornen in jener Welt wieder zu finden, wieder lieben zu dürfen. O Herr! Lasse diesen Trost wie einen hel-

len Stern mir leuchten in der Nacht des Lebens! Gib, daß der Verklärte sich im Himmel erfreue seiner Gattin und seiner Kinder!" —

So betete sie, und die Kraft Gottes floß wie ein Lichtstrahl der sanft weinenden Dulderin.

Ein dumpfer Kerker düsterte wie eine Grabeshöhle. Der matte Strahl einer Lampe zeigte zwei bleiche Jammergestalten: einen Verbrecher und einen Schuldlosen, der das Opfer seiner Feinde ward. Der Verbrecher heulte in seinen Eisenbanden. Er sah das Blut des von ihm Gemordeten, wie einen Glutstrom; er hörte die Flüche, welche die Geister seiner Sünden ihm zuriefen. Endlich hob er die angeschmiedeten Arme empor, und stöhnte unter dem dumpfen Gerassel seiner Ketten:

„O Du, den ich nicht zu nennen wage, Du, den ich verlassen, — Du hast mich verworfen. Unwerth Deiner Gnade, darf ich nicht um Barmherzigkeit flehen. O daß ich sühnen könnte mein Verbrechen! Ich kann es nicht. Der nächste Morgen endet mein Leben auf dem Blutgerüste. Sieh mich, o Herr, von Schmerz gefoltert, von Reue zerknirscht! Vernichte mich nicht, daß ich büße, wie ich soll! Dann aber sei gnädig, ewiger Richter, dem Gefallenen, daß er wieder auferstehe, Dich zu preisen in Ewigkeit!" —

Die Verzweiflung wich aus der Seele des Unglücklichen. Reue goß ihm den Balsam der Ergebung und der Hoffnung in das Herz. Er starb auf dem Blutgerüste. Sein letzter Hauch war ein Gebet.

Mit heiligem Seelenfrieden blickte der Schuldlose auf seine Fesseln und sprach mit weichem Tone: „Unversöhnliche Feinde! Ich vergebe euch. Verkennt mich auch die Welt, Gott blickt in mein Herz, Gott kennt meine Unschuld. Möge das Licht seiner Gnade euch Verblendete einst erleuchten! Sei mir willkommen, Engel des Todes! Du führst den Reinen zum Throne des Ewigen." —

Aus ruhigem Schlummer weckten ihn die Schergen zum letzten Verhör. Die Gnade Gottes entzündete in seinen Richtern den Geist der Wahrheit. Die erkannte Unschuld siegte. Erst nach einer Reihe glücklicher Jahre führte der Engel des Todes den Reinen an den Thron des Ewigen. Sein letzter Hauch war ein Dankgebet, und Segenswünsche waren das Todtenlied, welches die Seinigen am Sarge des Vollendeten sangen.

Im Dunkel der Nacht stand Guido neben dem Eremiten nun plötzlich vor einer halbzerfallenen Hütte, deren morsche Thür, in Trümmern liegend, freien Eingang gewährte. Eine matte Lampe erhellte kärglich das Innere einer kleinen Stube. In einem Winkel kauerte auf altem Stroh die bleiche, mit Lumpen bedeckte Gestalt eines greisen Bettlers, der sich mühsam erhob und, die Hände faltend, betete:

„Dürftig war mein Leben, aber Du, der die Raben nährt und die Lilie kleidet, Du ließest mich nicht verschmachten im Elend! Allgütiger Gott! Du hast mir Muth und Kraft verliehen, daß ich allen Lockungen zum Bösen wider-

stand. Du ließest mich, obschon ich in Noth schmachtete, ein ehrenvolles Greisenalter erreichen und schuldlos bleiben bis an den Rand des Grabes. O Du, ohne dessen heiligen Willen kein Haar fällt vom Haupte des Menschen, Du sendest mir nun die gnadenreiche Stunde der Erlösung, den Lohn des ewigen Heils. Gelobt sei Gott, der Herr über Leben und Tod!" —

Leise sank die morsche Hülle des Betenden auf das Strohlager zurück. Herzensreinheit und Seelenruhe verklärten die Gesichtszüge des Entschlummernden. Sternenglanz durchflog die Hütte, wie ein Lächeln der Ewigkeit.

———

Und es ward heller und heller. Der Morgen errichtete der kommenden Königin des Tages in Osten den purpurnen Baldachin, und die Sonne bestieg den goldstrahlenden Thron. Die freudeglühenden Berge, von Weihrauchwolken umgeben, umstanden denselben wie betende Priester den Altar des Allerheiligsten. Die Bäume rauschten den Morgenhymnus, in welchen der Chor aller Geschöpfe einstimmte. Die Blumen neigten anbetend ihre perlengeschmückten, tausendfärbigen Häupter, und aus Flüssen und Bächen sprangen die Funken andachtsvollen Entzückens empor.

Auf dem glanzumflossenen Gipfel des höchsten Gebirges kniete ein frommer Weiser, das Antlitz der Sonne zugewendet, die triumphirend höher emporstieg, der Schöpfung ihren Schöpfer zu verkünden.

Der Weise wollte laut beten, aber die Worte versagten ihm, denn er war zu mächtig erschüttert von der Herrlichkeit jenes Schauspiels, welches nur ein Gott erschaffen kann. Die Worte wurden — Thränen; die bethauten Blumen weinten mit ihm. O Schönheit des Gebetes der in ihrem Übermaß verstummenden Entzückung!

Aus einem dichten, dunkeln Walde, in welchen kein Strahl der allerwärmenden Sonne zu dringen vermochte, trat ein Gottesleugner hervor. Er hatte die edelsten Lebenskräfte vergeudet, auf Gottes Barmherzigkeit gesündiget, dann die Menschen, dem Gebot der Nächstenliebe zuwider, gehaßt, den Schöpfer in seiner Schöpfung verleugnet, sein eigenes Dasein verflucht. Sein Körper wurde die Beute unheilbaren Siechthums, sein Geist ein Raub des Wahnsinns; aber dem Wahnsinnigen blieb die fixe Idee: „Er würde von seinem Wahnsinne genesen, gesund werden an Leib und Seele, wenn er nur einmal beten könnte; das Beten sei ihm aber versagt von einem furchtbaren Richter und Rächer."

So ging er in seiner Verzweiflung aus der Waldnacht hervor; da ergriff ihn das täglich erneuerte Wunder der Glorie der Morgenfeier. Die Gewalt des innern Dranges besiegte die Idee des Wahnsinnes, warf ihn auf die Knie, und er betete um die Gnade, beten zu dürfen. Es war das schönste Gebet seines Lebens — und Gott erhörte ihn. Er glaubte die Erlaubniß, beten zu dürfen, von Gott

durch einen leuchtenden Himmelsboten erhalten zu haben, sank in einer Erschöpfung des Entzückens auf den weichen Rasen zurück, und die befreite Seele erschien vor Gott, wie das verirrte Kind jauchzend in das Vaterhaus zurückkehrt.

Guido, an der Leiche des Begnadigten kniend, betete mit heißer Inbrunst für ihn und sich.

Die Gestalt des Eremiten zerfloß, sich verklärend, wie ein Freudentraum, in den Strahlen der Morgensonne.

Der Tochtermörder.

Eine Erzählung.

In einem dichten, aber durch Kunst zu einem Garten umgestalteten Haine außer Nikomedia, der Hauptstadt der römischen Provinz Bithynia in Asien, stand ein düsterer, hoher Thurm, auf dessen graues Gemäuer die untergehende Sonne durch den Raum, welchen ein Nachwuchs von jungen Lorbeerbäumen ihr frei ließ, einen so freundlichen Schimmer herabgoß, als wollte sie die Trauer eines in diesem Thurme eingeschlossenen Wesens versüßen! Ach! und dieses Wesen war eine Jungfrau, deren Jugend der Morgenröthe, deren Schönheit der aufblühenden Rose, deren Herzensreinheit dem durchsichtigen Silberbächlein, deren heller Geist den auf dem Bächlein flimmernden Sonnenstrahlen glich.

Die holde Jungfrau, Barbara genannt, hatte vor einem Jahre ihre Mutter verloren, von der edlen Matrone aber das reichste und schönste Erbtheil erhalten, indem sie von ihr, die eine heimliche Christin war, in das Geheimniß der göttlichen Dreieinigkeit eingeweiht wurde, und dann die heilige Taufe erhielt.

Die Tochter leistete der sterbenden Mutter den feierlichen Eid, daß nichts auf Erden sie bewegen werde, von der

als einzig wahr erkannten christlichen Religion je abzufallen und zum Götzendienste zurückzutreten. Da segnete die fromme Matrone die liebliche Jungfrau, welche im achtzehnten Jahre ihres holden Lebens blühte, und jetzt am Todtenbette dastand, wie die Lilie an einem Grabhügel. Die mütterliche Hand lag auf der von dunkeln Locken umwallten Stirne der still Weinenden, die jetzt auf ihre Knie sank und die letzten Worte der Sterbenden vernahm:

„Bleibe treu dem einzig wahren Gotte bis zum letzten Hauche Deines Lebens! Keine Lockung, keine Versuchung, keine Drohung leite Dich auf Abwege! Dulde und harre! Aus dem Schooße der Nacht geht das Morgenroth hervor. Ich werde nach meinem Tode Dein Schutzgeist und der unsichtbare Zeuge Deines Wandels hienieden sein. Ich segne Dich im Namen des dreieinigen Gottes, und mein Segen ruhe auf Dir unter allen Widerwärtigkeiten des Lebens, welches nur eine Prüfung der Tugend ist, die sich bewähren muß unter Verfolgungen und Leiden, zwischen Feuer und Schwert. Im Reiche der ewigen Seligkeit wird die Gnade Gottes uns wieder vereinigen!“ —

Sie schloß die Augen, in denen sich Lichtstrahlen vom Vorgefühl himmlischen Entzückens zu brechen schienen, und neigte das Haupt. Die Seele kehrte zurück zu dem, von dem sie ausgegangen war. In dem schüchternen Mädchen erwachte aber in diesem Augenblicke die Seelenstärke des erhabensten Heldenmuthes.

In den Hain traten jetzt zwei Männer, deren Äußeres einen grellen Abstand bildete. Der Eine dieser Beiden war der Sophist Hierokles, sehr zierlich gekleidet, aber auch sehr geziert in jeder Geberde und Bewegung. Der Faltenwurf des reich verbrämten Oberkleides war sorgfältig geordnet; goldgestickte Sandalen schmückten die Füße. In dem abgemessenen Gange lag etwas Gekünsteltes, in der Haltung des schlanken Körpers etwas Weichliches. Jede Miene des Gesichtes zeigte die Spuren von Behaglichkeit und Wohlleben. Der Andere, ein Mann von kolossaler Gestalt, gab sich durch Kleidung und fast noch mehr durch verwilderte Gesichtszüge und Heftigkeit der Geberden als rauhen Krieger zu erkennen. Und dieser rauhe Krieger, — Dioskorus genannt, — war der Vater der holden Barbara; ein leidenschaftlicher Götzendiener und von wüthendem Hasse gegen die Christen erfüllt, deren Jedem er Verfolgung und Tod geschworen hatte.

Zwischen diesen beiden Männern entspann sich nun folgendes Gespräch:

Hierokles. Wie? In diesen Thurm verschloßest Du das Mädchen, welches die Schönheit der Liebesgöttin mit aller Anmuth der Grazien in sich vereinigt? Gram oder lange Weile werden sie selbst oder wenigstens ihre Reize tödten.

Dioskorus. Meine Liebe zu ihr zwang mich zu diesem Schritte. Du weißt es, wie gewaltig die neue Religion so viele Gemüther verblendet; insbesondere findet sie bei den Weibern und Mädchen leichten Eingang; Neuheit, Glanz und geheimnißreiches Wesen reißt die Schwachen da-

nig wird? In vielen Schlachten floß mein Blut für die hohe Roma, die selbst von den Söhnen eines Gottes, des gewaltigen Kriegsgottes gegründet und von den Göttern bestimmt ist, die Welt zu beherrschen. Sie selbst entzünden in diesem Augenblicke in mir einen Gedanken, den ich als ihre Eingebung vollziehen will. Barbara werde Vestalin!

Hierokles. Dieser Plan möchte für's Erste wohl kaum ausführbar sein; nehmen wir aber auch an, es wäre möglich, so würde ich Dir dringend davon abrathen. Alles Andere bei Seite gesetzt, fände ich es unverzeihlich, ja abscheulich, ein holdes Wesen von so viel Schönheit und Geist, für beglückende Liebe geschaffen, ihrer Bestimmung und der Welt zu entziehen; überdies haben wir ja viele Mittel und Wege, die Sache zu lenken, ohne die Zuflucht zu einem Äußersten zu nehmen. Nur so nebenher erlaube mir zu bemerken, daß ich mir in kurzer Zeit sehr viele Wirkung von einem Werke verspreche, welches ich so eben vollendet habe. Es führt den Titel: „Philalethes" *), und ist gegen die Religion der Christen gerichtet; ein Werk, mit solcher Klugheit, mit so feiner Schlauheit, mit so tiefer und weitumfassender Welt- und Menschenkenntniß, und mit einer so reichgeschmückten, hinreißenden Beredsamkeit geschrieben, daß ich mich, so oft ich es zur Hand nehme, eines selbstgefälligen Lächelns nicht erwehren kann.

Dioskorus. Mag sein! Wer das Leben und die

*) Freund der Wahrheit.

Kunst der Weisheit und Überredung erlernen will, der muß zu Dir in die Schule gehen. Wer Dich hört, muß glauben, was Du ihn glauben machen willst. Was sagst Du denn in Deinem Werke? Dem Lesen bin ich feind, reden aber höre ich nicht ungern, obschon meine Beredsamkeit das Schwert ist, welches auch den Beredtesten verstummen macht.

Hierokles. Du weißt, ich pflege öffentlich die Mäßigkeit, die Genügsamkeit, die strengste Tugend, ja sogar die Armuth zu preisen, denn die Welt liebt den Schein des Schönen und Guten. Im Stillen aber genieße ich das Leben, und lasse mir meine Kunst als sogenannter Sophist gut bezahlen, weil man das Leben ohne Geld nicht genießen kann. Das kurzgeschnittene Haupthaar gibt mir die Miene des Weisen, und das, was man an mir etwa Fehler zu nennen belieben könnte, bedecke ich vor den Augen der Uneingeweihten mit dem philosophischen Mantel, während man in meinem einfachen Landhause besser lebt und speiset, als in den Palästen mancher Vornehmen. Ein ähnlicher Geist duftet in meinen mündlichen Vorträgen und in meinen Schriften. So auch im Philalethes. Im Eingange entwickle ich die Pflicht des Weisen, den Menschen Heilmittel für ihre Thorheiten und Irrthümer an die Hand zu geben; dann wende ich mich insbesondere an die Christen, enthülle das Licht der Weisheit, welches ihnen verdeckt ist, zeige ihnen den Starrsinn, der sie zur Erduldung so vieler fruchtlosen Martern antreibt, in seiner ganzen Blöße und beweise ihnen die Unmöglichkeit, ihr Ziel jemals erreichen zu können. Die Sicherheit meiner Beweise, gerüstet mit den schärfsten Waffen des Witzes

und Spottes über schwärmerische Thoren, können ihre Wirkung nicht verfehlen. Was keinem Thurm, keinem Beile des Henkers gelingt, das wird er spielend erreichen: die Ausrottung der neuen Sekte. Auch für die Heilung Deiner seelenkranken Tochter weiß ich ein besseres Mittel als dieses Absondern und Verschließen.

Dioskorus. Welches?

Hierokles. Führe die Lebendigtodte aus ihrem Grabmale dahin, wohin sie gehört, führe sie in's Leben! Lerne sie kennen, was leben heißt! Zeige ihr die Fülle, den Reichthum der Freuden, für welche wir geschaffen sind, die Genüsse aller irdischen Güter, die uns überall entgegen lächeln! Laß Vergnügen mit Vergnügen, Zerstreuung mit Zerstreuung wechseln! Sie wird bald des traurigen Ernstes und der schwermüthigen Betrachtung müde werden. Die Lebenslust wird in ihr erwachen, und sie, die jetzt ihr Ideal in der Entsagung zu finden glaubt, wird sich an das wirkliche Dasein ansaugen, wie der Schmetterling an die Blume, wird im Wohlleben das höchste Gut erkennen, und als bewunderte Göttin glücklich werden und beglücken wollen.

Dioskorus. Du magst Recht haben, aber — ich bin arm. Woher soll ich die Mittel nehmen, eine so kostspielige Heilung zu versuchen?

Hierokles. Mein Vermögen steht Dir zu Gebote, mein Haus steht Dir offen.

Dioskorus. Wie aber — wenn sie das Leben dann zu sehr lieb gewänne, sich in den Strom der Vergnügungen hinstürzte, und aus einer Schwärmerin das Gegentheil würde?

Hierokles. Ich verstehe Dich. Gib ihr dann einen Gatten, der Reichthum und Geist zugleich besitzt!

Dioskorus. Ich bin wohl reich an Lorbeern, aber arm an Gold, kann meine Tochter nicht ausstatten. Wer wird ein Mädchen wählen, das —

Hierokles. Ich selbst, wenn Du mich annehmbar findest. Sie soll das Kleinod meiner Schätze sein. Zweifle nicht! Ist sie einmal meine Gattin, so weiß ich es zu machen, daß sie unsere Götter nicht minder lieben wird als mich selbst; denn die Natur hat mir mit dem Geschenke geistiger und körperlicher Vorzüge zugleich so viel irdische Güter verliehen, daß ich alle Mittel besitze, mich liebenswürdig zu machen, wenn ich will; ich will es aber, weil Barbara mir gefällt. Ich liebe sie mit glühender Leidenschaft.

Dioskorus. Sprichst Du so im vollen Ernste? Spott oder Trug — bedenke, was Du wagst! Ich bin arm, aber stolz und heftig, und mein Schwert —

Hierokles. Mag in der Scheide bleiben! Hochzeitgesänge will ich, kein Stahlgeklirre. Ich verlange Barbara zur Gattin; willst Du sie mir zusagen?

Dioskorus. Sie sei Dein!

Hierokles. So führe mich zu ihr in den Thurm! Alles Andere abgerechnet, werde ich ihr schon in der Rolle des Befreiers als der schönste und liebenswürdigste der Männer erscheinen.

Beide gaben einander den Handschlag und umarmten sich. Dioskorus öffnete die eiserne Pforte des Thurmes, und sie gingen leise hinein.

Aus dem Gemache, in welches die Jungfrau eingeschlossen war, tönte ihnen der feierliche Gesang einer weichen, rührenden Stimme entgegen. Sie horchten. Hierokles konnte sein auffallendes Mißfallen und eine steigende Unruhe kaum verbergen; ein spöttisches Lächeln spielte um die zuckenden Lippen. Im erglühenden Gesichte des Vaters loderte aber wilder Zorn auf, und seine Blicke schienen Flammen zu sprühen.

„Sie singt ein Christenlied!" sprach er mit dumpfer Stimme.

„So ist's," erwiederte der Sophist. „Mäßige aber Deinen Zorn! Nur kalte Klugheit kann uns an's Ziel führen." —

Sie traten in das Gemach. Barbara erschrak, als sie die beiden Männer erblickte; eine Pergamentrolle entfiel der zitternden Hand. Sie blickte zu Boden, wagte es aber nicht, die Rolle aufzuheben. Dioskorus wollte darnach greifen, Hierokles winkte mißbilligend, und nahm freundlich lächelnd das Wort:

„Holdes Wesen, in dem Cytherens Schönheit mit der reizendsten Anmuth der Charitinnen vereinigt ist! Hast Du je an der innigsten Liebe Deines ruhmwürdigen Vaters gezweifelt, so verkenne sie doch nicht in diesem schönen Augenblicke! Nur seine sorgenvolle Liebe war es, die ihn bewog, Dich einer Welt zu entziehen, in welcher selbst der Gedanke an eine Möglichkeit der Verführung auf Irrwege ihn mit solcher Furcht erfüllte, daß er den ihm selbst so schmerzlichen Entschluß faßte, Dich wie sein unverletzbares, theuerstes

Kleinod vor jeder Gefahr der trugvollen Zeit zu bewahren. Mir vertraute der altbewährte Freund seine bange Besorgniß; mir aber, der Deine edle Mutter kannte, deren Schatten nun in Elysiums Freuden schwelgt, und deren Ebenbild Du bist, — mir ist's gelungen, dem Freunde, dessen volles Vertrauen ich zu besitzen mich rühmen darf, dem besorgten Vater, die Überzeugung zu verschaffen, daß Du ihm eben so treu und ergeben bist, wie den olympischen Göttern, die Dich mit den herrlichsten Gaben beschenkt haben, die ein weibliches Wesen schmücken und beglücken. Du wirst der Liebe des Vaters eben so dankbar sein als der Huld der Götter. Und so gewährte der beruhigte Vater mir, dem treuen Freunde, die Freude, Dir die Freiheit anzukündigen, als eine Folge des unbegränzten Vertrauens, welches er in Deine kindliche Liebe und in Deine Seelenstärke setzt. Ja, Du sollst von nun an Dir selbst angehören und dem Leben, dessen Zierde zu sein die gnädigen Götter Dich bestimmt haben.

Barbara schwieg erbleichend. Die Schmeichelworte des beredten Sophisten hatten ihre reine Seele mit Schwermuth umhüllt, wie nächtliches Gewölk den silberhellen Mond.

Dioskorus betrachtete sie mit finsterem Ernste. Nachdem er lange mit sich selbst gekämpft hatte, um seinen Grimm zu bemeistern, sagte er endlich so sanft, als ein rauher Krieger seiner Art es zu sagen vermochte:

„Hat diese Einsamkeit Deinen einst so lebensfrohen Geist niedergedrückt und in Trauer gehüllt?"

Barbara. Nein, mein Vater! Keine irdische Macht vermag meinen Geist niederzudrücken. Nichts, was

sterblich ist, kann die Reinheit, also auch nicht die Heiterkeit meiner Seele trüben.

Hierokles. Ich weiß, welcher Schatz von großen Gedanken und schönen Gefühlen in Dir lebt; ich zweifle nicht, daß Du Dir selbst genügst; aber hier — wo jeder Quell von Lebensgenuß, wo die ganze Erde Dir verschlossen war, — was blieb Dir übrig?

Barbara. Der Himmel!

Dioskorus. Der Himmel mit seinen Göttern — meinst Du?

Barbara. Der Himmel mit seinen Sternen.

Hierokles. Bist Du eine Sterndeuterin?

Barbara. Ich bin es, doch nicht in dem Sinne, in welchem Du es nehmen magst.

Dioskorus. In welchem also?

Barbara. Ich kann allerdings in dem großen Buche des gestirnten Himmels lesen und die Sterne deuten.

Hierokles. Ich möchte mein Glück nur in zwei Sternen lesen, in Deinen Augensternen; darin fände ich meinen Himmel.

Barbara. Dir leuchten sie nicht.

Dioskorus. Und was sonst magst Du in den Sternen lesen und deuten?

Barbara. Ich lese in der Schönheit und Harmonie des regelmäßigen Laufes dieser glänzenden Himmelslichter das Dasein eines höchsten Wesens, von dem Alles, was ist, erschaffen ward; sie sind mir die Fackeln, welche die Kennt-

niß der Wahrheit — erhellen und die Allmacht eines Gottes zeigen, welcher —

Dioskorus (in Zorn auflodernd). Von welchem Gotte sprichst Du? — Doch halt! Ehe Du mir antwortest, so vernimm meinen unerschütterlichen Willen, und erfahre, daß Du — die bestimmte Braut dieses edlen, würdigen Mannes bist!

Barbara. Nimmer!

Dioskorus. Frevlerin! Kennst Du die väterliche Gewalt des Römers?

Barbara. Mich darf kein irdisches Band fesseln.

Dioskorus. Aber die väterliche Gewalt darf Dich zwingen oder die Ungehorsame tödten!

Barbara. Mein irdisches Dasein liegt in der Hand des Herrn über Leben und Tod, in der Hand des Einigen Gottes, von dem ich meine ewige Seligkeit erwarte.

Dioskorus. Unselige! Du bist —

Barbara. Christin!

Dioskorus. Darf ich meinen Ohren trauen? Widersprich!

Barbara. Höre, o Gott der Wahrheit, wie ich, dem Rufe der Pflicht gehorchend, dem Vater die Wahrheit bekenne! Ich bin — Christin, ich habe die heilige Taufe empfangen.

Dioskorus. Sei verflucht!

Barbara. Gott verzeihe Dir! Gott erleuchte Dich!

Hierokles. Nimm ihn zurück, den Fluch! Dioskorus — nimm ihn zurück! Sanftmuth und Geduld wird

den Wahnsinn der verblendeten Schwärmerin heilen. — Holdes Mädchen! Hast Du Deine Liebe einem Glücklicheren zugewendet? Bin nur ich Dir verhaßt, Du Ideal der Schönheit? Willst Du auf solche Art mich zwingen, Dir zu entsagen, weil Du mit Recht vermuthest, daß meiner Liebe zu Dir kein Opfer zu groß wäre?

Barbara. Wo der Gott der Wahrheit waltet, verschwindet alle Täuschung! Wisse denn, mein Vater, den ich nach Gott zumächst ehre und liebe, wisse denn! Gottes Hand hob mich aus dem Labyrinth eines irren Lebens, voll von Wahnbildern einer glühenden Fantasie. Er sandte seinen Engel des Erbarmens, mich zu führen aus der Nacht von Trug und Blendwerk. Ich folgte ihm, und dem Himmel hab' ich mich geweiht. Mein Glaube steht fest wie das Weltall. Abgefallen ist das Nachtstück meines Lebens. Entsagt hab' ich der blühenden Welt und ihren Freuden; ich bin die Braut der Ewigkeit. Keine irdische Gewalt vermag es, mich meinem hohen Ziele zu entreißen. Nichts erwarte ich vom Staube; die Krone der Unsterblichkeit ist es, zu der ich mein Aug' emporrichte. In Gott nur leb' ich; vor seinem Willen beuge sich der Mensch! Mir hat sein Licht geleuchtet; Verbrechen wär' es, der erkannten Wahrheit abtrünnig zu werden. Preis und Ehre ihm, dem Höchsten, durch den wir Herrliches vollenden, durch den wir glorreich enden! Frei von Sinneslust und Erdenfesseln, wandle ich durch Nacht und Tod auf seinen Pfaden.

Wie ein Feuer, welches zuerst in rothen Funken aufsprüht, mit der Vermehrung des brennenden Stoffes, wenn die Flügel des Windes die Glut anfachen, endlich in hell auflodernde Flammen emporfährt, mächtig um sich her greift und in rasender Zerstörungswuth tobt, so fürchterlich entbrannte der Zorn des Vaters, der in der frommen Erklärung der Tochter nur trotzende Verstocktheit zu finden wähnte, und in seinem Ingrimm, der ihm beinahe die Stimme erstickte und den Athem raubte, nur die wenigen Worte auszusprechen vermochte: „Verruchte Frevlerin! Den Göttern der Unterwelt weihe ich Dein Haupt!"

Wie von Sinnen, entriß er der erbleichenden Jungfrau den heiligen Schleier, setzte den Fuß auf die Pergamentrolle der christlichen Gesänge, und ergriff das Haupthaar der Dulderin, um sie mißhandelnd zur Erde niederzureißen. Hierokles trat dazwischen, umfaßte den Wüthenden, und zog ihn zurück, mit den Worten: „Milde Schonung geziemt der zarten, jugendlichen Schönheit. Der Weise handle nie im Zorne!" — Und als Dioskorus diese Rede nicht beachten wollte, fügte Jener drohend hinzu: „Sie ist meine Braut; wer sie mißhandelt, erkenne in mir seinen unversöhnlichen Feind!" —

Da zog Dioskorus seinen kräftigen Arm zurück; ein Blitz entfuhr seinem wild rollenden Auge; er verließ das Gemach. Hierokles sagte mit mildem Tone: „Sei mein, und ich rette Dich! Wo nicht — so bist Du verloren!" — Barbara erhob schweigend die Augen zum Himmel. Hierokles entfernte sich mit bedauerndem Lächeln.

Seiner Eile gelang es, den Dioskorus einzuholen, der aber so in sich selbst versunken war, daß er den neben ihm einher wandelnden Sophisten gar nicht bemerkte. Hierokles schwieg und beobachtete den Kriegstribun, dessen häßliche Gesichtszüge mit ihrem wild aufgeregten Muskelspiel deutlich zu erkennen gaben, daß er in seinem Innern über einem bösen Vorsatz brüte.

Endlich nahm Hierokles das Wort: „Nicht mißbilligen kann ich Deinen Zorn, wohl aber den hohen Grad desselben. Wer sich von einer heftigen Leidenschaft überwältigen läßt, straft nicht denjenigen, den er strafen will und soll, sondern sich selbst. Jede Leidenschaft macht blind, ein blinder Schütze aber trifft nicht das Ziel. Theile mir denn mit, was Du etwa bei Dir selbst beschlossen haben magst, damit ich es ruhig prüfe und meine Meinung freimüthig sage!" —

Dioskorus gestand nach langem Zögern endlich, er sei fest entschlossen, alsogleich zu dem römischen Statthalter Marcianus hinzugehen, die ungehorsame, ihren Göttern abtrünnige Frevlerin anzuklagen und den Richter aufzufordern, daß er sie zwinge, den Göttern zu opfern, oder, wenn nichts ihren Starrsinn zu beugen vermöge, mit ihr nach den Gesetzen des Reiches verfahre.

Der schlaue Sophist wußte, als feiner Menschenkenner, daß er den wilden Trotz des zornentbrannten Kriegers jetzt nicht bändigen könne, und daß selbst die sanftesten Einwendungen ihn nur noch mehr erbittern würden. Er billigte daher den Entschluß, den er nicht ändern konnte, nöthigte

aber den, mit dieser Erklärung zufriedenen Dioskorus, mit ihm in sein Landhaus zu gehen, in dessen Nähe sie kamen, daselbst auszuruhen und Erfrischungen zu nehmen.

Es gelang dem gewandten Sophisten, den rohen Krieger durch vorgesetzte Weine und Speisen dahin zu bringen, daß er länger als eine Stunde bei ihm verweilte. Hierokles benützte diese Zeit, um einen vertrauten Sklaven an den Statthalter mit einem Briefe abzuschicken, worin er diesen ersuchte, den Wüthenden auf mildere Gesinnungen zu bringen, sich in seinem Urtheilsspruche nicht zu übereilen, auf jeden Fall aber die Angeklagte, die er leidenschaftlich liebe und für sich zu gewinnen wünsche, so schonend als möglich zu behandeln.

Der Statthalter pflegte sich des schlauen Sophisten, den er als ersten Redner Nikomedia's und als den glücklichsten Anwalt sehr achtete, häufig, dabei manchmal auch auf unredliche oder unrechtliche Weise zu bedienen, und mochte sich daher gegen ihn gerne willfährig zeigen. Die Gelegenheit, die sich hier darbot, sich den Hierokles auf's neue zu verbinden, kam dem Statthalter allerdings sehr erwünscht; er gab sich auch überhaupt gerne die Miene eines Menschenfreundes; sein reizbares Gemüth loderte aber sehr leicht auf, insbesondere gegen die Christen, gegen die er einen glühenden Haß nährte, welchen er jedoch in seinem Innern zu verbergen suchte. Er beschloß daher, sich in dem gegenwärtigen Falle zu beherrschen und die Mäßigung vorwalten zu lassen.

Am nächsten Tage führte Dioskorus seine Tochter in die Gerichtshalle. Sie folgte ihm still und ruhig, wie das Lamm dem Opferschlächter. Auf dem erhabenen Stuhle von Elfenbein saß Marcianus, der römische Statthalter. Zu beiden Seiten standen mit trotzigen Gesichtern die Lictoren, die Fasces mit den blinkenden Beilen im Arme haltend.

Marcianus. Warum erscheinst Du, Held Dioskorus, mit dieser Jungfrau, vor unserem Gerichtsstuhle, welcher die Unschuld beschützt, der Schuld aber die verdiente Strafe zuerkennt? —

Dioskorus. Den Vater erblickst Du als Ankläger der entarteten Tochter. Mit ihr, die ihr Herz den kindlichen Gefühlen verschließt, der Macht des Vaters spottet, verfahre Du nach den Gesetzen des Reiches, weil sie den Gesetzen der Natur trotzt!

Marcianus. Und wessen klagst Du sie an? Nenne mit Bestimmtheit das Verbrechen, dessen Du sie beschuldigest!

Dioskorus. Sie ist abtrünnig der Verehrung unserer Götter, nennet sie Wahngebilde der Fantasie, Wesen einer nichtigen Fabelwelt, und huldigt dem fremden Glauben der Christen, welchen sie den einzig wahren nennt, in dem sie leben und sterben will.

Marcianus. O des Frevels! Ich schaudere — Tochter des tapferen Dioskorus! Blick' empor und beantworte meine Fragen!

Barbara erhob das gesenkte Haupt, wendete ihre Blicke zuerst zum Himmel, dann auf den Statthalter. Auf den edlen Zügen des blassen Gesichtes ruhte ein Glanz der

Verklärung, wie das Mondlicht auf der reinsten Silberquelle, und ein mildes Sternenfeuer schimmerte aus den frommen Augen. Marcianus, von dem plötzlichen Anblick der Schönheit und Heiligkeit unwillkürlich überrascht und ergriffen, erstarrte, keines Wortes mächtig, gleich Einem, an dessen Haupte ein Blitzstrahl vorüberflog. Selbst Dioskorus wendete sich ab, wie vor einer überirdischen Erscheinung, von welcher ein himmlisches Licht auszugehen schien. Barbara stand, die Hände über der Brust gekreuzt, bescheiden, doch ohne Scheu in ihrer erhabenen, Ehrfurcht gebietenden Stellung. Endlich ermannte sich der Statthalter, wie aus einem Traume erwachend. Ein flüchtiges Schamgefühl seiner Schwäche überzog sein Antlitz augenblicklich mit dunkelrother Glut; er unterdrückte eine Aufwallung des Zornes, gab seinem Gesichte den freundlichsten Ausdruck, dessen es fähig war, und sagte mit sanfter Stimme: „Nein! diese Mienen der reizendsten Unschuld sind die sprechendsten Zeugen, daß Du eines solchen Verbrechens nicht fähig bist. Du von allen Göttern und Göttinnen begünstigte kannst das Dasein der Götter nicht leugnen, die Dich mit ihren köstlichsten Gaben beschenkt haben! Bedauernswürdige! Der Reiz der Neuheit hat Dich geblendet, Schwärmer haben die Unerfahrenheit der Jugend benützend, Dich bethört, verführt. Erwache! Erkenne! Opfere den Grazien! Erwecke den Neid der Göttin von Pafos! Entzücke ihre Verehrer durch die Anmuth Deiner Gestalt! Begeistere neue Dichter, entflamme neue Künstler, daß Dein Bildniß in Farbe und Marmor die ferne Nachwelt erfreue! Lasse die Strah-

len Deines Geistes glänzen, um Deine Zeitgenossen dem Götterdienste zu erhalten! Genieße des Glückes, dessen Quellen Dir auf allen Wegen entgegen springen!"

Barbara erwiederte mit fester Stimme:

„Vergebens sprichst Du die täuschenden Worte der Verlockung. Ich habe die Wahrheit erkannt in dem einigen Gott; in seinem ewigen Reiche suche ich meine Seligkeit, nicht das vergängliche Glück irdischen Wahnes. Ich bin Christin, will als Christin leben und sterben!"

Kaum vermochte Marcianus die erheuchelte Sanftmuth länger zu behaupten und den auflodernden Zorn zu besiegen; mit zunehmender Heftigkeit sagte er:

„Weißt Du auch, was Dich erwartet, wenn Du auf Deinem wahnsinnigen Trotze beharrst? — die peinlichsten Martern."

Barbara. Gott wird mir die Kraft verleihen, sie zu ertragen.

Marcianus. Und wenn Du sie vergebens erträgst, so fordert das Gesetz ein höheres Opfer, fordert —

Barbara. Mein Leben! Welches Opfer kann zu groß sein, wenn ich es meinem Glauben, meinem Gott darbringe?

Marcianus. Du spottest meiner Güte und des Gesetzes; erfahre denn die Strenge von beiden! Liktoren! führt sie in den Kerker! Mit zerfleischenden Geißeln werde die Frevlerin gezüchtiget! — Barbara! noch ist es Zeit, widerrufe und Du bist frei!

Barbara. Ich folge dem Gesetze Gottes, handle Du nach dem Deinigen!

„Aus meinen Augen! führt sie fort, daß ich sie nicht erwürge mit diesen Händen!“ So rief Dioskorus mit brüllender Stimme.

Marcianus winkte den Lictoren. Die erröthende Jungfrau folgte ihnen, die Augen zum Himmel erhebend.

Drei Tage schmachtete die Dulderin im Grabgewölbe der Kerkernacht; Geißelhiebe zerfleischten die zarten Glieder. Sie ertrug die Schmach, sie ertrug den Schmerz ohne Ächzen, ohne ein Wort der Klage. Am vierten Tage zeigte der reine Leib keine Spur erlittener Verwundung. So erhebt sich der Morgen nach der Sturmnacht in erneuter Schöne.

Nochmal vor den Richterstuhl geführt, erklärte sie neuerdings, treu zu verharren im Glauben an den einigen wahren Gott, und zu entsagen den Götzen, den Wahngebilden träumenden Fantasietruges.

Diese Weigerung und die Kunde von der spurlos verschwundenen Verletzung steigerte den Zorn des Statthalters zum Ingrimm; er befahl, sie in den dunkeln Kerker zurückzuführen, und ihr die Seiten mit flammenden Fackeln zu brennen. Der Befehl ward vollzogen. Die Flammen flackerten und erloschen, ohne einen Schmerzenslaut der Märterin zu erpressen. Die Wuth des wilden Feuers schien über den reinen Leib keine Gewalt zu haben. Am dritten Tage war keine Spur der sengenden Flammen sichtbar. So schimmert die Lilie in der Sonnenglut in noch weißerem Glanze.

Barbara wurde abermal vor den Richterstuhl des Statthalters geführt. Als er die Unversehrte wieder in der

Blüte ihrer Schönheit und unbesiegbaren Seelenstärke erblickte, als die Erhabene dem erneuerten Befehle, den Göttern zu opfern, Folge zu leisten sich weigerte, — da rief Marcianus: „Bist Du denn so erhaben über alle irdische Macht, so werde vertilgt vom Angesichte der Erde!" — Und er befahl den Lictoren, vor seinen und ihres Vaters Augen sie zu enthaupten.

Sogleich ward vor dem Richterstuhle ein Kreis gebildet, und ein Block in die Mitte desselben gestellt. Hierokles entfernte sich, Dioskorus aber stand, wie die Bildsäule eines Höllengottes, regungslos, mit funkensprühenden Augen auf die Tochter hinstarrend. Barbara sank auf ihre Knie, erhob die Augen, in denen ein Vorgefühl des Himmels glänzte, zum Himmel empor, und sprach: „Ich stehe am Ziele meiner Leiden; bald werde ich eingehen in das Reich der ewigen Freuden. Verlasse mich nicht, mein Herr und Gott! Durch Dich bin ich Alles, ohne Dich nichts!"

Sie legte das schöne, vom aufgelösten Haar umflossene Haupt auf den Block. Schon schwang der Lictor das blinkende Beil. „Verruchte!" so erscholl plötzlich eine Donnerstimme, „von der Hand des Vaters, den Du verhöhnst, sollst Du sterben!"

Mit diesen Worten entriß Dioskorus dem Lictor das Beil, schwang es empor — und das Haupt der Heiligen flog vom Rumpfe. Marcianus verhüllte sein Antlitz; die Menge stieß einen Schrei des Schreckens aus. Dioskorus stürzte zu Boden. Das Entsetzen über die eigene gräßliche That hatte ihn getödtet in dem Augenblicke des Tochtermordes.

Zillah.

Eine althebräische Legende *).

Zur Zeit, da, seit dem Verluste des Paradieses, der Rosenstrauch auf Erden ausgestorben war, lebte in dem Städtchen Bethlehem eine Jungfrau, Namens Zillah, so hold und so lieblich, als sollte in ihr und durch sie das Bild und Andenken der verschwundenen Rosen erhalten werden. Der Ruf ihrer Schönheit erfüllte das Land Judäa. Wer die anmuthige Gestalt und das morgenröthliche Antlitz voll Unschuld und das Helldunkel des Auges, aus dessen Nacht die Seele wie das milde Feuer des reinsten Sternes hervorstrahlte, nur einmal gesehen hatte, konnte das entzückende Bild nie wieder vergessen.

Zillah's Gemüth glich dem Heiligthum des Tempels, denn Stille, Ruhe und Klarheit herrschten darin, von keiner Leidenschaft gestört. Die irdische Liebe blieb ihrem Herzen fremd, da es von der himmlischen erfüllt war. Und so

---

*) Das Faktische erzählt Maundeville in seinem Werke: The Voyage aud Travail etc.

bewarben sich selbst die schönsten der Jünglinge, die edelsten der Männer, vergebens um die Neigung der Holden; aber selbst die Verschmähten vermochten es nicht, der Verschmähenden zu zürnen.

Nur Einer von Allen, Hamuel der Frechgesinnte, ergrimmte ob der verweigerten Gegenliebe im stürmischen Gefühle seines schwerbeleidigten Stolzes so heftig, daß er ohne Unterlaß auf Rache sann. Und es gebar seine tückische Seele bald einen Plan, würdig, von einem Geiste der Finsterniß ersonnen zu sein. Er verbreitete mit schlauer, rastloser Bosheit gegen die himmelreine Tugend der Jungfrau heimlich die schmählichsten Gerüchte, die von vielen Mißgünstigen gierig aufgehascht, leicht geglaubt, durch das Echo vieler Zungen wiederholt, mit neuen Zusätzen vermehrt wurden und sich vergrößerten, wie der fallende Schneeball zur Lawine wird, bis die Verläumdung endlich einen solchen Schein von Gewißheit erhielt, daß Zillah, wenn sie im Tempel betete und ihre frommen Gedanken und Empfindungen zu Gott emporstiegen, oder wenn sie auf der Straße mit gesenkten Augen züchtig einherwandelte, als eine arge Heuchlerin verspottet wurde.

Nun wagte der unversöhnliche Bösewicht eine förmliche Anklage. Zillah wurde vor den Richter berufen; erkaufte Zeugen traten gegen sie auf, und das strenge Gesetz verurtheilte die Schuldlose wegen verletzter Unschuld zum Tode.

Schon war der Scheiterhaufen aufgethürmt; schon stand Zillah, an den Pfahl gebunden, allein und, wie es schien, verlassen von Gott und den Menschen; auf ihrem

blassen Angesichte aber lächelte die Seelenruhe, und aus ihren Augen strahlte die Hoffnung auf ein höheres Leben, welches keine irdische Flamme zu zerstören vermag.

So stand die Reine da, Hamuel's Gegenbild, Hamuel's, der sich an ihrem Tode weiden wollte; in jeder ihrer Mienen lag ein Vorgefühl des Himmels, in jedem verzerrten Zuge seines Gesichtes aber ein Vorgefühl der Hölle, das erwachende Bewußtsein des verübten Verbrechens. Ihr Auge traf das seinige nur einmal — ohne Vorwurf, ohne Zorn — und dennoch durchbohrte der Blick sein Herz wie ein glühender Dolch.

Schon schreitet der Henker mit der brennenden Fackel einher; er hält sie an das Holzgerüste; es lodert hoch auf! Prasselnd rasen die wilden Flammen, verbreiten sich mit steigender Gewalt, umwehen und umzüngeln mit gieriger Wuth die duldende Jungfrau, welche mit erhabener Ruhe dasteht, in ein Gewand von Todesfeuer gehüllt.

Schon legen sich die gierigsten, die kühnsten der Flammen an den holden Leib der Dulderin; aber Gott schützt die Unschuld; sein Hauch weht, und siehe da! das wild auflodernde, grimmige Feuer sinkt, seine Wuth erstirbt, alle Flammen vereinigen sich in einen Punkt und bilden einen Blitz, welcher, wie suchend, dahintobt und tödtend Hamuel's Haupt trifft. Den Fall des Ruchlosen begleitet die staunende Menge mit einem Schrei des Entsetzens, und — o Wunder! der Pfahl, an welchem die Schuldlose gebunden steht, gewinnt Zweige. Die Zweige schmücken sich mit hellgrüner Blätterfülle; Rosen leuchten dazwischen hervor,

weißglühend, und eine Laube umwölbt, wie ein Triumphbogen, die Siegerin in der Todesqual, die Neubelebte, die Verklärte der frommen Unschuld.

Und so erblühten seit dem Verluste des Paradieses die ersten Rosen, als ein Paradies der Unschuld.

Von diesem wunderbaren Ereigniß wird die zwischen Bethlehem und der Kirche gelegene Ebene noch jetzt das Rosenfeld genannt.

Die Blumen des Paradieses.

Im dreihundert und sechsten Jahre nach der Geburt unsers Heilandes hielt der römische Statthalter Sapritius seinen Einzug in Cäsarea, der Hauptstadt Cappadociens, mit aller dem Römerstolze eigenen Pracht. Hochprangend auf einer Art von Triumphwagen, welchen vier neben einander gespannte schneeweiße Rosse zogen, von Legionsadlern umgeben, blickte der hochmüthige Statthalter, keines Menschen Freund und Todfeind der Christen, mit düster flammenden Augen auf die vielen Tausende der Zuschauer, durch deren Reihen der Zug sich langsam dahin bewegte. Jeder, den sein durchbohrender Blick, ein Blitz der Verachtung und des Hasses, traf, schlug vernichtet seine Augen zu Boden. Als Sapritius in seinem Palaste angekommen war, ließ er sogleich seinen Geheimschreiber Theofilus, der nicht nur die Staatsgeheimnisse, sondern auch die Herzensgeheimnisse seines Herrn kannte, und zwei Monate vor diesem in Cäsarea angekommen war, zu sich rufen. Nach den ersten Freudenbezeigungen fragte Theofilus den Statthalter, wie er mit dem Empfange der Einwohner von Cäsarea zufrieden sei. Mit stolzer Wegwerfung erwiederte Sapritius: „Was kümmert mich der Empfang dieser Sclaven? Sie mögen

mich lieben oder hassen, schmähen oder preisen; ich beachte das so wenig, als der Adler auf seinem Horste das auf- und in der Erde kriechende Gewürm vernimmt. Auf mich muß jedes Auge sich richten, mir aber gilt der Einzelne eben so wenig als die Menge, in der er sich verliert. Als ich durch das Gedränge fuhr, welches wie Traumgestalten an mir vorüberglitt, verschwand Alles in dem Augenblicke, da ich es sah. Nur eine einzige Erscheinung machte auf mich einen tiefen Eindruck, bleibender als ich selbst es wünsche. Denke ich mir die Gesammtmasse als Wolkenhimmel des Jupiter Pluvius, so schimmern mir noch zwei große leuchtende Augen, die wie Sterne aus jenem Wolkenhimmel hervorglänzen. Diese Augen, die Züge des blühenden Gesichtes, eine unbegreifliche Verschmelzung von Geist und Gemüthlichkeit, von Ernst und Anmuth, dazu die Fülle der edlen Formen des Leibes — ich will Dir nicht verbergen, dieser seltene Verein von Reizen machte auf mich eine solche Wirkung, daß ich ihre Blicke nicht ertragen konnte, und wider meinen Willen meine Augen, so gerne sie auf ihr verweilt hätten, von der imposanten Gestalt wegwenden mußte. Alle Umstehenden schienen, ihr huldigend, mich zu vergessen. Wer ist sie? Ich will sie sehen, noch heute! Sie werde mein! Theofilus! Dir gebiete ich, sie in meinen Palast zu bringen, der ohne sie — Dir verschlossen bleibt."

Theofilus, Furcht und Verwirrung heuchelnd, sagte schüchtern: „Die Eine unter den Tausenden zu finden — fürwahr eine schwere Aufgabe! Allein je schwerer die Aufgabe, desto rastloser mein Eifer, Dir zu dienen. Nur mit

der Götter Hilfe kann möglich werden, was mir unmöglich scheint."

Mit diesen Worten verließ Theofilus den Statthalter, wie es schien, ängstlich und bestürzt; allein sobald er das Gemach verlassen hatte, erheiterten sich die Gesichtszüge, auf welchen sich so eben eine bekümmerte Sorgfalt gezeigt hatte, bis zu einem ironischen Lächeln, und er murmelte leise vor sich hin: „Ich kenne sie so, wie ich Dich kenne. Sehr leicht ist die Aufgabe, aber als eine Riesenarbeit soll sie Dir erscheinen. Wer zu theuern Preisen verkaufen will, darf nicht wohlfeil anbieten." —

Am nächsten Morgen führte Theofilus eine schöne weibliche Gestalt in das Haus des Statthalters, der bei ihrem Anblicke den Ausbruch seines Entzückens kaum unterdrücken konnte. Mit mühsam erzwungener Fassung wendete er sich endlich von den bezaubernden Wesen an denjenigen, der es eingeführt hatte, drückte ihm die Hand und flüsterte ihm leise ins Ohr: „Bist Du ein Sonnenstrahl des Apollo, auf dem die Götter mit unbegreiflicher Schnelligkeit vom Olymp zur Erde gleiten? Wenn Du die Wahrheit unter der Menge von Irrthümern immer so triffst, wie hier unter Tausenden die Eine, so müssen alle unsere Weisen vor Dir beschämt zurückweichen." —

Theofilus erwiederte: „Wenn ihre Schönheit Dich anzieht, so dürfte ihr Glaube Dich zurückstoßen. Sie, voll Reiz und Anmuth, wie die Göttin der Liebe, ist für Liebe so wenig empfänglich, als der kalte Marmor für die

Wärme des Sonnenstrahls. Sie ist dem neuen [illegible]ben der Christen mit ganzer Seele zugethan, sie haßt unsere Götter, die sie nichtige fabelhafte Wesen nennt, eben so wie uns selbst, auf deren Götzendienst sie mit Verachtung niederblickt. Die Reinheit ihrer Sitten und Lebensweise, die Klugheit ihres Benehmens und die erhabene Denkungsart ihres Geistes, haben sie allen Einwohnern von Cäsarea zu einem Gegenstande der Bewunderung gemacht. Sie lebt entfernt vom Weltgetümmel; nur eine so glänzende Begebenheit, wie Dein feierlicher Einzug, vermochte es, sie dem Schooße der Einsamkeit zu entziehen. Sie heißt Dorothea, und zwar, wie ihre Glaubensgenossen sagen, mit vollem Recht, da sie, wie das griechische Wort bedeutet, wirklich ein Geschenk Gottes sei."

„Fürwahr!" erwiederte Sapritius, „die unsterblichen Götter, denen ich sie wieder zuführen will, konnten mir kein schöneres Geschenk machen, als dieses Göttermädchen. Geh' und harre meiner in der Vorhalle!"

Theofilus entfernte sich. Der Statthalter trat mit einer Mischung von erheuchelter Würde und falscher Freundlichkeit der holden Jungfrau entgegen, welche in ihr weitfaltiges, blütenweißes Gewand gehüllt, die äußere Umgebung nicht beachtend, in sich versunken, in der Mitte des hohen, reich ausgeschmückten Gemaches stand.

Die Strahlen der Sonne, durch die Öffnungen eines hohen Säulenganges in das Prunkgemach einfallend, umflossen die hohe Gestalt der edlen Jungfrau mit einem Verklärungsglanze. Die Augen und den Geist zum Himmel er-

hoben, stand sie da, wie ein in Körperhülle gekleideter Engel, ein ätherisches Wesen, welches auf Erden wandelnd, der Erde nicht angehört.

Vergebens hatte Sapritius das Mögliche aufgeboten, durch zierliche Redensarten, annuthiges Benehmen und Schmeicheleien ihre Gunst zu gewinnen. Sie hatte nichts von den eiteln Bemühungen des eitlen Mannes vernommen. Auf ihrem entzückten Antlitze schien ein Traum des Paradieses zu spielen, aus dem sie nun plötzlich, aber mit einem auffallend unangenehmen Gefühl erwachte. Die kaum noch verklärt gewesenen Gesichtszüge trübten sich, und ein zürnender Unwille umwölkte die reine Stirne. Mit fester Stimme sagte sie endlich zu dem vor ihr stehenden Statthalter, der über das Ungewöhnliche dieser Erscheinung wenigstens einen Theil der ihm sonst eigenen Geistesgegenwart verlor:

„Auf Deinen Befehl ward ich hieher gebracht. Was verlangst Du von mir? was kannst Du von mir verlangen? Erkläre Dich in Kürze! denn in diesen unheiligen Hallen ist meines Bleibens nicht.“—

„„Und dennoch,““ sagte Sapritius mit Bedeutung, „„hoffe ich, daß Du, schöne Abtrünnige, hier bleiben wirst, so lange es mir beliebt. Zürne mir deshalb nicht, liebliche Feindin der Römer, und ihrer Götter! Ich sehe mich aber durch meine Stellung als Statthalter genöthigt, Dich so lange hier festzuhalten, bis es mir gelungen sein wird, Dich zur Freundin Roms und seiner Götter, ja vielleicht auch zu meiner Freundin zu machen.““ —

Dorothea. Nicht Dir, noch Rom und seinen Lügengöttern kann ich je angehören.

Sapritius. Und würde meine Liebe nicht Erwiederung finden?

Dorothea. Christenliebe verbietet mir den Haß. Ich könnte nur Mitleid für Dich fühlen.

Sapritius. Und würdest Du selbst gegen meine Bitte gefühllos bleiben?

Dorothea. Gegen die Bitte des Götzendieners allerdings.

Sapritius. Doch meinem Befehle würdest — müßtest Du wohl gehorchen?

Dorothea. Ich gehorche nur Gott, dem höchsten Herrn des Himmels und der Erde.

Sapritius. Wenn Du aber den Göttern nicht opferst, und dann die Qualen der Foltern erleiden müßtest — armes Kind! wie dann?

Dorothea. Leiden sind oft weniger verderblich als die Freuden. Du kannst den Leib tödten, nicht aber die Seele. Der Tod führt zum ewigen Leben, und schuldlos sterben ist das höchste Glück dieser Erde. Wer Gott liebt, fürchtet keinen Menschen, keine Qual.

Sapritius. Du sprichst erhabene Worte. Würde die That den Worten gleichen? Ich zweifle. Wie wär's, wenn ich, Deine Stärke zu prüfen, Dich auf die Folter spannen ließe? Glaube mir, wie die Glieder ausgedehnt werden, in dem Maße schrumpft die prahlerische Standhaftigkeit zusammen.

Dorothea. Versuch' es, Versucher!

Sapritius. Du trotzest Verwegne! Du reizest mich. Wohlan! Der Versuch beschäme Dich Großsprecherin! —

Sapritius ließ die Folterknechte mit der Folterbank eintreten. Dorothea wurde ergriffen; ihr Blick schreckte die Henker zurück, und sie trat freiwillig zu dem Marterwerkzeuge. Schon wollten die Knechte ihr Amt beginnen, ohne daß Dorothea ein Zeichen der Furcht blicken ließ. Um so mehr Schrecken zeigte Sapritius selbst, und er rief den Henkern zu: „Haltet ein!"

Dorothea sprach: „„Willst Du mit dem Tode ein grausames Spiel treiben und meine Qualen verlängern?""

Sapritius. „Dich schonen will ich, bethörte Schwärmerin! Soll ich die Schönheit, welche die Götter Dir gaben, um Dich und Andere durch Dich zu beglücken, gefühllos zerstören?" —

Er befahl den Henkern, sich mit der Folter zu entfernen, näherte sich der Jungfrau, schlang einen Arm um sie, blickte ihr zärtlich in's Auge, und sagte: „Verdient der Mann keinen Dank, der, als Höchster unter den Tausenden hier, seine Macht der Schönheit huldigen läßt? Dorothea! Ein Wink von mir, — und Du bist ein Opfer des Todes! — Nein! Ich will, Du sollst leben, Du sollst glücklich sein — und mir dankbar! Sei mein, und ein Elisium von Freuden erwartet Dich! Du sollst die Erste sein im Blumenflor der Schönsten in Cäsarea. Jeden Deiner Wünsche kann ich erfüllen. Entsage dem düstern Wahn,

opfere auf dem Altare der Göttin der Liebe, und ich opfere Dir! Sei mein, und das Erlesenste dieser Erde sei Dein!"

Dem Glühenden mit Würde und Hoheit sich entwindend, sprach Dorothea: „Nichtig ist das Erlesenste dieser Erde; jenseits des Grabes blühen meine Freuden. Dem Gott, der Himmel und Erde schuf, gehöre ich an; ich bin die Braut der Ewigkeit. Dies ist mein Glaube. Rufe Deine Mörder zurück!" —

Tief erschüttert stand Sapritius vor der Gottgeweihten. Nachdem er wieder Fassung gewonnen hatte, fing er nochmal an, die reizende Jungfrau mit Vorstellungen, Versprechungen und Bitten zu bestürmen. Er ließ nichts unversucht, was auf ein weibliches Herz gewöhnlich zu wirken pflegt. Vergebens! Dorothea ließ sich auf ihre Knie nieder. Ohne den Leidenschaftlichen eines Blickes zu würdigen, hob sie, die Hände zum Gebet gefaltet, die lichtstrahlenden Augen zum Himmel und rief: „Mein Gott und Vater! Makelrein, wie Du mich geschaffen, laß mich eingehen in Dein Reich!" —

Sapritius, dessen Scharfblick die Weihe der Gottbegeisterten nicht verkannte, sah ein, daß Drohung oder Gewalt hier mehr schaden als nützen würde. Er bezähmte daher die ihm eigene Heftigkeit, heuchelte mit feiner Schlauheit eine zarte Bewunderung, und beschloß nun, ein falsches Spiel zu beginnen.

„Ich bin nun überzeugt," sagte er, „daß es mir nicht gelingen wird, Dich meinem Glauben an die Götter zu gewinnen. Eher möchte es Dir gelingen, mich zu Deinem

gepriesenen Gott hinüberzuziehen, der Dich mit solcher Schönheit, solcher Anmuth der Seele und des Leibes schmückte. Laß uns denn einen Wettkampf eingehen, welches von uns Beiden das Andere von der Herrlichkeit und Wahrheit seines Glaubens zu überzeugen vermag. Auf jeden Fall werden wir dann einig, und der besiegte Theil ergibt sich dem siegenden." —

Dorothea's reine Seele glaubte an die reine Absicht des Listigen, der unter den schönen Worten einen unedlen Plan verbarg. In der festen Überzeugung, daß es keinem Verführer je gelingen könne, sie von der Verehrung des wahren Gottes auf Irrwege zu leiten, erklärte sie sich bereit, den Wettstreit einzugehen. Sapritius setzte nur die einzige Bedingung, daß Dorothea ihre bisherige Umgebung, die mit ihr gemeinsame Sache machen würde, verlasse, und, allein stehend, allein handelnd, ihren Aufenthalt bei einer würdigen Matrone wähle, in deren Hause sie als selbstständige Herrin lebend und handelnd, gegen die Überredungskünste und Verfolgungen ihrer Glaubensgenossen gesichert sein solle.

Dorotheens frommer Stolz fühlte sich eben dadurch geschmeichelt und gehoben. Im Vertrauen auf ihren Gott und auf ihre Seelenstärke willigte sie in den Vorschlag ein, mit den Worten: „Du sollst sehen, wie Gott auch in den Schwachen sich verherrlicht! Ich baue auf ihn und fürchte nicht die Welt mit allen ihren Schlingen und Gewaltthaten! Entziehe mich meinen Glaubensgenossen! Ich werde stark sein, ist Gott mit mir!" —

Damals lebten in Cäsarea zwei Schwestern, Namens Krysta und Kallista, die ehemals in Rom einen zügellosen Lebenswandel geführt hatten, nach zerstörter Schönheit aus eigennützigen Absicht zu dem christlichen Glauben übergetreten waren, denselben aber zeitlichen Vortheils wegen wieder verließen, und nach Cäsarea übersiedelten, wo sie, von Wüstlingen unterstützt, diesen dienten, indem sie reine Jungfrauen zum Götzendienst und zu unsittlichem Lebenswandel verlockten.

In dieses Haus der irdischen Liebesgöttin mußte Dorothea sich einwohnen. Die beiden Schwestern ließen sie in den ersten Tagen gewähren, ohne ihr den geringsten Zwang anzulegen; sie wußten sogar den Schein irgend einer besonderen Aufmerksamkeit auf Dorotheens Thun und Lassen zu vermeiden. Die Einsamkeit, der sie so hold war, wurde ihr nie und nirgend gestört. Der Name Sapritius wurde nicht genannt. Dorothea wußte wohl, daß dieses Haus bei ihren Glaubensgenossen in keinem guten Rufe stehe; sie fühlte aber in sich die Kraft, Versuchungen zu widerstehen, und wußte, daß die Tugend in Prüfungen sich läutere und bewähre.

Allmälig fing der versteckte Plan sich mehr und mehr zu enthüllen an. Das Haus belebte sich immer mehr. Mädchen und Jünglinge fanden sich zahlreicher ein. Lyra und Flöte ertönte in den Gebüschen des Gartens; Tänze schwebten über die blumenreichen Wiesen dahin, und manche leidenschaftliche Szene stellte sich dem Auge dar. Dorothea konnte manchen Einladungen und Bitten zur geselligen Theilnahme an den gemeinsamen Vergnügungen nicht ausweichen.

Bei einem Gartenfeste in einer neblig dämmernden Mondnacht erschien endlich auch Sapritius. Er näherte sich Dorotheen, die als entfernte Zuschauerin stand. Er wagte es, nach manchem Schmeichelworte, sie heftig zu umschlingen. Der Blick der seinem Arme sich entwindenden Jungfrau schlug seinen Muth plötzlich darnieder, mit den Worten: „Nicht so wirst Du mich Dir und Deinen Götzen gewinnen.“ —

Dorothea verließ den Bestürzten, eh' er sich von seiner Verwirrung zu erholen vermochte.

In ihrem Schlafgemache angelangt, verrichtete sie, ohne sich durch die vorhergehende Szene beunruhigt zu fühlen, ihr Abendgebet. Sie hatte dasselbe kaum begonnen, als die beiden Schwestern eintraten und ihr Vorwürfe machten über das thörichte Betragen, mit welchem sie das Glück von sich stoße. Nun erkannte die Aufgeschreckte den Abgrund, an welchen man sie hinstellen wolle. Sie ließ die wetteifernden Schwestern ihre Beredsamkeit ausströmen, trat dann in erhabener Stellung mit sternhell leuchtenden Augen zwischen Beide, und sagte: „Wie? ihr seid Schwestern? Nimmer! Denn ihr kennt nicht die Schwesterliebe, ihr kennt nur den Schwesterhaß. Die Schwesterliebe müßte euch antreiben, für einander zu sorgen, daß die Seele rein, das Herz gut, der Glaube wahr sei. Ihr aber reizt und verlockt euch wechselseitig zur Unwahrheit und zur Sünde. Wohlleben und Taumel irdischer Freuden erscheinen euch als des Lebens höchster Genuß und höchstes Ziel. Das Übersinnliche kennt ihr nicht, und vor dem Ewigen graut euch, Bethörte! Ihr lebt von Augenblick zu Augenblick, wie die Thiere des Fel-

des und denkt nicht, daß ihr Menschen seid, die, von Gott ausströmend, wie das Licht von der Sonne, einst wieder zurückkehren sollen in den Schooß ihres Schöpfers. Nie wird es euch gelingen, mich in das irdische Verderben zu ziehen. Möge aber Gott mich stärken, euch zu dem Himmlischen zu leiten und eure Seele vom ewigen Tode zu erretten! Unsterblichkeit ist eine Schreckensnacht dem Sünder, ein freudiges Morgenroth dem Reinen. Auf eurer Seele ruht aber eine schwere Last von Vergehungen und Sünden, die ihr schwer büßen werdet, um so schwerer, als ihr auch Schuldlose in den Pfuhl der Sünde hinabziehen wollt. Höret mich, ihr Unglücklichen! Gott spricht aus mir, die ihm, dem Besten, ihr Leben weiht. Folget mir, damit mein schwacher Arm euch führe in die Wohnung meines Vaters! Folget mir, entfliehet dem irdischen Blendwerk, eh' ihr noch tiefer sinkt in den Abgrund des Verderbens, und lernet eure Seligkeit bauen auf den Fels des Unvergänglichen! Meldet dem Statthalter, daß ich ihn hasse und verabscheue! Mein Vater starb und ließ mich als hilflose Waise auf der Erde zurück; aber mein ewiger Vater lebt! Er gibt der Schwachen die Kraft, ihn zu lieben, ihm zu dienen. Entsagt dem bösen Geiste, der euch blendet und lenkt! Reicht mir, Schwestern, die Schwesterhände, und opfert euer Leben mit allen seinen Leiden und Freuden dem Allmächtigen, aber auch Allgütigen! Der Tod ist dem Gerechten der Weg in das Reich der ewigen Seligkeit; die Sünde aber ist der Tod der Seele. Ich biete euch Schwesterliebe; nehmt sie an, und lasset uns Gott preisen, durch den wir Alles sind, Nichts ohne ihn!" -

---

Erblassend und mit thränenvollen Augen standen die beiden Schwestern vor der Begeisterten, zu welcher sie ihre Blicke nicht zu erheben wagten. Nach langem Schweigen faßte endlich Kalista, die ältere Schwester, Muth, und sprach: „Edle Jungfrau! was ich in meinem eigenen Herzen fühle, das lese ich auch in den Augen meiner Schwester Krysta. Wir sind erschüttert von der Wahrheit Deiner Rede; Dein Glaube trägt das unverkennbare Gepräge göttlicher Überzeugung. Wenn wir aber auch zu Deinem heiligen Glauben übertreten wollten, können, dürfen wir es? Welcher Mensch, der in einem Sumpfe liegt, vermag es, einen Flug zum Himmel auch nur zu versuchen? Die Last unserer Vergehungen drückt uns zu Boden, und die Reue, die uns ergreifen will, muß der Verzweiflung weichen, die uns keine Vergebung hoffen läßt. Die eherne Pforte jenes Reiches der Seligkeit, zu welcher Du hindeutest, bleibt uns ewig verschlossen." —

Dorothea, deren Gesichtszüge durch das holde Mitleid über die Verirrten verklärt wurde, erwiederte mit dem mildesten Tone ihrer weichen Stimme:

„Mögen auch viele und schwere Sünden, wie düstere Nachtwolken, auf eurer Seele lasten, die schwerste aller Sünden wäre doch — die Verzweiflung an der Gnade Gottes. Er, der uns schuf, Er nimmt den Reuigen wieder in seinen Schooß auf. Er ist der Vater, der die verirrten Kinder liebend zu sich ruft. Es ist keine Nacht so dunkel, die er nicht erhellen, keine Wunde so tief, die er nicht heilen, kein Leiden so groß, das er nicht in Freude verwandeln kann. Entsaget den Götzen, entsaget der Sünde, lebt der Tu-

gend, erkennet die Wahrheit, übt das Gute und Rechte, und ihr werdet eingehen in das Paradies der ewigen Seelenfreude!"

Da stürzten die beiden Schwestern zu den Füßen der Heiligen, und riefen mit dem Tone der reuigsten Zerknirschung: „Bitte Gott um Vergebung unserer Sünden, und ein neues Leben beginne für uns! Uns, die wir vom Statthalter bestimmt waren, Dich auf den Irrweg des Lasters und durch das Laster zum falschen Glauben zu verführen; uns führe nun, Du Gottgeweihte, auf den Weg des ewigen Heiles!" —

Dorothea hob die freudestrahlenden Augen zum Himmel, legte ihre Hände segnend auf die gesenkten Häupter der vor ihr knienden Schwestern, und sprach betend: „Allbarmherziger, allgnädiger Gott! Du, der sprach: „Ich will nicht den Tod des Sünders, sondern, daß er lebe;" Du, der sprach: „Es freut sich der Himmel über einen reuigen Sünder mehr, als über neun und neunzig Gerechte" — Allgerechter! Allmächtiger! Blicke gnädig von Deinem Weltenthron auf diese Verirrten, aber Reuigen! Nimm sie auf in den Kreis der mit jedem Tage sich vermehrenden Schar Deiner gläubigen Verehrer, und sende den heiligen Geist der Wahrheit in ihre Seelen, daß auch sie als Zeugen Deiner Macht und Herrlichkeit auftreten hienieden, und Tausende ihrem Beispiele folgen!" —

Dorothea hob die Knienden empor, drückte sie liebevoll an's Herz, und gab ihnen den Schwesterkuß.

Nach einigen Tagen ließ der römische Statthalter die Schwestern Krysta und Kallista zu sich rufen. Er empfing die Eintretenden mit den Worten: „Ich ließ euch viel

Zeit, die spröde Christin eines Besseren zu belehren. Habt ihr euer Werk vollendet, so erwartet euch reicher Lohn." —

Krysta erwiederte schüchtern: „Wir verzichten auf jeden Lohn." —

„Wie deut' ich das?" fragte Sapritius mit stolzer Miene.

Krysta. Im besten Sinne.

Sapritius. Also in dem Sinne, wie ich es wünsche? Habt ihr sie meinem Verlangen gewonnen? Habt ihr sie unsern Göttern gewonnen?

Kallista. Sie kennt nur Ein Verlangen und nur Einen Gott. Ihm dienend, verabscheut sie das Laster mehr als den qualvollsten Tod.

Sapritius. Wie? Ihr wagt es, der Verbrecherin das Wort zu reden?

Kallista. Wir wagen es, denn sie ist unsere Schwester, so wie ihr Gott der unserige ist.

Sapritius. Wahnsinnige! Ließt ihr euch etwa durch glänzende aber leere Versprechungen verblenden? Was auch die Christengemeinde von Cäsarea euch bieten mag, ich, der Statthalter, kann Alles überbieten.

Kallista. Irdisch und nichtig ist, was Du uns bieten kannst. Dorothea, vom Geiste Gottes beseelt, hat uns Abtrünnige wieder vom Irrwege auf den Pfad der Wahrheit und des ewigen Seelenheils geführt.

Sapritius. Verwegene! Verblendete! Wißt ihr, daß Tod und Leben in meiner Hand liegt?

Kallista. Wir sind bereit, für unsern Glauben und für die Kraft seiner Überzeugung unser Blut und Leben hinzugeben

Krysta. Wir wollen mit Dorothea leben und sterben.

„Wohlan denn!" rief Sapritius mit zornflammenden Blicken, „ihr sollt sterben, aber nicht mit ihr, sondern vor ihr. Strecket dann der frommen Schwester aus den Flammen die Arme entgegen! Wenn euer Wehgeschrei zum Himmel steigt, mag das Gebet der Heiligen dem Geheule zur Begleitung dienen." —

Sapritius rief mit gewaltiger Stimme Schergen und Kriegsknechte herein, und befahl, von Wuth entflammt, heftig auf- und niederschreitend, den Einen, die beiden Schwestern in das Gefängniß zu schleppen, den Andern, Dorotheen herbeizuführen, den Dritten, im innern Hofraume einen Holzstoß aufzurichten.

Auf einem Ruhebette halb sitzend, halb liegend, und starr vor sich blickend, stieß Sapritius nur einzelne Worte wild schnaubend aus: „Mir trotzen! — Meinem Willen spotten! — Nimmer! Ein Beispiel genüge zum Schrecken Aller. Das Entsetzen — wenn nicht die Liebe — führe sie in meine Arme. Mögen Hunderte sterben, um die Einzige mir zu erhalten!" —

Durch den Eifer bereitwilliger Diener des Bösen ward der Scheiterhaufen mit unglaublicher Schnelligkeit errichtet. Die drohende Schreckgestalt des nahen Flammentodes stand riesenhoch aufgethürmt. Vier Schergen mit brennenden Pechfackeln führten die beiden Schwestern in den Hofraum.

Während dies vorging, trat Dorothea auf des Statthalters Befehl in den Saal, ohne zu ahnen, was in

ihrer Nähe sich ereignete. Sapritius empfing sie mit freundlicher Herablassung, und mit Mienen, in welchen lüsterne Begierde mit ironischem Lächeln verschmolz. „Wie bist Du gesinnt?" sagte er, „willst Du, Venus wider Deinen eigenen Willen, nur Göttin der Schönheit, nicht auch Göttin der Liebe sein? Willst Du nicht unsern Göttern eben so huldigen und opfern, wie ich Dir huldige und opfere?" —

„„Wer dem Gotte der Wahrheit dient,"" erwiederte Dorothea mit einem Blicke der Verachtung, „„bleibt ihm und sich selbst getreu. Weiche, Versucher!"" —

Sapritius. „Nennst Du den Wahn ein Glück, den kecken Trotz eine Tugend? Wird die sich brüstende Seelenstärke, auf welche die Unerfahrne so verwegen pocht, vor gewissen Scenen nicht kleinmüthig erzittern, und vom Riesen in einen Zwerg zusammenschrumpfen? Dein Gott ist, wie man sagt ein Gott der Liebe; da brauchst Du ja nicht vor ihm zu zittern. Ich aber — bedenke das wohl! — Ich kann nicht nur lieben, sondern auch hassen, und bin deshalb furchtbarer als Dein Gott. Laß es ja nicht auf eine Probe ankommen! Füge Dich meinen Göttern und meinem Willen!" —

„„Deine Lügengötter sind farbige Bilder des Wahns, und Dein Wille ist nichts für diejenigen, die zu ihrem Gott emporrufen: Herr! Dein Wille geschehe!"" —

„So lerne denn die Macht meines Willens kennen, Thörin, die das Wohl des wirklichen Lebens für ein erträumtes hinwegschleudert!"

Bei diesen Worten ergriff er Dorotheens rechte Hand, riß sie rauh und ungestüm an's Fenster, und schrie in den Hofraum: „Entflammt den Scheiterhaufen!“ Dann wendete er sich an die, nicht aus Menschenfurcht, sondern über seine rohe Wuth erbleichende Jungfrau, und sagte zähneknirschend: „Sieh' hin! Deine Schwestern sterben den Flammentod. Du hast sie von der Macht Deines Gottes überzeugt. Wird er sie nun retten? Wird er mein Verdammungsurtheil zu nichte machen? Hilf ihnen! Rette sie! — Schergen! Schleudert die Pechfackeln in den Scheiterhaufen! Er leuchte mir zum Hochzeitsfest! Werft die Ungläubigen in's Feuer! Ihr Geheul sei Dein Brautgesang!“ —

Und es geschah, wie der Statthalter befahl. Hochauf loderte der prasselnde Scheiterhaufen; die Schergen rissen die knienden Schwestern, die sich fest umschlungen hielten, empor, und schleuderten sie in die lechzende Flammenglut.

Mit triumphirendem Hohne blickte Sapritius der zitternden Jungfrau in das blasse Angesicht, erwartend, sie werde nun zu seinen Füßen stürzen, um das Leben der Schwestern bitten und sich selbst seinem Willen fügen. Aber wie sehr fand er sich getäuscht, wie groß wurde sein Erstaunen!

Dorothea, plötzlich alle Furcht von sich abschüttelnd, erhob sich, wie ein überirdisches Wesen. Sie erhob den rechten Arm, streckte die Hand segnend nach den in die Glut versinkenden Schwestern aus, und rief ihnen mit einer wie aus den Wolken tönenden Stimme zu: „Gehet ein in den Himmel! Eilet, ihr Glücklichen, mir voran! Der Vater im Himmel, wird euch für den Märtyrertod ewige Seligkeit, für irdische Leiden unsterbliche Freuden gewähren. Wenn

ihr die Wonne des Paradieses genießet, wo unverwelkbare Blumen blühen, und unvergängliche Früchte die Seele laben, o! dann betet für mich, die sich sehnt, euch zu folgen!" —

Verstummend und überwältigt von der Gewalt der Empfindungen, sank Dorothea in die Knie, dann, einer Todten gleich, zur Erde. Sapritius verließ, von eiskaltem Schauer durchdrungen, den vom Wiederscheine des Feuers hochroth glühenden Saal.

Als Dorothea wieder zum Bewußtsein erwachte, und doch nicht wußte, ob sie wirklich wache, und ob das, was vor ihr geschah, nur ein furchtbares Traumgesicht oder eine noch furchtbarere Wahrheit sei, erhob sie sich, auf ihre Arme gestützt, vom Boden, und trat, als sie die aufrechte Stellung mühsam errungen hatte, mit wankenden Schritten an das Fenster. Hier stellte sich ihr das Bild der Zerstörung und des Märtyrertodes vor die Augen. Die roth auflechzende Glut des verglimmenden Leichenfeuers, das am Rande des Scheiterhaufens umherliegende verkohlte Holz, mit weißgrauer Asche belegt, und der in der Luft wallende heiße Qualm, wirkten auf die Entkräftete so stark, daß sie einer zweiten Ohnmacht nahe war.

In diesem Augenblick kehrte Sapritius zurück, trat zur edlen Jungfrau, und sagte mit dem mildesten, freundlichsten Tone, zu dem er sich zwingen konnte: „Der Schönheit geziemt die Liebe. Sei klug, und werde glücklich! Verzeihe mir das Geschehene, und lerne mich und meine Macht so kennen, wie Deine Ohnmacht! Wärest Du klüger und

nachgiebiger gewesen, so lebten die Beiden, deren Tod auf Deiner Seele lastet, noch jetzt.“ —

„„Wie?““ sagte Dorothea, „„Du hältst ihren Tod für ein Unglück? Ich beneide sie, ich preise sie glücklich.““

Sapritius. So beharrst Du in Deinem Trotz?

Dorothea. Und Du in der Wuth Deiner Liebe?

Sapritius. Auch Spott wagst Du? Genügte das Beispiel Dir nicht?

Dorothea. Es entflammte mich nur zu dem Wunsche, den Glücklichen bald zu folgen, in das Reich des Lichtes, in den Schooß ewiger Seligkeit.

Sapritius. Gelüstet Dich denn so sehr nach den unverwelklichen Blumen des Paradieses?

Dorothea. Ich schmachte darnach.

„So wisse denn,“ rief Sapritius mit zornfunkelnden Augen und von Stolz aufgeblähtem Angesicht, „keine Rose ohne Dornen! Du sollst sie fühlen, indem Du Deine Thorheit zu spät bereuen wirst. Fahre hin zu Deinem Gott! Folge Deinen Schwestern! Eh' ich aber das Todesurtheil über Dich ausspreche, Du heldenmüthige Jungfrau, sollst Du mir Beweise Deines Heldenmuthes geben!“ —

Sapritius rief die Henkersknechte herein. Dorothea wurde ergriffen, mit Stricken an die Folterbank gebunden, und die zarten Glieder wurden durch Schrauben so ausgedehnt, daß sie aus ihren Gelenken gingen. Dorothea duldete die ungeheuren Schmerzen des Leibes durch die Kraft des Geistes — den Blick aufwärts gewendet, und ohne daß ein Klagelaut oder ein Seufzer ihren Lippen entschwebte.

Je mehr aber Dorotheens Geduld und Standhaftigkeit die Bewunderung, ihre Jugend und Schönheit das Mitleid der Folterknechte erregte, um so mehr fühlte sich des Statthalters Hochmuth beleidiget, um so mehr stieg seine Unmenschlichkeit, und er befahl den Peinigern mit durchbohrendem Blick, einen höhern Grad der Folter anzuwenden. Brennende Fackeln wurden hereingebracht und an die Seiten der schweigenden Jungfrau gehalten. Die Flammen zerfraßen das Gewand und leckten gierig an dem Leibe. Die Flammen selbst schienen unwillig zu zischen, als das hervorquellende Blut ihnen begegnete und zur Erde floß. Dorothea stand, die Augen zum Himmel erhoben, ruhig, und nicht die leiseste Zuckung verrieth, ob, und welche Schmerzen sie litt. Darüber ergrimmt, brach der Unmensch in einen Strom von Schmähworten aus, und schloß, indem der Zorn ihm die Kehle zuschnürte, mit dem Befehle, die böse Zauberdirne zur Richtstätte zu führen und sie zu enthaupten.

Dorothea, dem Herzlosen aus milden Augen einen rührenden Blick der Vergebung zusendend, schwankte, von den schweigenden Schergen geführt, leibesmatt, aber geistesstark, aus dem Saale. Theofilus, an der Schwelle stehend, maß sie achselzuckend mit ironischem Lächeln, dessen er sich aber, wie sein Erröthen es deutlich bezeugte, selbst schämte, indem er es gewahr wurde. Eine Mischung von Theilnahme und Neugierde trieb ihn an, dem Zuge zu folgen bis zur Richtstätte. Da der Zug sich nur langsam bewegte, gelang es dem Theofilus demselben zuvorzukommen. Er nahm demnach auf dem mit einer Menge von

Christen und Heiden angefüllten Platze eine solche Stellung, daß er der zum Tode Verurtheilten geradezu in die Augen fallen mußte. Als Dorothea nun nahe an ihm vorüberschritt, begrüßte er sie auf vertrauliche Weise, und gab ihr ein frostiges Bedauern zu erkennen.

Die heilige Jungfrau, in ihre Gedanken an Tod und Ewigkeit versunken, würdigte ihn keiner Aufmerksamkeit, keines Blickes. Dies beleidigte die Eitelkeit des Mannes, und er sagte, die rechte Hand der Jungfrau fassend: „Schöne Braut des einzigen Gottes! Sei doch so gütig, mir etwas von jenen unverwelklichen Blumen zu senden, welche Du, wie ich vernommen habe, in dem Paradiese Deines himmlischen Bräutigams zuversichtlich finden wirst!" —

„„Blicke empor zum Himmel, in welchen mein Gott und Vater mich aufnehmen wolle! Dort sollst Du sie schauen die Blumen der Ewigkeit im Silberglanze strahlend. Ihrem Pfade folge! Sie werden Dir den Weg des ewigen Heiles zeigen."" —

Die Hände auf der Brust kreuzend, das Haupt aufwärts gehoben, langte Dorothea auf der bestimmten Todesstelle an, verrichtete kniend ihr letztes Gebet, setzte sich dann auf den Block, hob die gefalteten Hände zum Himmel, und schloß die mit keinem Tuch verbundenen Augen. Der Blitz des geschwungenen Henkerschwertes flog über die Richtstätte. Das Haupt der Heiligen fiel, der Leib sank zur Erde; die Engelseele glänzte vor Gott. Lautlos stand die Menge der Zuschauer, Theofilus aber stieß einen Schrei des Entsetzens aus, und stürmte, wie von einem bösen Geiste getrieben, über die Richtstätte hinweg.

———

Weit hinaus stürmte er vor die Mauern der Stadt. Die ausgestoßene Lästerung voll Hohn verfolgte ihn wie eine Feuerschlange. Die erhabene Jungfrau stand wie eine Verklärte vor ihm. Das sinkende Haupt schien ihm das Bild irdischen Daseins; den Geist sah er himmelwärts schweben, und mit dunklem Gefühle ergriff ihn die Sehnsucht, dort zu sein, wo sie war, im Reiche des ewigen Lichtes. Ein neuer Geist ging in ihm auf, wie eine Morgensonne aus dem Schooße der Nacht. Wer so starb wie Dorothea, mußte, innigst überzeugt, das Reich der Wahrheit vor sich sehen. Als nichtige Fantasiegestalten erschienen ihm seine Götter, sein Glauben als reizendes Blendwerk eines auf Sinnlichkeit beschränkten Daseins.

Durch diese schöne Aufregung seines Innern erschöpft, sank Theofilus am Fuße eines Hügels zur Erde. Vor ihm dehnte sich, mit Schnee und Eis bedeckt, eine weite öde Gegend, über welche ein kalter Nachtwind schaurig dahinsauste. Über ihm aber schimmerte der Himmel mit seinen Myriaden von Sternen, und die Strahlenden schienen ihm zum hohen Dome der Seligkeit emporzuwinken. Zwischen den Sternen aber erblickte er Dorotheens Lichtgestalt, und es vernahm sein Geist die Worte: „In diesen Gestirnen voll ewigen Glanzes erblicke die unverwelklichen Blumen des Paradieses! Wohl dem, der da wandelt, wo sie blühen! Erkenne Gott, und Du wirst selig sein! Ein Strahl aus Gottes Lichtmeer ist des Menschen Seele. Vergänglich ist die irdische Blume des Leibes, unsterblich aber

der Geist, geschaffen für die Ewigkeit, die ein endloser Gedanke des Entzückens ist." —

Theofilus entschlummerte, von dieser himmlischen Erscheinung überwältigt. Als er am nächsten Morgen, vom Goldpurpur der aufgehenden Sonne umflossen, erwachte, eilte er in den Palast des Statthalters, trat mit edler Haltung vor den Gewaltigen, und sprach mit sanfter Stimme: „Herr, ich verachte den Götzendienst und seinen Trug; ich bin Christ, Verehrer des einigen und wahren Gottes; ich will sterben als Christ, wie Dorothea. Viele sollen meinem Beispiele folgen. Laß mich tödten! wo nicht, so werde ich vollziehen, was ich geschworen."

Mit abgewandtem Antlitz befahl Sapritius den Schergen: „„Er sterbe durch das Beil des Henkers!"" —

Die letzten Worte des Jünglings lauteten: „Heilige! Ich folge Dir. Gott, nimm mich auf zu den unvergänglichen Blumen des Paradieses!" —

Sein Beispiel entflammte Viele, den wahren Gott zu bekennen.

Edissa.

Artaxerxes, der Perserkönig, eben so glühend in seiner Liebe, als heftig in seinem Zorn, hatte seine Gemahlin Vasthi verstoßen, weil sie es einmal wagte, dem Befehle ihres Gebieters zu trotzen. Schmerz und Reue folterten ihn über den zu raschen Schritt, aber sein Stolz erlaubte ihm nicht, das gesprochene Wort der Verbannung zu widerrufen. Vergebens bemühte sich Haman, des Königs Schmeichler und Liebling, unter den edeln und schönsten Töchtern des Landes Eine aufzufinden, welche würdig wäre, jenen Verlust zu ersetzen; der König blieb ungerührt. Düstere Schwermuth umnachtete den Geist des sonst so lebensfrohen Beherrschers des mächtigen Perserreiches; selbst der Aufenthalt in der Frühlings-Residenz Susa *) vermochte es nicht, ihn zu erheitern.

Das Abendroth goß seinen Purpurschimmer auf die lilienreichen Gärten des Palastes und der Stadt. Der stolze

*) Susa bedeutet im Persischen eine Lilie. Die Stadt erhielt diesen *Namen* vermuthlich deshalb, weil dort besonders viele *Lilien wuchsen.*

Haman, der sich sonst immer nur mit einem zahlreichen, prächtigen Gefolge zu zeigen pflegte, ritt jetzt, nur von einem einzigen Diener begleitet, mißmuthig durch die theils von Persern, theils von Juden bewohnten Straßen. Je länger er ritt, je mehr verfinsterte sich sein durch stechende Augen und scharfe Züge widriges Gesicht. Schon war er an das äußerste Ende der Stadt gekommen, wo einzeln die letzten Häuser standen. Plötzlich hielt er die Zügel des stillstehenden Pferdes an. Er selbst saß unbeweglich, und die Blicke des Staunenden hafteten auf dem Vorgärtchen eines einsamen Hauses. Leise sprach er zu sich selbst: „Höchst seltsam! Was das weite Perserreich, bis an seine fernsten Gränzen durchsucht, nicht bietet, — die Blume der Schönheit — sie blüht hier so nahe, und mir war es vorbehalten, sie zu finden!"

Er sprengte nun rasch zu dem Hause hin. In dem mit Lilien überfüllten Vorgärtchen saß ein bejahrter Mann von hoher, kräftiger Gestalt mit geistvollen, großen Augen, und ehrlichen aber trotzigen Gesichtszügen, auf einer Bank; vor ihm stand ein Mädchen, das sich eben gebückt hatte, eine Lilie zu pflücken, und in ihrer edelschlanken, in ein weißes Kleid gehüllten Gestalt, vom Abendroth verklärt, eine Lilie unter den Lilien zu sein schien.

Diese Erscheinung machte selbst auf den ungläubigen, unheiligen Haman einen solchen Eindruck, daß er im ersten Augenblick nicht wußte, ob ein Fantasiebild ihn täusche oder ob er in der Glanzumflossenen ein überirdisches Wesen erblicke. Er erwachte aus seinem traumähnlichen Zustande erst

dann, als seine flammenden Blicke den durchbohrenden des Fremden begegneten. Wie der Funke aus zwei zusammenschlagenden Kieselsteinen hervorspringt, so entbrannte zwischen den beiden Männern, eh' sie noch ein Wort gesprochen hatten, der grimmigste Haß. Des Fremden Zorn entglühte über Haman's beleidigenden Hochmuth und über die frechen Blicke, die er auf die schamhaft zur Erde schauende Jungfrau heftete. Haman bemühte sich, die in seinem Innern gährende Wuth zu verbergen, erboßt, daß der Ausdruck von Seelenstärke und Willenskraft, welche aus dem ganzen Wesen des Fremden hervorleuchteten, auf ihn eine beinahe Grauen erweckende Macht ausübten. Das heiße Blut noch mehr zu reizen, ergriff ihn der Gedanke, daß dieser Mann vielleicht der Dämon sei, der es wagen würde, sich seinem Vorhaben mit dem Mädchen kühn entgegen zu stellen.

Haman stieg vom Pferde, trat in das Gärtchen, wendete sich, ohne den Mann nur eines Blickes zu würdigen, an die hocherröthende Jungfrau, begrüßte sie mit aller ihm möglichen Freundlichkeit, und sagte: „Lilie unter den Lilien! Zierde dieses Gärtchens! Du wärest würdig, die Zierde eines Thrones, jetzt Königin der Blumen, auch Königin eines großen Reiches zu sein. Wie in diesem Augenblick der Glanz des Himmels Dich umströmt, möge bald auch alle Pracht der Erde Dich umgeben, und Beide mögen sich vereinigen, Dir zu huldigen, Dich zu verklären!" —

Die Jungfrau, den Schmeichelworten zürnend, und dennoch wie von einem Zauberdufte betäubt, vermochte kein Wort zu erwiedern. Sie erhob das schöne Antlitz mit den

großen dunklen Augen voll Seele und Unschuld, und deutete mit anmuthiger Bewegung der rechten Hand schüchtern gegen den Sitzenden.

An diesen wendete sich jetzt Haman, Hoheit in jeder Miene und Geberde, mit gebieterischem Ton: „Haman bin ich. Der Letzte des Perserreiches kennt mich. Wer bist Du?"

Der Fremde stand auf, beugte sein Haupt, und sprach mit fester Stimme:

„Mardochai, der Jude ist's, der vor Dir steht, nicht groß wie Du, doch geachtet, wie irgend Einer im Perserreich."

Haman. Und wer ist diese?

Mardochai. Eine elternlose Waise, Edissa *), die Tochter meines verstorbenen Bruders. In mir ehrt sie den Ohm und Pflegevater.

Haman. Den König aber mehr als Dich, denn sein Wille ist Gesetz uns Allen.

Nach diesen Worten bestieg Haman sein Pferd, nickte freundlich lächelnd der Jungfrau, ohne den Oheim weiter zu beachten, und flog pfeilschnell dahin. Mardochai sprach grollend: „Welcher böse Geist führte den hochmüthigen Günstling des Perserkönigs in den stillen Bereich unserer friedlichen Einsamkeit? Wehe ruf' ich über ihn, den Verhaßten, den Feind des Volks von Israel! Böses treffe den Bösen!" —

Indeß Mardochai seinen Zorn in diese Worte ergoß, hatte Haman die Stadt und seinen Palast

---

*) Auch Hadassa oder Esther benannt.

erreicht. Er trat in ein prächtig geschmücktes Gemach, legte sich auf weiche, seidene Kissen, und gab sich, indem das erhitzte Blut des Leidenschaftlichen ruhiger zu fließen begann, folgenden Gedanken hin:

„An Schönheit gleicht ihr Keine; aber sie ist eine Jüdin. Dies muß dem König ein Geheimniß bleiben, wo nicht für immer, wenigstens jetzt noch. Königin soll, Königin muß sie werden, als Königin aber meine Sklavin bleiben. Beherrsche Du, Edissa, den Herrscher, damit ich euch Beide beherrsche! Die Macht Deiner Schönheit sei das Mittel, meine Macht zu erhöhen! Leite Du den Liebebethörten! Ich leite das Reich, und selbst die Jüdin, verblendet durch Glanz des Thrones und die Gewalt der Leidenschaft, helfe mir meinen gerechten Haß gegen ihr Volk ausführen." —

So schlau berechnend und ohne den geringsten Zweifel in das sichere Gelingen seines ehrgeizigen Planes zu setzen, sprang Haman von den Kissen empor und eilte, von Ungeduld beflügelt, zum König, zu dem unangemeldet einzutreten, ihm einzig und allein gestattet war. Außerdem war auf jedes unangemeldete Eintreten die Todesstrafe gesetzt, und die Königin selbst durfte nur dann, wenn sie eigens gerufen wurde, oder auf ihre besondere Bitte die Erlaubniß dazu erhalten hatte, im Gemache des königlichen Gemahls erscheinen.

Haman meldete dem König, daß es ihm gelungen sei, die Perle der Schönheit zu finden, die Einzige, die würdig wäre, einen Thron zu schmücken, den mächtigsten aller Herrscher zu erfreuen, und der Welt den schönsten Mann als Gemahl der schönsten Frau zu zeigen. Der Leidenschaftliche,

schon durch die Schilderung in Flammen auflodernd, befahl, die reizende Jungfrau zur Stunde in den Palast zu führen. Der Befehl wurde sogleich in Vollzug gesetzt.

Hegai, der Oberkämmerer, von einer Abtheilung der königlichen Leibwache begleitet, trat in das Haus des Mardochai, verkündend, daß er im Namen des Königs erscheine, Edissa als erwählte Braut in den Palast zu führen. Das Mädchen sank erblassend in die Arme des Oheims, der mit zornfunkelnden Augen ausrief: „Wer will sie mir entreißen? Sie ist mein!" —

„Sie ist die Braut des Königs, dessen Sklave Du bist," erwiederte Hegai. — „Soll sie, auf Deine Leiche tretend, den Thron besteigen?"

Mardochai erkannte, wie vergeblich und gefährlich der geringste Versuch von Widersetzlichkeit sei. Er beugte sein Haupt und sprach mit dumpfer Stimme: „Des Königs Wille ist Gesetz." —

Der Oberkämmerer warf über die zitternde Jungfrau einen Schleier, und führte sie zum Palankin, welchen sie bestieg. Mardochai folgte in geringer Entfernung mit gesenktem Haupte.

Als der Zug am Thore des königlichen Palastes anlangte, öffnete Haman, der Ankunft harrend, den Palankin, und reichte der Heraustretenden die Hand. Mardochai drängte sich vor. Haman rief mit gebieterischem Ton: „Zurück!" —

Mardochai faltete die Hände und sprach mit durchdringendem Ton voll Schmerz und Verzweiflung: „Nur der lebenslangen Trennung letztes Abschiedswort gestatte mir, o Herr!" —

Haman nickte Gewährung. Mardochai legte seine Rechte auf das Haupt der Verschleierten und flüsterte: „Ich gebiete Dir, dem König zu verschweigen, daß du dem Volke Israels angehörest. Gelob' es mir, so wahr Du an Jehova glaubst!" — Edissa erwiederte: „Ich gelob' es!" —

Haman zog ihn zurück mit den Worten: „Vergiß nicht, daß Du jetzt der lebenslangen Trennung letzte Abschiedsworte sprachst! Für immer bleibt Dir der Palast verschlossen. Dein Pflegekind ist nun Dir, so wie jedem Andern, Königin." —

Mardochai stand lange, einem Steingebilde gleich, stumm und starr am Thore des Palastes. Der freche Spott und das laute Hohngelächter der Umstehenden erweckte den wachen Träumer. Er blickte mit wildrollenden Augen auf die Menge, und entfernte sich dann mit langsamen Schritten, ohne das, was um ihn vorging, wahrzunehmen. Sein Inneres war zu aufgeregt, um eines äußeren Eindruckes fähig zu sein.

Indessen war Edissa in ein reich und schön ausgeschmücktes Gemach geführt worden. Sieben Jungfrauen, ihr zu dienen bestimmt, empfingen die Eintretende mit allen Zeichen der Demuth und Ehrfurcht. Sie wurde mit einem Gewande vom kostbarsten Stoffe bekleidet; Haupt, Nacken und Arme wurden mit Edelgestein und goldnem Geschmeide geziert. Ein mit Sternen von Diamanten und Rubinen durchwirkter Schleier umgab das lockenreiche Haupt, ein goldener Gürtel den schlanken Leib. Als sie im vorgehaltenen Silberspiegel ihr Bild erblickte, schrak sie vor ihrer eigenen

Pracht und Schönheit zurück, blickte mit thränenfeuchten Augen zum Himmel, dann zu Boden, und sprach: „Jehova! Dein Wille geschehe!“ —

Der König saß auf seinem goldstrahlenden Thron. Edissa, geführt von Haman und dem Oberkämmerer, näherte sich mit bebenden Schritten. Als sie die Stufen des Thrones erreicht hatte, hoben die beiden Führer den Schleier vom gesenkten Haupte der Jungfrau, auf deren Antlitz Todesbläße mit Purpurglut wechselte. Worte des Erstaunens gingen von den Augen des entzückten Königs aus. Er sagte mit sanftem Ton: „Gönne mir einen Blick!“ —

Edissa erhob das Haupt; ihr erster Blick drang wie ein Lichtstrahl in sein Herz. Er sprang auf, eilte über die Stufen des Thrones, küßte sie auf die Stirne, drückte sie an sein Herz und rief: „Du bist mein; ich bin Dein! Himmelsblume der Schönheit! Eine neue Lebenssonne geht in Dir mir auf; mein ganzes Reich juble in ihrem Glanze! Sprich, Holde! Nein! sprich keine Worte! Dein Blick nur spreche, daß Du mich nicht hassest, und ich bin glücklich!“

Edissa bewegte die Rosenlippen, um zu sprechen, aber Thränen, die den Augen entglitten, schienen, auf den Rosen der Wangen und der Lippen ruhend, die Worte zu hemmen, wie der Abendthau die Stille der schweigenden Nacht bringt. Der König, vor diesem Vereine von blendender Schönheit und holder Anmuth, von Seelengröße und Herzensgüte, wortarm verstummend, sagte nach langem Schweigen: „Sei mir willkommen himmlisches Traumbild! Diese Thränen, die allen Glanz Deines kostbaren Schmu-

ckes beschämen, sollen bald ihr schwaches Ebenbild finden in den Perlen des Diadems, das ich auf Dein Haupt setzen will!"

Er wendete sich nun an Haman und Hegai: „Sie leidet. Geleitet sie sogleich in ihre Gemächer. Der schönste Theil meines Palastes sei ihre Wohnung; ihr zu dienen wetteifere, wer mir dient! Dir aber, Geliebte, den ersten Beweis zu geben, welcher Opfer die glühendste Liebe fähig ist, gelobe ich, daß das gebührende Zartgefühl meine heiße Sehnsucht beherrschen soll, und daß diese nach Deinem Anblick schmachtenden Augen nicht eher als bis am Tage der Vermählungsfeier Dich wieder schauen wollen! Bereitet ein Fest, würdig dieses schönsten Tages!" —

Dankbar lächelnd mit nassen Augen und tief gerührt, schied Edissa, in ihrem Herzen das Bild des Hohen, dessen Liebe sich so edel und so zart geäußert hatte.

Schon war der große Tag erschienen. Tausende drängten sich um den Palast. Die Thore wurden geöffnet und zwischen den in zwei Reihen stehenden Leibwachen schritt die Menge der, aus allen Ständen des Reiches, geladenen Gäste, Perser und Israeliten, durch die ungeheuren Höfe in die königlichen Gärten, deren Umfang kaum zu übersehen war. Hohe Baumgänge führten hier zu frischgrünenden, mit zahllosen Blumenbeeten prangenden Rasenplätzen, durch welche silberschimmernde Bäche sich dahin schlängelten. Auf einer Erhöhung zeigte sich ein offener, mit Allem, was Kunst und Natur darbot, geschmückter Prunksaal, zu dem man über hundert, mit Bildern von Gold und Silber verzierte Stu-

sen emporstieg. In dieses Heiligthum der Freude wandelten nur die Vornehmsten des Reiches durch große Hallen, in welchen kostbare Teppiche vom reichsten Farbenwechsel, Schatten und Kühlung verbreitend, an silbernen und goldenen Ringen von den weißen Marmorsäulen herab hingen. Auf zahllosen Tischen schimmerten Gefäße von Gold und Silber mit den erlesensten Speisen und Weinen. Aus Gebüschen scholl Musik, fröhlich und lieblich. In der Mitte des Saales erhob sich der königliche Purpurthron, blitzend von Edelsteinen aller Art. Dem Throne gegenüber öffnete sich die Aussicht auf eine weite, fruchtbare und reizende Landschaft in reicher Fülle wechselnder Mannigfaltigkeit.

Endlich erschien der König, umgeben von den Würdenträgern seines Hofes; von der entgegen stehenden Seite trat Edissa mit ihrem zahlreichen weiblichen Gefolge hervor. Lautschallender Jubelruf, dann tiefe Stille. Der König reichte der verschleierten Braut die Hand und führte sie zum Throne, vor welchem ein mit den kostbarsten Kleinodien belegter Tisch stand. Er winkte den Satrapen und Ersten des Reiches, und betheilte sie mit Geschenken. Dann erhob er sich vom Thronsitze und sprach: „Ormuzd! Quell des Lichtes und des Lebens! Geber alles Guten und Schönen! Heil Dir! Preis und Dank Dir! Wie Du mich beglückest, so will ich, Dein Ebenbild auf Erden, Glück ausströmen über mein Reich. Erlassen sei dem Perservolke jede öffentliche Abgabe für die Dauer eines Jahres! Gestattet sei den in meinem Reiche anwesenden Gefangenen vom Volke Israels nach Jahr und Tag die Rückkehr in ihre Heimat!

Dich, Haman, erhebt Dein Herr und König zur Würde des Ersten der sieben Reichsfürsten, und der Rang vor allen meinen Satrapen sei Dein! Du aber, Edissa, Sonne der Schönheit, Blume der Anmuth, Perle jeder Tugend! Du empfange aus meinen Händen das Höchste, was ich geben kann, und sei die Erste nach mir!" —

Mit diesen Worten setzte er ihr das, von Gold, Edelsteinen und Perlen strahlende königliche Diadem auf das Haupt, küßte sie und verließ mit ihr den Saal. So ward sie, die Demüthigste im ganzen Reiche, nun die Herrlichste. Tausendstimmiges Lust- und Jubelgeschrei folgte dem erhabenen Brautpaar.

Als der König den Augen entschwunden und der jubelnde Nachruf verhallt war, drängte sich die ganze Versammlung, die Vornehmsten an ihrer Spitze, um Haman, vor dessen Glück, Macht und Herrlichkeit der noch kaum hochgepriesene König in den Schatten zurückweichen mußte. Da die Menge den Allgewaltigen jetzt noch mehr fürchtete als sie den König liebte, so wurde er mit Lobpreisungen und Schmeicheleien überhäuft. Die Bezeigung der tiefsten Ehrfurcht ging so weit, daß der hohe und der niedere Pöbel vor ihm, wie vor dem Könige selbst, die Knie beugte. Dadurch entartete der Hochmuth des Stolzen in herzlosen Übermuth.

Als Haman am Thore des Palastes sein reichgeschmücktes Pferd bestieg, empfing ihn der endlose Jubelruf der Menge, die gleichfalls die Knie vor ihm beugte. Nur Einer unter den vielen Tausenden beugte sie nicht, und dieser Eine war Mardochai. Die Nahestehenden geboten ihm

die Kniebeugung, er aber erwiederte mit lauter Stimme: „Nie sollt ihr mich zwingen, einem Menschen eine Ehrfurcht zu bezeigen, die jener Anbetung gleicht, welche nur Gott, dem Ewigen, allein gebührt!" —

Haman hörte diese Worte und warf dem aufrecht Stehenden, als er an ihm vorüberritt, einen Blick voll Hohn und Verachtung zu; seine Seele durchzuckte aber, wie der Blitz ein schwarzes Gewölk, der furchtbare Gedanke: „Ein Verbrechen an meiner Größe und an mir selbst würde ich begehen, wollte ich mich an Einem, wollte ich mich an Dir rächen, elendes Nichts! Aber für den Frevel Deiner Vermessenheit soll meine Rache Dein ganzes Volk treffen, so wie der Tod auf dem Schlachtfelde Tausende würgt, wie die Sonnenglut Millionen Mücken versengt und zerstäubt!" —

Mit solchen vernichtenden Gedanken sprengte Haman durch die Scharen, die mit gebeugten Knien ihm abgöttische Verehrung bezeigten. Die Menge zerstreute sich; Mardochai allein stand unbeweglich an einem der Pilaster des Palastthores. Die Erbitterung seines Innern sprühte Flammen aus seinen Augen; einzelne dumpfe Worte verkündeten den Ingrimm der Seele: „Mein, vielleicht auch meines Volkes Verderben sinnest Du, vom Hochmuth Entmenschter! Jauchze nicht! Jehova waltet; er wiegt auf gerechter Schale jede That, mein Recht, Dein Unrecht. Du willst zerstören; der allgütige will erhalten. Das Jahrhundert des Frevels und des Götzendienstes zieht vorüber; Du selbst rufst sein Ende herbei, wirst verwesen auf den

Trümmern des grausamen Wahnes; aber kommen wird die Zeit der Wahrheit zum Heile meines Volkes. Nie sollen die Knie meines Volkes, das nur dem Einen Gott anbetend dient, sich beugen der Allgewalt und dem Übermuth eines Unmenschen, der höher stehen als sein König und Gott gleich sein will! Tödte, würge, zerstöre, sprich Hohn jeder göttlichen Fügung; Ich erblicke im Dunkel der Nacht den Strahl der Gnade! In Mitte Deiner Gräuel erblickt mein Geist die von Gott Erwählte, die Retterin meines mißhandelten, zermalmten Volkes. Sei Du der böse Geist; als seinen Engel hat Jehova sie berufen, sie auf den Thron erhoben, zu beglücken die Treuen, die Ihm dienen." —

In diesen Gedanken wurde Mardochai durch den königlichen Kämmerer Harbona unterbrochen, den einzigen, der ihm schon ehmals gut war und jetzt Mitleid fühlte für den armen Oheim, dem, wie einem Verbrecher, nicht einmal gestattet ward, sein geliebtes Pflegekind von Zeit zu Zeit nur auf wenige Augenblicke zu sehen. Er suchte den Leidenden zu trösten, so gut er es vermochte, und verließ ihn bald wieder, um seinem Dienste vorzusteh'n. Mardochai setzte sich in den Schatten hinter eine einsame Säule, die den Ruhenden deckte und verbarg. Kaum waren einige Minuten verflossen, als zwei königliche Kämmerer kamen, und sich auf eine vor der Säule stehende Bank setzten. Sie sprachen zuerst sehr leise, nach und nach aber, als Beide sich ereiferten, immer heftiger, endlich so laut, daß Mardochai, aufmerksam werdend, jedes Wort vernehmen konnte. Der Inhalt des Gespräches betraf eine von Haman an-

gesponnene Verschwörung, deren Zweck dahin ging, den König zu tödten und sich selbst auf den Thron zu schwingen. Bei dem nächsten Feste sollte das Verbrechen verübt werden, über dessen Art und Weise, so wie über einige der Mitverschwornen, und ihre eigenen Hoffnungen auf verheißenen Lohn, die beiden Kämmerer sich besprachen, die, nur vor sich blickend, allein zu sein glaubten. Einer derselben bemerkte sogar, daß Haman auf den Thron um so mehr Anspruch habe, als er aus dem ehmaligen Geschlechte der Könige der Amalekiten abstamme.

Sie verließen den Ort. Mardochai blieb in seinem Hinterhalt so lange verborgen, bis er den ihm geneigten Kämmerer Harbona wieder in die Nähe kommen sah. Er theilte dem Erstaunenden sogleich mit, was er so eben vernommen hatte, und bat ihn dringend, den König durch den Oberkämmerer Hegai von der ihm drohenden Gefahr benachrichtigen zu lassen. Der Oberkämmerer, welcher dem Könige die Schreckenskunde brachte, wagte es nicht, den gefürchteten Haman zu nennen; er begnügte sich, nur die beiden Kämmerer anzuklagen. Die Folge davon war, daß Haman, der das volle Vertrauen des Königs besaß, obschon er selbst das Haupt der Verschwörung war, den Auftrag erhielt, die Sache zu untersuchen. Der Heuchler, der sich, ohne je die Geistesgegenwart zu verlieren, in Alles zu finden wußte, betheuerte dem Könige, daß er selbst der Erste gewesen sei, der die Verschwörung entdeckt habe; nur die Absicht, noch mehr Mitverschworne zu entdecken, habe ihn bestimmt, noch bis zum nächsten Tage die Sache geheim zu

halten. Des Mardochai that er gar keine Erwähnung. Die gegen das Leben des Königs gerichtete Verschwörung sagte er, sei das Werk der mißvergnügten Juden, und jene beiden Kämmerer seien bestochene Mitverschworne derselben, des mörderischen Anschlages bereits überwiesen und zum Tode verurtheilt.

Haman, voll Furcht, daß es ihnen doch gelingen könnte, etwas gegen ihn auszusagen, ließ die Todesstrafe schon am nächsten Tage an Beiden vollziehen. Hierauf eilte er zum König und schilderte ihm die, im Perserreich befindlichen Juden als ein ewig unruhiges, dem Könige feindlich gesinntes, aufrührerisches, höchst gefährliches Volk, mit den grellsten Farben, und es gelang ihm, den König in der ersten Aufwallung seines Zornes dahin zu bringen, daß er einen ihm sogleich vorgelegten Befehl zur Vertilgung aller Juden unterzeichnete. Haman ließ von diesem Befehle mehrere Abschriften machen und sandte sie an alle Satrapen des Reiches, denen er den dreißigsten Tag des nächsten Monats als den zur allgemeinen Judenvertilgung bestimmten bezeichnete.

Der Oberkämmerer ließ das ganze Ereigniß, so wie jede merkwürdige Staatsbegebenheit, dem uralten Herkommen gemäß, in die königlichen Jahrbücher des Reiches eintragen, doch nicht so wie Haman die Sache dem König entstellend vorgetragen hatte, sondern der Wahrheit getreu.

Den schrecklichen Befehl des, seinem Volke drohenden Unheils erfuhr Mardochai durch den ihm geneigten Kämmerer Harbona, der es auch auf sich nahm, der Königin

durch eine ihrer Dienerinnen eine Abschrift jenes Befehls zu senden, damit sie durch ihre Fürbitte bei dem Könige, der sie innig liebte, das ihrem Volke drohende furchtbare Schicksal abwenden wolle.

Als Edissa den ihr überreichten königlichen Befehl gelesen hatte, welcher die Vertilgung ihres Volkes in allen Provinzen des persischen Reiches anordnete, entfiel das Blatt ihren Händen. Sie erstarrte und vermochte nicht ein Wort zu sprechen, aber die zum Himmel erhobenen Augen verkündeten die Größe ihres Schmerzes. Als sie endlich die Bitte Mardochai's vernahm, der ihr dringend an's Herz legte, daß sie sogleich zum König eile, als Fürbitterin für ihr dem Verderben preisgegebenes Volk, da stieß sie einen Schrei des Entsetzens aus. Nach langem Schweigen sprach sie endlich mit matter Stimme: „Kann ich? darf ich? spricht nicht das Gesetz den Tod aus über jeden Unterthan, Mann oder Weib, der es wagt, unberufen vor dem Könige zu erscheinen? O mein Pflegevater! was verlangst Du von mir? Hat Deine Liebe zu mir sich in Haß verwandelt? willst Du mich opfern?" —

Sie sank kraftlos auf die seidenen Purpurkissen des nahen Ruhebettes, schwer athmend, die Hände ringend. Ein gewaltiger Kampf bewegte ihr Inneres; plötzlich sprang sie auf, von einem großen Gedanken ergriffen, und sprach: „Jehova! Auch hierin erkenne und verehre ich Deinen heiligen Willen; er gibt der Verzagenden hohen Muth, der Schwachen Thatkraft. Du, Allmächtiger, hast des Königs Liebe mir zugewendet, Du hast mich auf den Thron er-

hoben als Dein unwürdiges Werkzeug, das Verderben vom Volke Israels abzuhalten! Du hast mich erkoren zur Retterin von Tausenden! Deinen Willen erfüllend, eile ich gegen das bestehende Verbot zum König und wage mein Leben für mein Volk." —

Sie sank auf die Knie, erhob das Haupt und die Hände zum Himmel und betete: „Du allein, o Gott, bist unser König, bist der König der Könige! Von Dir allein strömt uns alle Macht und Herrlichkeit. Gib meiner Seele Muth! Lege Worte der Kraft in meinen Mund! Erbarme Dich meiner! Erbarme Dich meines Volkes! Finden wir auf Erden keine Hilfe, keinen Schutz, so sei Du unser Vater, unser Helfer, unser Schützer! Du weißt es Allwissender, daß ich Dir stets in Demuth gedient, daß nie ein Gedanke des Stolzes sich meiner Seele bemächtigt hat, daß ich glücklich war in meiner frohen Armuth. Nicht mein Bestreben, nur Dein heiliger Wille hat das königliche Diadem mir auf das Haupt gesetzt, das mich nicht länger schmücke, als ich Dir würdig diene. Dir, Jehova, sei mein Diadem, sei mein Leben geweiht, Dir, der Beides mir gab!" —

Edissa erhob sich, rief ihre Dienerinnen, und ließ sich mit dem schönsten und reichsten, von Gold und Edelsteinen schimmernden Gewande bekleiden. So ging sie, das Diadem auf dem Haupte, in ihrem ganzen königlichen Schmucke, herrlich wie eine Fürstin, und lieblich wie eine Braut, zum Könige; so schritt sie, begleitet von zwei Dienerinnen, welche die Schleppe ihres Kleides trugen, durch eine Reihe von Gemächern bis zu des Königs Prunksaal, an dessen Eingang

sie stehen blieb. Ihr erröthendes Antlitz blühte in Schönheit, ihre Augen glänzten in Lichtschmelz. Sie verbarg ihre Trauer und die Angst ihres Herzens, indeß der volle Schmuck des Prachtgewandes ihre Anmuth wie Rosenlicht den Abendhimmel umgab, und der Entschluß ihrer edlen That jede Miene verklärte.

Artaxerxes, auf dem Throne sitzend und das Angesicht der Thüre zugewendet, erblickte die Eintretende. Sie schlug den Schleier zurück. Purpurröthe übergoß des Königs Wangen; die Glut des Zornes funkelte in seinen Augen. Edissa erblaßte, Thränen perlten aus ihren Augen, jede einzelne mächtiger, als ein Strom der rührendsten Worte. Das Gewicht des entscheidenden Augenblicks lastete auf ihr. Sie wankte, sie sank beinahe zu Boden. Der König flog über die Thronstufen, faßte die Sinkende in seine Arme und hielt sie fest umschlungen, bis sie wieder zum Bewußtsein kam. Dann sprach er mit dem mildesten Ton der Liebe: „Zitt're nicht! Das Todesgesetz, das Allen gilt, — Dir gilt es nicht! Lichtquell meines Lebens! Du sollst nicht sterben!" —

Edissa beugte sich und küßte den Szepter. Der König legte ihn als Zeichen der Verzeihung auf ihre Brust, küßte den Mund, und sagte: „Sprich aus den geheimsten Deiner Wünsche! Verlangst Du die Hälfte meines Reiches? sie sei Dein, so wahr Du die Hälfte meiner Seele bist!" —

Edissa, wohl wissend, daß es in Persien Sitte sei, beim Gastmahl keiner Bitte so leicht die Gewährung zu versagen, bat nun, heiter und zärtlich, den König, morgen mit Haman bei ihr zu speisen. Da wolle sie ihre Bitte vor-

tragen. Der König befahl sogleich, den Minister für den nächsten Tag zum Mittagsmale zu laden. Und so ward denn Edissa's Wunsch und Bitte erfüllt in dem Augenblicke, wo Alles verloren schien!

Als Haman den Ruf erhielt, schwoll seine Seele, weit entfernt, das angenehme Gefühl der Freude zu genießen, von unbändigem Stolz, doch schwand auch dieser bald wieder, da er diese Auszeichnung nur für eine ihm gebührende Ehrenbezeigung erkannte. Er bestieg sein prächtig geschmücktes Pferd, das so stolz zu sein schien wie er selbst, und ritt mit einem glänzenden Gefolge durch die Hauptstraßen der Stadt. Als er am königlichen Palaste vorüber zog, erblickte er am Thore die ernste, hohe Gestalt des Mardochai, der, während alle Übrigen die Knie beugten, düster und unbeweglich wie ein marmornes Schreckbild stand. Da loderte der Zorn des Gewaltigen in helle Flammen auf. „Wie?" murmelte er in sich hinein, „Muß die verhaßte Nachtgestalt des Verwegenen sich wie ein böser Dämon in den Lichtglanz meiner Herrlichkeit drängen? Nur mich und ihren Gebieter ladet die Königin zur Tafel; ein sicheres Zeichen, daß sie des niedrigen Pflegevaters sich schämt, der, ihr zum Trotz, sich im Gefühl seiner Verworfenheit mit dem Pöbel vor dem Thore des Palastes herumtreibt! Er ist selbst von ihr vergessen und preisgegeben; von mir werde er vernichtet!" —

Haman ließ den Unglücklichen ergreifen und in seinen Palast führen, fest entschlossen, ihn am nächsten Tage in einem der Höfe an einer Säule hängen zu lassen, nach diesem Vorspiele dann an der königlichen Tafel zu schwelgen.

Am Hofe der persischen Könige bestand die altherkömmliche Gewohnheit, die Tagesbegebenheiten des Reiches in eigene Annalen zusammen zu schreiben, aus welchen sich die Könige von Zeit zu Zeit vorlesen ließen. Dies war damals das Geschäft des Kämmerers Harbona. Es traf sich, daß in der, auf jenen schönen Tag folgenden Nacht kein Schlaf die Augen des Königs besuchte. Grollend dem ihn fliehenden, dem Armen so willfährigen Wohlthäter, berief er den dienstthuenden Kämmerer Harbona in das Schlafgemach, und befahl ihm, einige Blätter aus den Jahrbüchern laut zu lesen. Harbona — war es Zufall oder Absicht — las diejenige Stelle, worin die Verschwörung der beiden Höflinge gegen das Leben des Königs und ihre Entdeckung durch Mardochai erzählt wurde.

Die Erzählung lautete aber nicht, wie Haman es wollte, sondern der Wahrheit gemäß. Harbona las: „Mardochai, ein Israelite von gemeiner Abkunft, kam sehr oft an die Pforte des königlichen Palastes, um sich nach dem Wohlbefinden der Königin, zu welcher der Zutritt ihm nicht gestattet war, als Ohm und Pflegevater zu erkundigen.

„Der Arme ist zu bedauern, daß ihm der Zutritt versagt werden mußte;" sagte der König.

Harbona fuhr fort: „Da vernahm er das Geflüster zweier Höflinge, die sich gegen das Leben des Königs verschworen hatten. Mardochai ließ sogleich die Königin davon benachrichtigen, durch welche dem König die Kunde der ihm drohenden Gefahr zu Ohren kam. Die Sache wurde untersucht, die Wahrheit der Angabe und der Thatbestand

der Verschwörung erwiesen. Die Verräther büßten mit dem Leben.“ —

Der Vorleser hielt inne; der König sagte: „Lies weiter! Welche Belohnung ward dem treuen Mardochai zu Theil?“ — Harbona erwiederte: „Keine!“ —

Purpur entglühte auf den Wangen des Königs, in dessen Innern Zorn und Beschämung kämpften. Beide bewältigend, sagte er endlich ruhig und ernst: „Mardochai soll königlich belohnt werden, wie er es verdient!“ —

Als am nächsten Morgen Haman zur gewöhnlichen Stunde vor dem König erschien, sprach dieser mit würdevoller Hoheit, nicht ohne Beimischung von Bitterkeit: „Du, den ich über alle Fürsten des Reiches erhob, der Erste nach mir und der Erste in meinem Vertrauen! Du, dessen Weisheit und redliche Sorgfalt für das Wohl meines Volkes ich vor Allem berathe! Sprich: Welche ehrenvolle Auszeichnung mag hinreichen, einen mir treu ergebenen Mann würdig zu belohnen?“ —

Haman, in seinem stolzen Selbstgefühle überzeugt, des Königs Frage könne keinen Andern meinen als ihn, erwiederte rasch: „Derjenige, den der König vor allem Volke auszeichnend ehren will, möge, bekleidet mit dem königlichen Purpur, auf seinem Haupte das königliche Diadem, des Königs Leibroß besteigen, und, von den Ersten des Hofes begleitet, durch alle Straßen der Stadt ziehen unter dem Rufe eines Herolds: So wird Derjenige geehrt, dessen Verdienste der König belohnen will!“ —

Der König sagte: „Es sei! So gehe denn hin, und

vollziehe das, was Du selbst ausgesprochen hast, sogleich an — Mardochai! Hüte Dich ja, nicht das Geringste davon unbeachtet zu lassen!" —

Entsetzen, Schmerz und verholner Ingrimm raubten dem hochmüthigen Haman beinahe das Bewußtsein und die Besinnung. Die häßliche Verzerrung aller Gesichtszüge, denen er das falsch-freundliche Gepräge der willfährigsten Ergebenheit aufdringen wollte, gab seinen Mienen den Ausdruck eines Verbrechers. Er verließ nach einer stummen Verbeugung, mit gesenktem Haupte, schwankend und leichenblaß den Saal.

In seinem eigenen Palaste angelangt, befahl er, dem gefangenen Mardochai die Bande zu lösen, ihn mit einem Purpurgewande zu bekleiden und ein Diadem auf sein Haupt zu setzen. Als dies geschehen war, ließ er dem staunenden Mardochai, dem diese Ausschmückung nur als ein, der Todesstrafe vorangehender Spott und Hohn erschien, durch einen der Diener den Befehl des Königs verkünden, ohne irgend einer Veranlassung desselben zu erwähnen.

Mardochai wurde nun freundlich genöthigt, das ihm vorgeführte Leibpferd des Königs zu besteigen. Die Ersten am königlichen Hofe erschienen, und der Zug, von Haman selbst geführt, setzte sich in Bewegung. Das Gerücht der sonderbaren Erscheinung hatte sich blitzschnell durch die Stadt verbreitet. Alle Straßen und Plätze füllten sich mit Neugierigen. Dem Mardochai, dem die Menge nun alle, dem König gebührende Ehrenbezeigungen erwies, schien das Ganze ein neckender Traum, und er war sich selbst ent-

fremdet. Erst als der Zug wieder im Palast anlangte, erklärte der boshafte Haman dem Mardochai die Ursache dieser besondern Auszeichnung. Man brachte ihm nun ein prächtiges Kleid, welches er von nun an tragen sollte; er aber weigerte sich, und erklärte, daß er nie ein anderes Kleid als sein altes aschgraues auf seinem alten Leib tragen wolle. „Ich habe die Pflicht des Gerechten erfüllt. Laßt mich nun zieh'n in Frieden!“ — Mit diesen Worten ergriff der Greis, dem Alles, was eben vorgegangen war, Gaukelspiel und Blendwerk schien, seinen Knotenstab und wanderte still und ernst seiner Hütte zu.

Indeß war die Stunde gekommen, da Haman an der königlichen Tafel erscheinen mußte. Verzagt, mißmuthig und von düstern Gedanken gequält, trat er in den Speisesaal. Der König erschien, Edissa an seiner Hand. Des Vorgefallenen wurde mit keinem Worte gedacht. Der König war ungewöhnlich heiter, Edissa bezaubernd liebenswürdig. Scherz beflügelte das Gespräch. Aus jedem goldenen Weinbecher schienen die Strahlen der Freude aufzuschimmern. Als das Mahl zu Ende war, sagte der König: „Edissa, meine Erwählte aus Tausenden! Willst Du mir nun Deine Bitte vertrauen? Ich glühe vor Verlangen, sie zu gewähren; ja, ich wiederhole: Wolltest Du auch die Hälfte meines Reiches, — sie wäre Dein in diesem Augenblick!“ —

Edissa, das schöne Antlitz von verschönernder Rosenglut übergossen, die holden Augen von Thränen und Lichtglanz erfüllt, erwiederte mit steigender Begeisterung: „O mein König und Gebieter, vernimm! Dem Stamme Israels gehör' ich an.“

Haman erblaßte; Edissa fuhr fort: „Habe ich vor Dir Gnade gefunden, so bitte ich, schone mein Leben — —

„Du zitterst für Dein Leben?" rief der König, „Du, die das Licht meines Lebens ist?" —

Edissa fuhr fort: „Schone mein Leben, schone das Leben des Volkes, dem ich angehöre! Man will uns zertreten, erwürgen, vertilgen. Wir haben einen Feind, dessen Grausamkeit und Hochmuth selbst des Königs Ehre und Leben gefährdet." —

Der König sprach mit dem Blicke der Vernichtung: „Und wer ist dieser Feind?" —

Mit erhobener Stimme und mit vorgestreckter Hand rief Edissa: „Er, der hier sitzt, Haman, er ist der Feind, der uns vernichten, Dir den Ruhm der Fürstengröße rauben will!" —

Diese muthvolle Anklage der Königin setzte den Schuldigen in solchen Schrecken, in solche Verwirrung und Betäubung, daß er, sich selbst und alle gebührende Ehrfurcht vergessend, der Königin zu Füßen stürzte und mit dem wilden Ungestüm der Verzweiflung ihre Knie umfaßte. Der König, entrüstet über die frevelhafte Verwegenheit, sprang zornglühend empor, und seinen Lippen entflog das Todesurtheil, laut hallend durch den Saal. Haman der Verhaßte, ward sogleich ergriffen, weggerissen, gebunden und mit verhülltem Haupte fortgeführt. Einer der Höflinge sagte: „Noch steht in Hamans Palaste die fünfzig Ellen hohe Säule, an welcher Mardochai hängen sollte." — Der König rief: „An dieser find' er selbst den Tod!" — Der Königin

Thränen floßen, als sie die Schmach und die Gefahr vernahm, welche ihrem Pflegevater drohten.

Der König drückte die holde Gemahlin an seine Brust und sprach liebkosend: „Diese bittern Schmerzensthränen — ich will sie in Thränen der süßesten Freude verwandeln!“

Er befahl dem Oberkämmerer Hegai insgeheim, daß Mardochai sogleich vor ihm erscheine. Der Greis saß auch zu dieser Stunde wie gewöhnlich, an einer Säule vor dem Thore des königlichen Palastes. Er wurde in seinem schlichten aschgrauen Mantel durch die Reihen der staunenden Höflinge und Leibwachen vor den König geführt. Edissa sank, als sie ihn erblickte, mit einem Ausrufe des Entzückens in die Arme des Königs. Dieser aber sprach: „Du, Retter meines Lebens! Du stehe von nun an mir zur Seite und sei nach mir der Erste in meinem Reich! Damit Du aber Dein neues Amt Dir und Deinem Pflegekinde zur Freude beginnen mögest, so sei Dein erstes Geschäft, daß Du den zur Vernichtung Deines Volkes erlassenen Befehl mit meinem königlichen Siegel widerrufest!“ —

Auf Mardochai's und Edissa's Bitten genehmigte der König zum Andenken der Rettung der im persischen Reiche zerstreuten Israeliten, die Einsetzung eines Festes, welches von denselben noch jetzt, nachdem beinahe drei und zwanzig Jahrhunderte seit jener Zeit verflossen sind, unter dem Namen Purim gefeiert wird.

Inhalt.

Seite

Erzählungen und Novellen.

Der letzte Cazik 3
Marko, der Bandit 35
Vier Heilmittel der Eifersucht 45
Fleiß und Faulheit 127
Adolar und Roberto. Zwei in Einem 191

Legenden und biblische Bilder.

Die Macht tes Gebetes 213
Der Tochtermörder 229
Zillah 251
Die Blumen des Paradieses 255
Edissa 279

Gedruckt bei C. Ueberreuter.






Stanford University Libraries
3 6105 015 207 603
PT
2388
.K83
1843
v.5/6




Stanford University Libraries
3 6105 015 207 603

